LUMERA EXPEDITION

WAR

JONA SHEFFIELD

Lumera Expediton

War

Jona Sheffield

Lumera Expedition
War

Science Fiction Roman

Jona Sheffield

Redaktion: Dr. Peter Schäfer
Cover: Olivia Pro Design

1. Auflage, 2020
Friederike Schaffeld
Rheinfelder Straße 4
41539 Dormagen

Jona.sheffield@lumera-expedition.com
Lumera-expedition.com

Inhalt

Im Angesicht der unendlichen Existenz des Universums, seiner Sterne und Planeten,
dürfen wir unsere Existenz
dennoch nicht für zu gering erachten.

E. Grebrov (Astronomin)

Prolog

John
Juli 2385 | Dschungel

Schmerz. Das war alles, was John fühlte. Ein diffuses Pfeifen hüllte seine Gedanken ein. Er stöhnte auf. Feiner Staub nahm ihm die Luft zum Atmen, und er verspürte einen starken Hustenreiz. Er versuchte sich zu bewegen, ertastete eine Baumwurzel und griff nach halb vertrockneten Blättern. Der Geschmack von Blut breitete sich in seinem Mund aus.

Er konnte seine Umgebung nur schemenhaft erkennen, weshalb er ächzend mit einem Ärmel über seine Augen wischte. Er sah an sich herunter. Noch mehr Blut. War er noch am Leben? Er war sich nicht sicher. John versuchte, etwas zu hören, aber da war nichts. Nur dieses unerträgliche Pfeifen.

Die Granate hatte ihn knapp verfehlt.

»John, John … hey! Geht es dir gut?«, vernahm er plötzlich Ethans Stimme über sein Kommunikationsimplantat.

»Weiß nicht«, antwortete John. Zum Glück beeinträchtigte das Piepen die Übertragung der Gedanken nicht, und sein BID funktionierte.

»Du lebst, John«, schaltete sich Andrew, der Android, ein. »Deine Vitalwerte sind stabil. Die anderen rücken zu deiner Position vor. Bleib an deinem aktuellen Standort.«

»Guter Witz!«, war alles, was John dazu einfiel. Er konnte sich kaum rühren, und außerdem: Wohin hätte er schon gehen sollen? Seine Healthbots zeigten ihm an, dass er nicht tödlich verletzt war und die Behebung der bestehenden Verletzungen bereits eingeleitet sei. Er hatte eine Platzwunde am Kopf – eigentlich nichts Wildes. Aber die leichte Gehirnerschütterung, jedenfalls diagnostizierte das sein BID, durfte er nicht auf die leichte Schulter nehmen. Ansonsten hatte er nur kleinere Blessuren, die durch zersplitterndes Holz entstanden waren.

John rieb sich intensiver über das Gesicht und schaffte es, das Blut endlich so zu verwischen, dass er sein rechtes Auge wieder ganz öffnen konnte.

»Verdammte Scheiße«, keuchte er. Er konnte keine zehn Meter weit sehen. Da waren Sträucher und Bäume, aber der Rest war verwaschenes Grün. Kein Wunder, er war ja auch noch immer mitten im Dschungel. Aber wo steckte Nuno? Er brauchte seine Waffe, die in der Satteltasche des Tieres steckte. Und wo waren Robert und Ethan? Eben hatten sie auf den Rücken der massigen, mächtig bezahnten Tiere gesessen und sich gemeinsam durch das Unterholz gekämpft. Und nun lag John verletzt und mutterseelenallein im Dschungel von Lumera.

John aktivierte den Sichtfilter seiner Kontaktlinsen und sah sich erneut um. Endlich, rechts von sich erblickte er Nuno. Sein Gollgos lag mit verdrehtem Hals da. Das Tier musste tot sein, denn der Brustkorb hob und senkte sich nicht mehr, und die Öffnungen der beiden Rüssel auf seinem Kopf waren verschlossen. Davon abgesehen war Nuno blutüberströmt. Schnell blickte John sich um. Er suchte nach Robert und Ethan und hielt zugleich Ausschau nach seinen Feinden. Sollten diese ihn jetzt in die Finger bekommen, wäre das sein Todesurteil. Er konnte allerdings niemanden entdecken. Ferne Explosionen hallten dumpf durch den Dschungel, und er spürte die Vibration des Bodens. John vermutete die Kidj'Dan etwa hundert Meter westlich von sich an der Frontlinie. Aber seine beiden Freunde konnten noch nicht weit weg sein. Sie waren ja eben noch neben ihm gewesen.

John dachte kurz an ihren Plan und hoffte, dass er funktionierte. Peter, James, Andrew und Ondras kämpften gerade auf der anderen Seite des Dschungels um den Erfolg ihrer Mission, während er und die anderen hier die Stellung hielten.

Das Piepen im Ohr wurde langsam leiser, und er spürte die Einschläge der Granaten in der Umgebung nicht mehr nur, er hörte nun auch klar deren heftige Detonationen, die von fernen Schreien begleitet wurden.

Der Rauch um ihn herum lichtete sich nun merklich, und John hatte seine Augen zudem weitestgehend vom Blut befreit, sodass er wieder besser sehen konnte. Hoffentlich kamen die anderen schnell. Er musste schleunigst verschwinden, bevor ihn die nächste Granate erreichte. Er hatte so gut wie keine Chance, sollte er auf sich allein gestellt bleiben.

Schritte näherten sich. Eine raue, ihm unbekannte Stimme rief irgendetwas. John konnte nicht verstehen, was es war. Waren es Fox' Leute? Er hatte nicht einmal seine Waffe zur Hand, und bis zu seinem Reittier konnte er es kaum schaffen, um sie sich zu schnappen. So ein Mist!

»John! Gott sei Dank!« Roberts heisere Stimme, die von hinten kam, erlöste ihn aus seiner Starre. »Endlich habe ich dich gefunden! Eben wart ihr noch neben mir und plötzlich … boom … ein lauter Knall – und du warst verschwunden. Als ich dein Gollgos am Boden sah, dachte ich, du wärst … na ja, aber da bist du ja…«, Robert verharrte mitten im Satz und riss die Augen auf. »Mann, du siehst vielleicht übel aus! Ich habe nur ein paar Kratzer. Warst du mein Schutzschild, oder was?«

John prustete seine Erleichterung über Roberts Auftauchen so heftig durch die halb geschlossenen Lippen, dass das Blut, das noch immer über sein Gesicht lief, nur so spritzte. Robert stand mit besorgter Miene über ihm und musterte ihn. Sein Gollgos zerrte am Halfter und tänzelte unruhig hin und her.

»Bestimmt war ich dein Schutzschild. Robert, gut, dass du da bist«, krächzte John. »Ich wollte dich gerade kontaktieren. Wir müssen los. Die anderen sind auf dem Weg zu uns. Kannst du mir auf dein Gollgos helfen?« John sah sich um, während Robert ihm auf die etwas wackligen Beine half. »Wo ist Ethan?«

»Er ist ein Stück hinter mir geblieben und passt auf, dass uns niemand überrascht. Wir haben zwar schon Feindberührung gehabt, aber wir waren schnell genug. Ethan schießt unglaublich, dem macht in der Hinsicht wirklich keiner was vor. Ich bringe dich erstmal hier raus und reite dann wieder zu den anderen Kidj'Dan. Sie brauchen jeden Mann«, rief Robert, um den heranstürmenden Gefechtslärm zu übertönen.

Roberts Gollgos war noch immer in Alarmbereitschaft. Sein hektischer Atem stank nach Kadaver. John wurde schlecht, aber vielleicht lag es auch an seinem in den Keller sackenden Kreislauf.

Irgendwie gelang es ihnen, seinen angeschlagenen Körper auf das Tier zu hieven. Seine Finger krallten sich um die dicken Schuppen, die die Haut des Gollgos schützend umgaben. John spürte, wie das Tier vor Nervosität seinen großen Kehlsack immer wieder aufblähte. Einem der beiden Rüssel, die auf dem Kopf des Tieres saßen und die wild umherzuckten, schaffte John nur knapp auszuweichen. Der Gollgos schien den Feind zu wittern.

Sie waren hier nicht sicher. John musste schnell an einen sicheren Ort, um zu regenerieren. Mithilfe der Healthbots müsste er in einigen Stunden wieder kampfbereit sein.

Gerade als Robert sich hinter ihn auf das Gollgos geschwungen hatte und das panisch kreischende Tier antrieb, den Rückweg anzutreten, spürte John eine Druckwelle, die ihn augenblicklich wieder vom Rücken des Tieres fegte. Holzsplitter schossen um ihn herum, und der Knall der Detonation dröhnte in seinem Kopf. John wollte brüllen, wollte leben. Er war noch nicht bereit für das Ende. Aber bevor seinem Mund ein Ton entweichen konnte, sank sein Bewusstsein in tiefe Dunkelheit.

1 – James

April 2385 | Three Moon

Zielstrebig schritt General James Lenoir den langen Gang des neu errichteten Regierungsgebäudes entlang. Laut hallten seine Schritte auf dem Steinboden wider. Einige Mitarbeiter, die seinen Weg kreuzten, grüßten respektvoll. Zwei seiner Soldaten, an denen er vorüberschritt, salutierten.

Vor den großen Flügeltüren des Kabinettssaals blieb er stehen und richtete die Abzeichen seiner Uniform. Kraftvoll stieß er schließlich die Türen auf. Die 28 Mitglieder erhoben sich, als er den Raum betrat. Das Kabinett war vollzählig. Er ging um den langen Tisch herum und nahm am Kopfende der anderen Seite seinen Platz ein. Mit einer Geste bedeutete er den Anwesenden, sich zu setzen.

James räusperte sich. Sein Blick flog kurz nach rechts zu seinem Stellvertreter Steve, der sein halbvolles Wasserglas offenbar zu Staub zu zerdrücken versuchte. Mark Jones, der Leiter der Abteilung für Sicherheit, hatte nun auch Platz genommen. James konnte also endlich beginnen.

»Werte Abgeordnete«, begann er seine Ansprache, »ich freue mich, dass wir uns heute hier zusammenfinden konnten, um ein Resümee des vergangenen halben Jahres zu ziehen. Wir haben hier auf Lumera bereits viel erreichen können. Die wesentliche Infrastruktur der Basis, die laut Abstimmung nun Three Moon heißt, steht, wir haben fließend Wasser und Strom, und es befindet sich eine weitere Basis im Aufbau. Wir liegen also voll im Zeitplan.«

Lenoir machte eine kleine Pause. Einige der Abgeordneten spendeten Applaus, indem sie auf die mahagonifarbene Tischplatte klopften. James nickte in die Runde.

»Für die Erforschung und Kolonisierung haben wir vor wenigen Monaten planmäßig den Ausnahmezustand verhängt, der mir als militärischem Vorgesetzten die vollständige Befehlsgewalt übertragen hat. Aber so hilfreich und verantwortungsvoll mein Amt

auch sein mag: Ziel ist es, diesen Zustand schnellstmöglich aufzuheben und einer demokratisch gewählten Regierung den Weg zu ebnen. Sie alle, natürlich auch ich, sehnen die Ankunft unserer Armada von achtzehn weiteren Raumschiffen herbei, und wenn wir endlich vollzählig sein werden, können wir unserem verfassungsmäßigen Auftrag nachkommen, einen freiheitlich-demokratischen Staat zu gründen. Der Plan sieht vor, dass ich meine Verantwortung als Oberbefehlshaber einer politischen Instanz übertrage, sobald der Ausnahmezustand aufgehoben werden kann. Wir wissen alle, dass wir, die neuen Bürger von Lumera, darauf warten! Denn die Voraussetzungen für die Aufhebung des Ausnahmezustands sind, dass dieser Planet für uns als sicher angesehen und von der Menschheit wie geplant besiedelt werden kann. Ist dieses Ziel erreicht, werde ich mich zurückziehen und die Regierungsgeschäfte an die neuen Volksvertreter von Lumera übergeben, von denen die meisten bereits auf der Erde demokratisch gewählte Vertreter waren.«

James Blick glitt zu Sicherheitschef Jones. Der sommersprossige Mann startete seinen Holocube, der auf dem Tisch lag, und erhob sich anschließend. Es erschien ein etwa ein mal ein Meter großes Hologramm von Three Moon über dem Tisch.

Mark Jones übernahm das Wort. »Guten Tag, General, und guten Tag werte Abgeordnete. Zunächst zu den Sicherheitsaspekten dieses Planeten. Nachdem wir nun große Teile des Dschungels, des Gebirges und der Steppenlandschaft untersucht, kartographiert und analysiert haben, kennen wir nach Einschätzungen meines Teams und den hinzugezogenen Wissenschaftlern die größten Gefahren, mit denen wir in unserer neuen Heimat konfrontiert sind.«

Es erschienen verschiedene Tiere über dem Holocube, die alle nicht besonders vertrauenserweckend aussahen.

»Dieses reptilienartige Raubtier«, er zeigte auf ein skurriles Wesen mit riesigen Zähnen und zwei Rüsseln auf dem Kopf, »hat bereits drei Menschen getötet, unter ihnen eine unserer besten Wissenschaftlerinnen. Es ist ungemein gefährlich, hat sich Three Moon aber bislang nicht genähert. Auch die anderen drei Kreaturen, die Sie hier sehen, sind extrem gefährlich. Viele der hier beheimateten Pflanzen und Insekten sind außerdem hochgiftig oder stark halluzinogen.«

Es schwebten einige farbenprächtige schwammartige Pilze, wundersame Pflanzen, dicke Würmer, spinnenartige Insekten und

Riesenlibellen über dem Cube.

»Aber wir kennen die Gefahren, die von ihnen ausgehen, und können ihnen entsprechend begegnen«, erklärte Jones abschließend. Er ließ das Gesagte für lange Sekunden wirken und setzte sich wieder.

»Vielen Dank, Mr. Jones! Es gilt nach wie vor die Regel, dass niemand ohne bewaffnete Begleitung die Basis verlassen darf«, erklärte James.

»Alle Exkursionen werden akribisch protokolliert. Zwischenfälle jedweder Art werden statistisch erfasst und ausgewertet. Sollte es zu einer Verschiebung der Gefahrenlage kommen, können wir jederzeit das Security Level erhöhen. Unter den gegebenen Sicherheitsvorkehrungen sind die Flora und Fauna von Lumera aus unserer Sicht jedoch weitgehend prognostizierbar und somit sicher. Es ist so, dass ...«

»Das nennen Sie sicher?«, unterbrach ihn der Abgeordnete Akito Tanaka.

»Mr. Tanaka, ich bitte Sie höflichst, meinen Ausführungen bis zum Ende Aufmerksamkeit zu schenken. Anschließend können wir über Ihre Einwände diskutieren. Aber wir folgen auch hier auf Lumera gewissen Regeln. Und diese Regeln gelten auch für Sie. Deshalb möchte ich Sie bitten, mich ausreden zu lassen.«

James bemerkte, dass Elias Fox die Lippen zusammenkniff. Er wusste, dass Fox nur darauf wartete, dass James den Ausnahmezustand aufhob, um nach der Macht zu greifen, bevor die noch fehlenden Raumschiffe ihr Ziel erreichten. James spürte wieder einmal seine Abneigung gegenüber diesem Intriganten. Wäre es nach James gegangen, hätte er die Führung so lange übernommen, bis eine ordentliche Wahl stattgefunden hätte. Aber es ging hier nicht darum, Fox in Schach zu halten. Das höhere Ziel war es, den Menschen, die hier lebten, ein Gefühl von Sicherheit und Rechtsstaatlichkeit zu vermitteln. Viele waren unsicher, ob Lumera wirklich der geeignete Ort für eine neue Existenz war. Diese Ängste musste er den Menschen schnellstens nehmen.

James erklärte nochmals, was alle Anwesenden bereits wussten: »Wir haben im Moment eine Übergangsregierung ohne einen Präsidenten. Aufgrund des Ausnahmezustands bin ich als General Ihr Oberbefehlshaber. Ich wurde nicht gewählt, sondern auf der Erde von der Regierung dazu bestimmt. Ich möchte und muss diesen Ausnahmezustand aufheben, da die Situation ihn nicht mehr

erfordert. Bis alle Schiffe eingetroffen sind, wird der Kongress die Regierungsspitze bilden. So ist es vorgesehen, und an diesem Punkt befinden wir uns nun.«

Ein lautes Tuscheln setzte ein, während alle immer wieder auf die Grafik über dem Holocube blickten. Dort befand sich, für alle sichtbar, der Plan der hierarchischen Strukturen, die so durch die Unterschrift des Präsidenten der Vereinigten Staaten besiegelt worden waren. Alle Länder, die in die Planung der Kolonisierung von Lumera involviert gewesen waren, hatten diesem Plan zugestimmt.

»Ich bitte um Ruhe!«, fuhr James dazwischen. »Ich möchte Sie alle darüber informieren, dass ich den Ausnahmezustand per sofort aufheben werde. Ich werde die Bürger von Three Moon gleich im Anschluss an dieses Meeting darüber informieren. Ich … muss auf ein wichtiges politisches Faktum hinweisen, das für alles Weitere entscheidend ist: Dr. Elias Fox …«

James senkte den Blick, aber nur für den Bruchteil einer Sekunde. Ihm war klar, dass er nun Entschlossenheit ausstrahlen musste. »Dr. Elias Fox«, wiederholte James, »wurde von der Regierung auf der Erde dazu berufen, die politische Führung zu übernehmen, bis die erste große Wahl in der Kolonie stattgefunden hat. Ich lege also mein Amt hiermit nieder und übergebe die Regierungsgeschäfte an Dr. Fox. Nehmen Sie das Amt des designierten Präsidenten der Lumera-Kolonie an?«

Ein leichtes und selbstzufriedenes Lächeln huschte über das Gesicht des Angesprochenen. Fox zog seine buschigen Augenbrauen nach oben und erklärte mit klarer Stimme: »Ich nehme das Amt an und versichere, jederzeit im Sinne des Volkes zu handeln.«

James zwang sich zu einem neutralen Nicken. »In zwei Tagen werden wir Sie vereidigen«, erklärte er und erhob sich.

Epsilon Eridani stand bereits tief am Horizont. James nannte diesen Stern in Gedanken stets Sonne, auch wenn er sich davon durchaus unterschied. Der Stern strahlte nicht so stark und sein Licht wirkte rötlicher, doch Lumera war trotz der großen Entfernung zu seinem Zentralgestirn keineswegs kühl. Im Gegenteil: Der Dschungel gedieh prächtig und James hatte sofort Gefallen an dem unendlichen Grün gefunden.

Epsilon Eridanis Licht fiel in die Kantine hinein, sodass James den Helligkeitsfilter seiner Kontaktlinsen aktivieren musste, um

nicht beim Essen geblendet zu werden.

Nachdem er zu Ende gegessen hatte, lehnte er sich entspannt zurück und nippte an seinem Getränk.

Er beobachtete, wie Elias Fox die Kantine des Regierungssitzes betrat. Na, das konnte ja spannend werden.

»James«, begrüßte Fox ihn.

»Guten Abend, Elias. Setzen Sie sich doch.«

Dr. Elias Fox nahm ihm gegenüber Platz und klatsche etwas unwirsch mit den Händen auf die Tischplatte. James beließ es dabei, lediglich innerlich mit den Augen zu rollen.

»Ich freue mich, dass Sie mir nun das Ruder überlassen. Dennoch muss ich sagen, dass ich etwas verwundert bin.«

James zog die Augenbrauen hoch. »So?«

»Nun, eigentlich weiß doch jeder, dass wir hier nicht wirklich sicher sind. Da draußen laufen Kreaturen herum, die eiskalte Killer sind. Und Sie, wertester General, tun so, als wäre das ein Streichelzoo«, sagte Fox.

Nachdem er es geschafft hatte, den Salzstreuer versehentlich zu öffnen und seinen Inhalt über den halben Tisch zu verteilen, sprach er irritiert weiter: »Das Risiko, das von diesen Kreaturen ausgeht, überragt ja bei Weitem alles, was wir auf der Erde kannten.«

Umständlich wischte er das Salz vom Tisch.

»Deshalb auch die Sicherheitsbestimmungen, die für alle gelten. Hören Sie, Elias, es ehrt Sie, dass Sie sich sorgen, aber ich habe alle Aspekte genauestens geprüft und abgewogen. Den Menschen hier ist es wichtig, in einer sicheren Umgebung leben zu können, und dass Strukturen geschaffen werden, die sie von der Erde gewohnt sind. Die Siedler brauchen eine demokratisch gewählte Führung, keine militärische. Und diesen Punkt haben wir nun erreicht.«

Ein Android stellte Fox ein malzfarbenes Getränk vor die Nase. Mit offenbar gespielter Genüsslichkeit nippte er daran. Ein provokantes Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus.

»Tja, wie dem auch sei. Ich habe da meine eigenen Ansichten. Und nur zu Ihrer Information: Ich werde diese Viecher zur Jagd ausrufen. Es wird das Beste sein, sie auszurotten. Dann sind wir dieses Übel los.«

»Elias, was reden Sie denn da, ich bitte Sie, das meinen Sie doch nicht ernst! Diese Tiere sind für uns keine Gefahr. Das habe ich doch bereits erklärt. Hören Sie mir denn überhaupt nicht zu?«

James beugte sich unter den Tisch und wischte ein paar

Salzkörnchen von seinem Stiefel. Aus dem Augenwinkel sah er Fox' Fersen auf und ab hüpfen. Bewusst langsam richtete er sich wieder auf und fixierte Fox ausdruckslos.

»Doch, ich denke ich konnte Ihnen durchaus folgen, James«, sagte sein Gegenüber. »Aber drei getötete Menschen reichen Ihnen ganz offensichtlich nicht als Beweis, dass es gefährliche Biester sind? Das sehe ich anders. Und meine Leute sehen das genauso.«

James schüttelte den Kopf und rollte mit den Augen. »Ihre Leute? Seien sie doch nicht albern!«, spuckte er aus.

»James, ich lasse mich nicht umstimmen. Ich will nicht, dass wir hier *vielleicht* sicher sind. Ich will, dass wir hier *garantiert* sicher sind!«, erklärte Elias, leerte sein Glas und knallte es zurück auf die Tischplatte, sodass der Metalldeckel des Salzstreuers klimpernd zu Boden kullerte.

James verzog keine Miene. »Der arme Salzstreuer, Elias! Brauchen Sie ihn wirklich als rhetorische Stütze?«

»Jetzt haben Sie auch noch Mitgefühl mit Gegenständen?«, blaffte Fox zurück.

James konnte nicht anders, als die Fäuste unter dem Tisch zu ballen. »Noch einmal: Wollen wir auf Lumera wirklich dieselben Fehler machen, mit denen wir schon die Erde in den Untergang getrieben haben? Wir haben nicht das Recht, in ein bestehendes Ökosystem einzugreifen, verstehen Sie das denn nicht? Wir kennen die Folgen eines solchen Eingriffs nicht. Sind Sie denn so dermaßen borniert, dass Sie das nicht begreifen?« Er spürte, wie die kalte Wut in ihm emporstieg. Fast bereute er seine Entscheidung, den Ausnahmezustand aufgehoben zu haben. Aber nun gab es kein Zurück mehr.

Fox erhob sich, während er entgegnete: »Ganz im Gegenteil. Ich glaube, dass Sie die bornierteste Person auf diesem Planeten sind, James, nicht ich. Schauen Sie sich doch mal an! Sie spielen sich hier auf wie der Allmächtige höchstpersönlich. Moralisch immer überlegen, aber völlig abgehoben. Und wenn unsere Leute da draußen sterben, halten Sie halt eine feine Grabesrede.«

Fox hob seine Hände wie zum Gebet gen Himmel.

»Ich bin ab morgen der Präsident dieser neuen Nation. Ich bin das Staatsoberhaupt, der Regierungschef und der Oberbefehlshaber«, zählte Fox auf und betonte das Gesagte mit erhobenem Zeigefinger.

James kämpfte gegen den Drang, laut loszulachen.

»Befehligen Sie mal schön Ihre kleine Armee – aber unter meinem Kommando – und lassen Sie mich meine Arbeit machen. Die Biester werden zur Jagd freigegeben, und ich treffe von nun an alle Entscheidungen, ob es Ihnen nun passt oder nicht. Und wagen Sie es nicht, sich in meine Angelegenheiten einzumischen, ansonsten ergeht es Ihnen schlecht, verstehen Sie das?«

Elias erhob sich und wandte sich zum Gehen.

James konnte es nicht fassen. Fox schien Argumenten gegenüber völlig resistent zu sein. Und er schien auch nicht aus den Fehlern lernen zu wollen, die die Menschheit am Ende zur Flucht vom eigenen Heimatplaneten gezwungen hatte.

Er versuchte, sich zu beruhigen und so souverän und staatsmännisch wie möglich zu klingen, als er sagte: »Hören Sie mir gut zu, Elias. Ich respektiere das Amt, das Sie in Kürze bekleiden werden und halte mich an die geltenden Regeln und Gesetze. Aber wenn Sie glauben, mich mit Drohungen einschüchtern zu können, kennen Sie mich schlecht. Auch wenn ich meinen Posten als Oberbefehlshaber aufgebe, habe ich weiterhin die Verantwortung gegenüber der Armee und der gesamten Bevölkerung, das Beste für deren langfristige und dauerhafte Sicherheit zu tun. Ich genieße das Vertrauen meiner Truppen und der Bevölkerung und werde mich von Ihnen nicht zu hastigen, unüberlegten Schnellschüssen hinreißen lassen.«

James hatte sich erhoben und stand nun kerzengerade vor Fox, den Blick fest auf ihn gerichtet. Der ließ sich davon allerdings nicht beeindrucken, sondern grinste ihn weiterhin stoisch an.

»Wir werden sehen, James. Wir werden sehen. Ich wünsche Ihnen einen schönen Abend.«

James saß an seinem Schreibtisch. Vor ihm standen drei virtuelle Monitore. Da er altmodisch war, lagen auch Zettel, Stifte und Ordner herum. Gleich war es an der Zeit, den Bewohnern von Three Moon zu verkünden, was das Kabinett bereits wusste. Er ließ sich die Uhrzeit anzeigen.

Noch sechs Minuten bis zur Ansprache. Es waren bereits alle informiert wurden, dass er, der General, für 17.30 Uhr eine Ansprache angesetzt hatte.

Was die Rede betraf, war James gelassen. Er hatte schon größere Reden gehalten, und diese Nachricht war für die Bewohner der Basis als durchweg positiv anzusehen. Aber Elias Fox war eine

andere Sache. Der drahtige, blonde Mann hatte die Gabe, eine unwahrscheinliche Präsenz an den Tag zu legen. Betrat er den Raum, zog er die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich. Das hätte James gut gefunden, wenn sie sich nicht so uneins gewesen wären. Fox war intelligent und charismatisch, keine Frage, und gerade das, in Kombination mit seinen psychopathischen Zügen, machte ihn so gefährlich.

James stand auf und füllte sein Wasserglas, indem er es in die dafür vorgesehene Halterung in der Wand stellte.

Er fragte sich, was seine eigenen Ambitionen waren. Er wollte Frieden, hatte er doch auf der Erde genügend Krieg erlebt. Er wollte Sicherheit für die Menschen hier und natürlich auch eine demokratisch gewählte Führung. Wollte Fox denn etwas anderes? Vielleicht nicht, aber sein Verhalten war völlig irrational. Immerhin wollte er in ein bestehendes und funktionierendes Ökosystem eingreifen, ohne die möglichen Konsequenzen auch nur ansatzweise geprüft und hinterfragt zu haben. Das war nicht nur ein Schnellschuss, das war schlicht gefährlich und völlig unangemessen für einen angehenden Präsidenten.

Oder war James vielleicht zu kritisch, weil Fox für ihn das Chaos auf der Erde verkörperte? Denn wenn er ehrlich zu sich war, tat er das selbst ja auch. Auch das Militär hatte damals beim Massen-Suizid mitgespielt. Naürlich auf Anweisung der Regierung, aber trotzdem. War er denn überhaupt in der Position, zu urteilen?

James trat zum Fenster und blickte hinaus. Vor ihm lag Three Moon, sein neues Zuhause. Kaum zu glauben, wie schnell sich dieser Ort von einer provisorischen Zeltstadt in eine moderne Stadt gewandelt hatte. Vor ihm lag der Prozessionsplatz. Die Gebäude im Stadtzentrum waren bereits weitestgehend fertiggestellt, die Straßen waren befestigt und überhaupt funktionierte die gesamte Infrastruktur mittlerweile fast reibungslos. In den nächsten Jahren würden noch achtzehn weitere Raumarchen eintreffen, deren Passagiere dann auf Three Moon und eine zweite Basis, die gerade entstand, aufgeteilt würden. Es lag noch eine Menge Arbeit vor ihnen, aber James scheute nicht den Blick nach vorne. Zumindest, solange Fox nicht querschoss und alles zunichte machte, was mühevoll aufgebaut worden war.

Mittels BID gab er den Befehl, das Fenster zu schließen. Leise surrend fuhr es zu. James holte noch einmal tief Luft, ging zurück zum Schreibtisch, sammelte seine Unterlagen akribisch ein und

legte sie zur Seite. Aus der Schublade holte er seinen Holo-Cube, platzierte ihn vor sich auf dem Tisch und aktivierte ihn.

»Bürger von Lumera, zu Ihnen spricht General James Lenoir«, sagte James mit fester Stimme und blickte in den kleinen Würfel, wohl wissend, dass ihn gerade rund 48 000 Kolonisten, die Passagiere der sechs von insgesamt 24 Raumschiffen, die Lumera bereits erreicht hatten, beobachteten.

»Ich habe Ihnen einige wichtige Dinge mitzuteilen, die Ihre volle Aufmerksamkeit erfordern. Bitte legen Sie Ihre Arbeit für einen Moment nieder und hören Sie mir zu.«

James gab den Zuhörern einen Moment Zeit, sich zu sammeln, bevor er weitersprach.

»Ziel meiner Anstrengungen ist es, hier auf Lumera das Fortbestehen der Menschheit zu sichern. Wir sind hierhergekommen in der Hoffnung, dass dieser Planet bewohnbar ist und uns eine neue Heimat sein kann.«

James ließ abermals eine kleine Pause verstreichen.

»Meine Aufgabe als General und Oberbefehlshaber dieser Übergangsregierung ist es, sicherzustellen, dass eben dies möglich ist. Der Sicherheitsaspekt steht im Vordergrund meines Handelns. Im Moment herrscht hier auf Lumera, wie es die Situation erfordert, der Ausnahmezustand. Dieser Zustand besteht so lange, bis die Sicherheit aller Menschen unserer schönen Stadt Three Moon und aller zukünftigen Siedlungen sichergestellt ist. Der Sicherheitsleiter Mark Jones hat gemeinsam mit seinem Team alle dafür erforderlichen Maßnahmen ergriffen. Er hat die Umgebung erkundet, mit einem Team von versierten Wissenschaftlern Flora und Fauna analysiert und ein Sicherheitsprotokoll erarbeitet, an das sich jeder auf diesem Planeten zu halten hat. Es wird Ihnen im Anschluss zugesandt. Es erfüllt mich mit großer Freude, Ihnen mitteilen zu können, dass ich den Ausnahmezustand mit sofortiger Wirkung für beendet erkläre. Wenn alle Sicherheitsbestimmungen eingehalten werden, ist dieser Planet als sicher einzustufen. Werte Bürger von Lumera: Ich trete mit Freude von meinem Posten als Oberbefehlshaber zurück, da damit der Grundstein für eine neue, demokratische Regierung gelegt wird. Bis die letzten achtzehn Raumschiffe Lumera erreicht haben, wird eine Übergangsregierung die Geschäfte dieser Kolonie leiten. Wie Sie bereits wissen, wird Dr. Elias Fox als designierter … Präsident die Spitze dieser Regierung bilden, bis in freien, demokratischen Wahlen ein neuer Präsident

gewählt werden kann. Ich wünsche Präsident Fox in seinem Amt, dass er alle seine Entscheidungen zu jeder Zeit mit Bedacht treffen und unser aller Ziel stets im Auge behalten wird.«

Lenoir beendete die Übertragung und entspannte seine Schultern. Er lehnte sich zurück. Jetzt war Fox am Zug.

2 – Julia

April 2385 | Dumras – Dorf der Kidj'Dan

Julia stand hinter Josie. Das kleine Mädchen blickte verträumt auf das Meer hinaus. Die sachte Brandung umspülte dabei Josies Zehen, die sich im Takt einer gedanklichen Melodie auf und ab bewegten.

Julia betrachtete das kleine Mädchen mit den langen blonden Zöpfen, die vom Seewind hin und her gewirbelt wurden. Sie spürte die Sonne auf ihrer Haut und ließ sich von ihren Strahlen wärmen. Für einen Moment schloss sie ihre Augen, um die salzige Luft und das Gefühl der Freiheit zu genießen.

Als Julia ihre Augen wieder aufschlug, sah sie plötzlich ein ganz anderes Bild vor sich. Der Himmel war innerhalb von Sekunden schwarz geworden, und vor ihr türmte sich eine mindestens fünfzehn Meter hohe Welle auf, die donnernd auf sie zurollte.

Sie wollte zu Josie, sie packen und wegbringen – in Sicherheit. Aber ihre Füße steckten im nassen Sand fest. Sie konnte sich nicht rühren und sank mit jedem Versuch, sich aus dieser Umklammerung zu befreien, tiefer in den Sandboden ein.

Schreiend drehte sich Josie zu ihr um und lief mit weit geöffneten Armen auf sie zu, als die Welle sie erfasste und auch Julia mit sich riss. Wasser füllte ihre Lungen und nahm ihr die Luft zum Atmen.

Panisch schoss Julia hoch und schnappte nach Luft. Schweißgebadet und erschöpft starrte sie in das Halbdunkel des Zimmers. Ihr Atem beruhigte sich nur langsam. Nach endlosen Minuten sank sie zurück auf das Kopfkissen. Tränen bahnten sich einen Weg über ihr Gesicht. Warum nur konnte sie Josie in keinem ihrer so häufig wiederkehrenden Albträume retten?

Julia hatte das achtjährige Mädchen, das sie vor ihrer Flucht auf der Erde in einer Flüchtlingsunterkunft betreut hatte, ins Herz geschlossen. Josie war allein gewesen. Ihre Eltern und auch ihr

kleiner Bruder Haley waren bei einer Sturmflut ums Leben gekommen, die den eskalierenden klimatischen Bedingungen geschuldet war. Immer wieder musste Julia an Josies große, traurige Augen denken, die oft ganz verloren vor sich hin gestarrt hatten. Julia schluckte. Der Druck auf ihrer Brust war immer noch da. Und Julia wusste auch genau, was der Grund dafür war: eine Panikattacke.

Julia rieb sich unbewusst die Handgelenke. Ihr war, als trüge sie noch immer die Fesseln. Nur widerwillig dachte Julia an diese erste Zeit im Dorf der Kidj'Dan. Sie wurden von den Einheimischen so behandelt, wie es Besuchern auf der Erde wahrscheinlich ebenfalls ergangen wäre. Sie waren Eindringlinge auf Lumera und eine potenzielle Gefahr, denn die Kidj'Dan wussten nichts über die Menschen. Zumindest nicht genug, um ihnen zu vertrauen. So wurden sie zunächst weggesperrt und beobachtet. Es hatte fast drei Monate gedauert, bis die Ureinwohner Lumeras langsam ihre Skepsis gegenüber den menschlichen Neuankömmlingen überwunden hatten und Julia und ihre Freunde endlich ihre Zellen verlassen durften.

Julia schüttelte die Gedanken an das Geschehene ab und setzte sich auf. Links neben ihr lag Ethan, gerade im Begriff aufzuwachen. Er wirkte so zufrieden und unschuldig, wie er da im Halbschlaf neben ihr lag. Aber er hatte sich verändert. Er war im Laufe der vergangenen Wochen und Monate zunehmend ungeduldig und aufbrausend geworden. Und es war, als hätte er keine Gewissensbisse mehr. Das konnte Julia von sich nicht gerade behaupten. So sehr sie es auch versuchte, sie kämpfte nach wie vor täglich mit den Erinnerungen an ihre Taten auf der Erde, als ob das hier Erlebte nicht ausreichte, um ihre Gedanken auszufüllen.

»Hey«, gab Ethan verschlafen von sich. Er wühlte ein wenig herum und stöhnte schließlich genervt auf. »Jules, gib mir mal die Dose rüber.«

Mit etwas zittrigen Händen zeigte er auf eine kleine abgenutzte Dose, die auf einem Baumstamm lag, den sie in ihrem kleinen Zimmer zu einem Tisch umfunktioniert hatten.

Julia quittierte seine Forderung mit einem Augenrollen: »Meinst du, das ist das, was du nach dem Aufwachen brauchst? Einen

Dörrgras-Joint? Im Ernst?«

»Mein Gott, krieg dich mal wieder ein.«

»Ethan, merkst du denn gar nicht, dass du ohne das Zeug nicht mehr auskommst? Du musst damit aufhören. In geringen Dosen ist es harmlos, aber dein Konsum geht weit darüber hinaus. Vielleicht kann Anastacia dir helfen, oder wir bitten Andrew, auf deinem BID…«,

»Mann, Jules«, unterbrach Ethan sie, »gönn dir selbst mal ’ne Dosis und komm runter. Passt doch hier alles.«

Hörte sie richtig? Meinte Ethan wirklich ernst, was er sagte?

»Sag mal, kriegst du eigentlich noch irgendwas mit, oder bist du schon vollständig umnebelt?«, fragte sie aufgewühlt.

»Ach, Julia, müssen wir echt jede Woche …«

»Ja, verdammt, müssen wir!«, schnauzte Julia. »Ich weiß überhaupt nicht mehr, wo mir der Kopf steht!«

Ethan hob die Hand und wollte etwas sagen, aber nach ein paar Sekunden blies er kraftlos aus und ließ sich zurück aufs Bett fallen.

Stattdessen übernahm Julia das Wort: »Lass mich mal zusammenfassen: Wir wollten die Menschheit auf der Erde vor ihrer Vernichtung retten. Und, hat das geklappt?«

»Ja, schon, wir haben den Scheißbefehl doch gestoppt!« Ethans Lebensgeister kehrten langsam zurück.

»Also, nur falls du es vergessen haben solltest: Einen Scheiß hat es! Ganz im Gegenteil – oder ist dir bekannt, dass es noch Leben auf der Erde gibt?«

Ethan setzte sich auf: »Himmel noch mal, woher soll ich das wissen? Das ist 350 Jahre her, wir haben auf dem blöden Raumschiff alles verpennt! Wir haben versucht, das Richtige zu tun! Außerdem ist der Kontakt abgebrochen, kein Mensch weiß was über die Erde!«

Er legte eine Hand auf ihre Schulter, doch Julia rückte demonstrativ auf Abstand. Wieso kapierte er es einfach nicht?

»Und trotzdem haben wir völlig versagt! Die letzten Nachrichten, die von der Erde kamen, waren doch ganz eindeutig: die gesamte Infrastruktur, zumindest in den USA und auch in vielen anderen Ländern, ist zusammengebrochen. Es gab nicht mehr genug Nahrung für alle. Ich sag es nochmal, Ethan: wir haben versagt«, sagte Julia mit belegter Stimme.

»Quatsch – versagt …! Das FBI hat uns durch drei Staaten gejagt, aber haben sie uns erwischt? Im Gegenteil, wir haben ja sogar noch

Plätze auf dem Schiff gekriegt, wieso regst du dich so auf?«

Julia sprang auf. »Und was ist mit Fay und Gerrit und Marlene?«, rief sie mit Tränen in der Stimme. »Die haben wir total im Stich gelassen, und jetzt sind sie tot.«

Ethan setzte sich umständlich auf den Rand des Betts. »Jetzt hör doch mal auf, du kannst dir nicht an allem die Schuld geben. Lass gut sein!«

»Du hast dein Gewissen sowieso längst ausgeschaltet mit dem bescheuerten Dörrgras!«, murmelte Julia gerade noch laut genug, dass es Ethan halbwegs hören konnte.

Jetzt sprang auch Ethan auf. »Ja, genau, und das Gras hat auch diesen Lenoir dazu gebracht, dass er uns mit seinem ach-so-rechtsstaatlichen Puppentheater vor allen zum Sündenbock umfunktioniert hat.« Er wedelte mit gespreizten Fingern neben seinen Ohren. »Oooh, der heilige Herr General! Oooh, wie gnädig, Herr General, danke! Wir sind ja auch zu feige, uns gleich selbst zu erschießen! Oooh, Herr General, Sie schicken uns in die Verbannung, das ist zu freundlich und auch so herrlich mittelalterlich! Gut, dass wir keine Barbaren sind, oooh!« Er atmete schwer vor Aufregung.

Julia schaffte es nicht, ein kurzes Schmunzeln zu unterdrücken. »Und jetzt stehen wir auf der Abschussliste vom Herrn Oberaufpasser, das ist auch nicht gerade lustig. Wir können froh sein, dass uns die Kidj’Dan geholfen haben. Aber das ändert nichts daran, dass wir hunderte Millionen Menschen dem Untergang ausgeliefert haben, ich weiß einfach nicht, wie ich …«.

»Jetzt fang nicht schon wieder damit an! Ich kann’s nicht mehr *hööören* !«

Julia ließ die Schultern hängen. »Du kapierst es einfach nicht! Es ist völlig sinnlos, mit dir zu diskutieren. Von mir aus kannst du ’ne ganze Scheune von dem Gras fressen, das macht auch keinen Unterschied mehr.«

Sie ließ sich auf die schmale Bank fallen und starrte vor sich hin.

Ethan versuchte offensichtlich, sich zu überwinden, sie in die Arme zu nehmen, schaffte es aber nicht.

Julia konnte ein Seufzen nicht unterdrücken. Resigniert guckte sie dabei zu, wie ihr Partner sich schnell seinen Zähneputzer in den Mund steckte. Ungeduldig kaute er ein paarmal auf der gummiartigen Pille herum und spuckte sie anschließend in das Behältnis zurück. Anschließend nahm er aus seiner kleinen Dose

eine neue Portion Dörrgras und steckte sie sich in den Mund. Ohne ein weiteres Wort verließ er ihre Behausung.

Julia wischte sich schnell eine Träne aus dem Augenwinkel. Es war auch so schon schwer genug, und nun konnte sie nicht einmal mehr zu ihrem Freund durchdringen.

Früher hätte Ethan sie in den Arm genommen, hätte versucht, sie aufzubauen. Sie waren immer füreinander da gewesen. Aber das war einmal. Wenn er sich nicht endlich sein Problem eingestehen würde, wäre ihre Beziehung dem Untergang geweiht.

Unwillkürlich musste Julia wieder an ihren Traum von letzter Nacht denken. Ihr wurde wieder einmal bewusst, dass sie die kleine Josie, die mit Sicherheit nicht mehr am Leben war, ziemlich vermisste. Und Christopher? Der lag auf der Aristoteles noch immer im Kryoschlaf und bekam nichts von allem, was hier passierte, mit. Julias Gedanken flogen zu ihren Freunden Fay, Gerrit und Marlene, die sie auf der Erde zurücklassen mussten. Hatte das FBI sie geschnappt und getötet? Oder waren sie entkommen und später anderen Umständen zum Opfer gefallen? Julia wusste es nicht und würde es auch nie mehr erfahren. Niemand wusste, wie es nun auf der Erde war. Das machte sie fast wahnsinnig.

Sie rief die Uhrzeit über ihren BID ab. Sie war spät dran. Ihre morgendliche Aufgabe war es, die Tiere zu füttern, die den Kidj'Dan als Nahrungsquelle dienten und die, wie auch die Kidj'Dan, unterhalb der Erde lebten. Außerdem musste sie die Reittiere satteln.

Julia trat zum wabenförmigen großen Fenster am Ende ihrer kleinen Behausung und blickte hinaus. Es zeigte sich ihr das um diese Tageszeit immer gleiche Bild: die intelligenten Wesen liefen auf ihren mit zwei krallenbesetzten Beinen umher, um ihren Aufgaben nachzugehen. Im Einklang mit ihren Bewegungen schwangen ihre vier Arme leicht im Takt dazu. Die vielen kleinen Tentakel auf dem Kopf spiegelten dabei in unterschiedlichen Farben ihre Stimmungen wider. Julia war noch immer fasziniert von den großen Augen, die so wunderschön schimmerten. Der große Mund machte ihr allerdings Angst.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Höhle erblickte sie das Große Haus. Es handelte sich dabei um so etwas wie einen ultramodernen Palast. Der Anblick der präzisen Architektur, die aus größtenteils achteckigen, in perfekter Symmetrie angeordneten Waben bestand, zog jedes Mal aufs Neue ihren Blick an. In diesem

strahlenden Zentrum der kleinen Stadt lebte und tagte der Hohe Rat der Kidj'Dan.

Julia nutzte den Zoom ihrer Kontaktlinse und erblickte Ondras, das jüngste Ratsmitglied und ihren Beschützer, auf dem Platz vor dem Großen Haus. Er war sicher auf dem Weg zur Versammlung. Als hätte er sie bemerkt, blickte er zu ihrer Wabe hinauf, und Julia spürte, wie sie errötete, obwohl er sie unmöglich hätte sehen können.

Während Julia ihre Behausung verließ und einen der fünf gläsernen Lifte bestieg, der sie die rund vierzig Meter in die Tiefe bringen würde, dachte sie an ihre ersten Tage auf Lumera. Sie und ihre Freunde waren im Zuge eines Tribunals vom Oberbefehlshaber der menschlichen Lumera-Kolonie, General Lenoir, in fünf von sechs Anklagepunkten für schuldig gesprochen und verbannt worden. Ihr Vater und einige andere ihnen wohlgesonnene Menschen waren ihnen zu Hilfe gekommen. Sehr zum Dank der drei Verurteilten. Damit hatten sie sich aber auch zu Außenseitern gemacht. General Lenoir hatte sein Versprechen gehalten und die Verfolgung der Gruppe aufgenommen.

Kaum wahrnehmbar kam der Lift zum Stehen. Drei Türfragmente zogen sich zurück und ließen Julia heraustreten. Sie atmete einmal tief durch und streckte sich.

Dann lief sie um das hoch aufragende Gebäude herum und blickte auf das Dorf. Der Anblick von hier unten wirkte merkwürdig skurril. Die dunklen Höhlenwände ragten gut hundert Meter bis zur Oberfläche von Lumera und ließen oben nur eine kleine Öffnung. Das Licht, das dort herein fiel, wurde mit speziellen Spiegeln umgelenkt und beleuchtete die darunterliegende Welt der Kidj'Dan. Die Welt hier unten wirkte fremdartig und doch wunderschön. Die präzisen Formen der Gebäude, das helle, glänzende Material, das Julia ein wenig an Plastik erinnerte, hoben sich kontrastreich von den dunklen Felswänden ab. Die großzügige Begrünung ließ Julia beinahe vergessen, dass sie sich unter der Oberfläche Lumeras befand. Das Erstaunlichste für Julia war, dass die Kidj'Dan offensichtlich einen ebenso ausgeprägten Sinn für Ästhetik besaßen wie die Menschen. Wir sind uns ähnlicher, als wir aussehen, dachte sie.

Strammen Schrittes lief Julia los. Sie ging am Rand des Dorfes entlang und blickte in die kleine Einbuchtung in der Felswand. Dort hatten sich Julia und ihre Freunde einen kleinen Treffpunkt geschaffen. Dank eines speziellen Gerätes der Kidj'Dan – Julia und ihre Freunde nannten es in Anlehnung an eine alte kultige Fernsehserie »Replikator« – hatten sie sich mit Unterstützung von Ondras Tische und Bänke blitzschnell generieren lassen. Hier bereiteten sie ihre einfachen Speisen zu und trafen sich in den Pausen.

Wie erwartet war im Moment niemand zu sehen. Von hier aus konnte Julia auf den Felsvorsprung blicken, dessen steinerne Stufen sie vor über einem halben Jahr hinabgestiegen waren, nicht wissend, ob sie jemals wieder das Sonnenlicht erblicken würden. Sie mochte gar nicht daran denken, was geschehen wäre, wenn sich die mysteriöse alte Steinplatte nicht vor ihnen geöffnet und ihnen den Zugang zum unterirdischen Höhlensystem gewährt hätte, das sie letztendlich hierhin geführt hatte.

»Julia, ich grüße dich«, vernahm Julia Gabans Stimme. Der Kidj'Dan war lautlos an sie herangetreten, blieb vor ihr stehen und streckte ihr seine zum Gruß blau leuchtenden, pulsierenden Tentakel entgegen. Vermutlich blickte er sie durch seine Facettenaugen an. Ganz genau konnte Julia das nicht sagen, aber es irritierte sie, dass sie nie wusste, wen ihr außerirdisches Gegenüber gerade ansah. Es war, als trügen die Kidj'Dan große verspiegelte Sonnenbrillen.

Julia war froh, dass sie mit den Kidj'Dan kommunizieren konnte. Denn hätte sie nicht das Übersetzungsprogramm vom Androiden Andrew auf ihren BID gespielt bekommen, hätte sie lediglich Schnarr- und Klickgeräusche gehört. Es gab nur noch wenige Wörter, die das Programm nicht kannte, aber die KI lernte stetig dazu.

Gaban war Julias Aufpasser. In Gedanken nannte sie ihn »Kläffer«. Er war immer an ihrer Seite, sobald sie ihre Behausung verließ und zur Arbeit ging, und blieb immer in ihrer Nähe. Er war eine richtige Nervensäge, da er sie in den vergangenen Monaten auf Schritt und Tritt verfolgt hatte und zudem ziemlich redselig war. Das spiegelte sich in besonders langen Monologen wider. Julia war froh, dass die Sicherheitsbestimmungen langsam etwas gelockert worden waren und sie auch mal ihre Behausung verlassen konnte,

ohne dass Gaban sofort an ihrer Seite war.

»Grüß dich Gaban! Gibt es Neuigkeiten?«, fragte sie, während sie gemeinsam ihren Weg zu der Höhle fortsetzten, in der die kleinen, einem Alpaka ähnlichen, sechsbeinigen Kreaturen gehalten wurden.

»Was meinst du damit?«, fragte Gaban.

»Nun, ich meine damit die Drohne der Menschen, die ihr über den Gärten gesichtet habt. Die haben doch mit ziemlicher Sicherheit etwas für sie Verdächtiges aufgezeichnet. So ein verflixter Zufall, dass gerade in dem Moment ein paar Namalas ausgebüxt sind und die Tarnvorrichtung auf ihrem ziellosen Sturm über die Felder zertrampelt haben.

Julia rechnete damit, dass Gaban sie nun ausführlich darüber informieren würde, welche Bedeutung die Kidj'Dan dieser Beobachtung beimaßen. Außerdem interessierte sie, warum die Tarntechnologie, die die Kidj'Dan direkt nach der Ankunft der Platon über ihren Feldern installiert hatten, um nicht von den Menschen entdeckt zu werden, über mehrere Stunden versagt hatte. Aber anstelle einer Antwort spiegelten seine grün leuchtenden Tentakel lediglich seine Anspannung wider. Julia und ihre Freunde hatten gelernt, auf diese klaren Signale der Kidj'Dan entsprechend zu reagieren. Das Pulsieren der kugelförmigen Enden verstärkte das Stimmungsbild zudem.

»Was wird jetzt geschehen?«, versuchte Julia es anders.

»Radascha, unsere große Königin, wird das entscheiden«, lautete die Antwort von Gaban.

»Und die anderen Stämme der Kidj'Dan hier auf Lumera? Die sind nicht entdeckt worden, vermute ich?«

»Nein, davon ist uns nichts bekannt«, sagte Gaban geduldig.

»Und werden sie auch ihren Hohen Rat nach Dumras schicken?«

»Mensch, du stellst zu viele Fragen. Ich sage dir nur das: Sie schicken niemanden, nehmen aber an den Versammlungen teil. Und jetzt hast du genug gefragt«, sagte Gaban.

Er blieb am Rand der Höhle stehen und blickte zu den Midas auf. Julia tat es ihm nach. Die riesigen Fledertiere, die sie bereits in der Basis öfter über ihren Köpfen hatte kreisen sehen, hingen unterhalb der Höhlendecke und schienen zu schlafen. Dabei hatten die Flugkreaturen, ähnlich wie die Fledermäuse auf der Erde, die Flügel eng um ihren Körper geschlungen.

Julia erkannte an den steil nach vorne gerichteten Tentakeln,

dass Gaban mit den Midas, den Spähern seines Volkes, kommunizierte. In vielerlei Dingen, nicht nur in Bezug auf die Technologie, waren die Kidj'Dan den Menschen weit voraus. Bei ihnen suchte Julia vergebens nach einem Implantat oder ähnlichem, womit sie den lautlosen Gedankenaustausch bewerkstelligten. Ihre Kommunikation konnte Julia nicht nachvollziehen und die Kidj'Dan sprachen nicht darüber.

Julia fragte sich, was die Kidj'Dan im Schilde führten, wenn sogar die Königin das Risiko einging, mit ihrem kleinen Fluggerät gesehen zu werden. Würde das Volk die Menschen der Basis angreifen?

Während Gaban sich mit den Midas hoch über ihren Köpfen austauschte, nutzte Julia die Gelegenheit, Anastacia mittels BID zu kontaktieren.

»Guten Morgen Julia. Wie geht es dir?«, fragte Anastacia.

»Morgen, Anastacia. Na ja, es geht so. Ethans Dörrgras-Konsum nimmt langsam überhand. Wir haben uns gestritten. Aber ansonsten geht es ganz gut. Wie geht es dir?«

»Danke, ganz gut. Ein wenig müde heute«, erklärte Anastacia, hörte sich allerdings recht lebendig an.

»Hm, das tut mir leid. Meine Nacht war auch nicht so schön. Ich … also, ich mache mir etwas Sorgen. Wegen dieser Drohnen-Sache.«

»Das verstehe ich. Aber das solltest du nicht, denn wir können ohnehin nur abwarten. Etwas anderes bleibt uns gar nicht übrig. Entspann Dich, Julia«, versuchte Anastacia sie zu beruhigen.

Julia ließ einen kurzen Moment verstreichen, ehe sie weitersprach: »Okay, ich versuche es. Sehen wir uns nachher zum Essen?«

»Auf jeden Fall!«

»Bist du in der Garr-Höhle?« Julia bemerkte, dass Gaban schon weitergegangen war, und schloss zu ihm auf.

»Ja, ich bin in der Höhle und helfe, die Blüten zu bestäuben; das ist sowas von eklig! Aber wir sehen uns später. Ach ja, und zu Ethan: Das tut mir leid, Julia. Ich werde das Gras später nochmal eingehend untersuchen. Vielleicht fällt mir was ein. Ich muss hier … verdammt … weitermachen. Bis nachher«, beendete Anastacia das Gespräch. Noch bevor Julia etwas erwidern konnte, war die Verbindung abgebrochen.

Julia schlenderte inzwischen schon einen guten halben Kilometer

wortlos hinter Gaban her. In der Ferne hörte sie bereits das Quieken der Namalas, der Nutztiere der Kidj‘Dan. Sie bogen um die nächste Ecke, und die hüfthohen Tiere tauchten in ihrem Blickfeld auf. Julia öffnete das Gatter der Umzäunung und trat hindurch. Sie begrüßte die freundlichen, aber schnell aus der Fassung geratenden Zeitgenossen, indem sie ihnen das flauschige Fell kraulte. Wieder musste sie dabei an Alpakas denken. Julia arbeitete gerne mit diesen Tieren.

Nachdem sie das Gehege betreten hatte, dauerte es keine drei Minuten und zwei der Namalas gerieten in ein Gerangel. Julia schaffte es nicht schnell genug, ihren Arm zurückzuziehen und berührte versehentlich eines der Stielaugen des Tieres. Verschreckt biss das Tier nach Julia, verfing sich aber nur in ihrer Jacke. Erschrocken über diese Attacke, wich Julia zurück und fiel rückwärts hin. Ein langer Schwanz fegte über ihr Gesicht hinweg und hätte sie um ein Haar getroffen.

»Du, sei vorsichtig«, rief Gaban.

Die Namalas lebten normalerweise im hohen Gras der Steppe. Um zu überleben, mussten die Vegetarier ihre Fressfeinde früh genug erspähen können. Mit den langen Stielaugen konnten sie ihre natürliche Umgebung absuchen, ohne selbst gesehen zu werden. Wenn man aber ihren Augen zu nahe kam, bissen die Tiere fest zu und sonderten dabei ein lähmendes Gift ab. Ihre weitere Verteidigung bestand darin, ihre langen Schwänze auszurollen. Mit einem Schlag konnten sie sogar einen ausgewachsenen Kidj’Dan von den Beinen holen.

Julia konnte nicht umhin loszulachen. Gaban schwieg. Vermutlich konnte er mit dieser Art Humor nichts anfangen. Aber Julia fand es zu komisch, wie sie da auf der Erde im Dreck lag. Der Sturz hatte sie davor bewahrt, einen ordentlichen Schlag abzubekommen.

Für den kurzen Moment waren ihre Grübeleien vergessen.

3 – Fay

August 2191 | Erde

»Fay … Fay, wach auf!«

»W … was ist los, Tony? Sind wir schon da?« Fay setzte sich auf und blickte in die Dunkelheit, die sich vor dem leise surrenden Fahrzeug auftat. Ihr Rücken schmerzte.

»Sehr witzig, Dornröschen. Aber meine Sensoren messen Bewegungen etwa vier Kilometer vor uns. Wir müssen auf der Hut sein. Es könnten die Leute von den Real Mankind sein. Das wäre nicht gut. Gar nicht gut … Wenn diese Miliz uns erwischt, macht sie Hackfleisch aus uns.« Tony riss den Steuerknüppel herum und verfehlte eine aus dem Boden ragende Wurzel nur knapp.

Der Land Rover war zwar ein wahrer Oldtimer, aber er lag gut auf der Straße, sodass Fay lediglich einen weichen Schlenker spürte. Trotzdem glitt ihr Blick nach diesem Manöver zur Rückbank. Gut – ihre Tochter schlief. Das Schlafmittel wirkte noch.

Sie hatte schon viele schlimme Geschichten über die Mitglieder dieser Organisation gehört. Sie konnte noch immer nicht fassen, dass die Real Mankind es tatsächlich geschafft hatten die Herrschaft weiter Teile der USA und Kanadas an sich zu reißen. Aber bei dem Chaos, das seit dem Verschwinden ihrer Freunde herrschte, war es wohl nicht verwunderlich.

Wieder bezweifelte sie ihre Mission. »Vielleicht hätten wir doch besser versuchen sollen, uns nach Europa durchzuschlagen. Dort soll es sogar wieder richtige Krankenhäuser geben!«

»Aber du hast selbst gesagt, dass das zu viel Zeit gekostet hätte«, sagte Tony, »Miranda braucht unsere Hilfe jetzt, nicht in ein paar Monaten.«

Fay nickte. »Du hast schon recht, Tony, so viel Zeit hat Miranda einfach nicht. Die Leukämie bringt sie noch um!« Sie trocknete ihre Augen mit einem Ärmel.

Fay dachte an früher. An Julia und ihre Freunde. An ihre eigene

Vergangenheit. Es war alles so unglaublich lange her. Die Klimakatastrophe wütete weltweit, und es war allein Marlenes Egoismus zu verdanken, dass Julia und die anderen ihre Reise ohne sie, Fay und Gerrit, angetreten hatten. Noch immer kochten ihre Gefühle hoch, wenn sie daran dachte, dass Marlene ihre Freunde quasi dem Henker ausgeliefert hatte, als sie ihre Eltern anrief. Und all das nur um zu fragen, ob es ihnen gut ging. In dem Moment war klar geworden, dass sie alle nicht mehr zu den anderen in die Waldhütte zurückkehren durften. So hatte es der Notfallplan vorgesehen. Dass Marlene sich kurz darauf das Leben nahm, konnte sie und Gerrit auch nicht retten.

Julia, Ethan, Christopher und Ryan flogen auf der Aristoteles davon – zu einem neuen Planeten, in ein neues Leben. Sie und Gerrit blieben zurück und mussten die Auswirkungen des Klimawandels und der Nahrungsmittelknappheit am eigenen Leib spüren. Und zu allem Überfluss mussten sie sich viele Jahre lang vor dem FBI verstecken.

Aber das war nun über hundert Jahre her. Das FBI gab es nicht mehr. Hier im Norden von Amerika war das Leben inzwischen wieder beinahe lebenswert. Nein, das stimmte nicht ganz. Fay mochte das einfache Leben sogar – auch wenn es natürlich nichts mehr mit dem Leben zu tun hatte, das sie einst gelebt hatte.

»Sag mal, Fay«, unterbrach Tony ihre Gedanken, »hast du Gerrit eigentlich eine Nachricht hinterlassen, dass wir unterwegs sind?«

»Also, wenn du es genau wissen willst: Ich habe ihm eine Nachricht übermittelt, dass ich Miranda helfe zu überleben. Mehr soll er nicht wissen«, erklärte Fay.

»Aber er verfügt doch auch über einen BID. Er wird dich doch sicher gleich kontaktieren, wenn er merkt, dass ihr weg seid.«

»Das kann er versuchen, aber mein BID ist auf inaktiv gesetzt. Er wird mich nicht erreichen, denn er würde garantiert versuchen, mich umzustimmen«, sagte Fay und blickte nachdenklich in ihr eigenes Antlitz, das sich in der Scheibe spiegelte.

Fay hatte Tony ohne Gerrits Wissen als Fahrer engagiert, um sie nach Kitwanga zu bringen. Dort gab es einen Biomedic-Spezialisten, Ruppert Godwin.

»Hm, okay, das kann ich verstehen. Aber ist es denn nicht gefährlich für dich, wenn du dir den BID, die Brainbots und auch die Healthbots entfernen lässt?«, fragte Tony und blickte sie von der Seite aus an.

»Doch, es ist gefährlich für mich. Aber nicht für Miranda. Und das ist das, was für mich zählt. Ich bin schon so lange auf dieser Erde und am Leben. Miranda hat alles noch vor sich. Ich weiß, dass du sie gern hast, Tony. So ist es doch, oder?« Fay blickte Tony vielsagend an.

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, antwortete dieser und blickte schnell zu Miranda. Aber sie schlief noch immer tief und fest.

Fay war überzeugt davon, dass die winzig kleinen Roboter es schnell bewerkstelligen würden, die Krebszellen zu eliminieren und die entstandenen Schäden zu reparieren. Nach einiger Zeit würde Miranda wieder in die hoffnungsvolle Zukunft eines gesunden jungen Mädchens blicken können – nur mit dem Unterschied, dass sie dann sogar ewig würde leben können. Das war alles, was zählte. Dafür setzte Fay nur zu gerne auch ihr eigenes Leben aufs Spiel.

»Gleich kommt die kritische Stelle. Die Sensoren zeichnen weiterhin Bewegungen auf, das könnte brenzlig werden. Ich werde aufs Gas treten, auch wenn die Straßenverhältnisse das eigentlich nicht zulassen«, erklärte Tony.

Fay betrachtete kurz den am Innenspiegel hin und her schwankenden Rosenkranz, dann blickte sie zu Tony. Sein Blick war starr geradeaus gerichtet, sein Kiefer mahlte vor Anspannung. Sie mochte ihn. Er kam aus der neuen Welt, war in den Klimawandel hineingeboren worden. Er besaß, wie ihre Tochter Miranda, keine Nanobots und auch kein BID, da diese Technologie derzeit noch nicht wieder hergestellt werden konnte.

Tony konnte nicht der Vergangenheit nachhängen, da er sie nicht erlebt hatte. Fay mochte seine Grübchen und seine braun gebrannte Haut. Es tat ihr ein wenig leid, dass sie diesen jungen Mann nun in Gefahr brachte, um ihrer Tochter zu helfen. Aber sie war eine Mutter. Sie musste diese Möglichkeit einfach nutzen. Koste es, was es wolle. Nutzte sie die Tatsache aus, dass er Miranda zugeneigt war? Vielleicht. Aber war es nicht natürlich, dass sie jetzt nur an das Wohl ihres Kindes dachte?

Fay spürte die Vibration, als der riesige Geländewagen beschleunigte. Jetzt merkte sie auch, wie schlecht der Zustand der Straße war. Sie wurde in ihrem Sitz hin und her geworfen. Der Memoryschaum gab ihr zwar einen gewissen Halt, aber das machte die Fahrt nicht angenehmer. Unbarmherzig drückte sich das

erstarrte Gel in ihre Flanken.

Unfassbar, dass Miranda hinten noch so ruhig schlief. Das Mittel schien gut zu wirken.

Fay tastete vorsichtig nach ihrem BID, der sich hinter ihrem rechten Ohr befand. Mit den Fingern kämmte sie sich ihre Haare davor. Sie wusste genau, worauf die Gangs es abgesehen hatten. BIDs waren wertvoller als Gold oder Medizin. Sie musste ihn schützen. Ihre Tochter brauchte ihn dringender als diese Aufständischen.

»Scheiße! Sie haben eine Barriere errichtet. Sie müssen eine Drohne haben, sonst hätten diese Mistkerle uns nicht so früh bemerken können«, fluchte Tony. Noch immer ging er nicht vom Gas. »Verdammt, was machen wir jetzt?«, dachte er laut.

Die Barriere aus Schrottautos kam unaufhaltsam näher.

»Tony, willst du uns umbringen? Brems, verdammt!«, brüllte Fay.

»Scheiße!« Tony stieg auf die Bremse. Es hatte keinen Sinn. Sie mussten halten.

Panisch versuchte Fay etwas in der Dunkelheit zu erkennen. Der eine funktionierende Scheinwerfer von Tonys Auto beleuchtete die Straße mehr schlecht als recht. Es war ein Wunder, dass er überhaupt noch seinen Dienst tat.

Jetzt konnte Fay sie sehen. Bärtige, tätowierte Männer traten aus dem Schatten der Autobarriere. Langsam kamen sie näher und zielten dabei mit ihren großen Waffen auf Fay und Tony. Beide saßen wie erstarrt auf ihren Sitzen. Fay hoffte, dass diese Terroristen nicht direkt auf sie schießen würden. Ein schneller Blick auf Tony zeigte ihr, dass sein Gehirn auf Hochtouren arbeitete. Er schien nun nicht mehr angespannt zu sein, sondern wirkte konzentriert und entschlossen. Hatte er einen Plan, oder war das nur Fassade?

»Hey, wohin soll's denn gehen, Freunde?«, fragte der Typ mit den schmierigen, langen Haaren, nachdem Tony ihm das Fenster geöffnet hatte.

»Wir müssen zu Norris. Eine Lieferung«, log Tony.

Woher kannte er den Namen? War Norris der Kopf der kanadischen Gruppe der Real Mankind?

»Quatsch keine Scheiße, Mann. Wir haben Anweisung, jeden festzusetzen, der hier durchwill. Habt ihr Technik an Bord?»

Beide schwiegen.

»Raus mit der Sprache, oder soll ich dir ’nen neuen Scheitel ziehen?»

»Wie gesagt, wir haben eine Lieferung für Norris an Bord. Er wartet darauf, und wir sollen sofort nach Granduc, um sie abzuliefern. Es wird ihm gar nicht passen, dass ihr uns aufgehalten habt.«

Fay sah, wie es im Gesicht des Schmierigen arbeitete. Er wandte seinen Blick nach innen. Mist – er hatte einen BID und versuchte nun vermutlich, Kontakt zu diesem Norris aufzubauen. Das hatte Tony wohl nicht bedacht. Fay sah, wie Tonys Augen währenddessen die Umgebung absuchten.

Der bärtige Typ schien sein Gespräch beendet zu haben und funkelte Tony an.

»Hey, du Spinner. Was erzählst du hier für eine Scheiße? Aussteigen! Sofort!«, befahl er ihnen.

Fay zögerte. Sie wusste genau, was jetzt auf sie zukam. Die Typen waren dafür bekannt, nicht lange zu fackeln. Wenn sie entdeckten, dass sie ein Implantat besaß, waren sie geliefert. Sie hatten mit Sicherheit einen BID-Remover dabei. Fay kannte die Geschichten, die über die Real Mankind erzählt wurden. Und die hatten nie ein Happy End.

»Schätzchen, du willst nicht?« Ein anderer Typ mit schwarzen Augen und buschigen Augenbrauen öffnete ihre Tür und setzte einen Fuß in die hohe Türschwelle des großen Fahrzeugs. Seine Wange zierte ein Tattoo eines geplatzten Herzens, und er stank nach altem Schweiß. Fay musste ein Würgen unterdrücken!

Sie blickte nach links, vermied es aber, nach hinten zu ihrer Tochter zu schauen. Es nervte sie selbst, dass die Anwesenheit ihrer Tochter ihre sonstige Souveränität schwinden ließ. Tony saß noch immer still am Steuer. Sie sah, wie die Knöchel seiner Hand weiß hervortraten, während er den Sidestick des Fahrzeugs fest umklammerte.

»Lass mich los. Ich komme ja schon.« Bevor Fay sich erheben konnte, fuhr ihr der Typ mit der Hand durchs Haar.

»Bingo!«, brüllte er seinen vier Kumpanen zu. »Die Braut hat einen BID. Hol den Remover, Paul! Und danach nehmen wir sie uns vor …!«

Noch immer hing der Typ in der Tür und lachte dreckig.

»Hey«, brüllte er, als er die schlafende Miranda auf der Rückbank erblickte, »hier sind gleich zwei Weiber, die wir uns

vorknöpfen können.«

Grinsend begann er, an Fays Anschnallgurten herumzuzerren, während es Tony gelang, Fays Gesichtsaudruck zu deuten. Plötzlich reagierte ihr Fahrer blitzschnell. Er ignorierte die Gewehrläufe, die auf sie zielten und drückte den Schalthebel abrupt nach links und gleichzeitig nach vorne. Das Fahrzeug schoss in einer Linksdrehung vorwärts. Der Typ, der eben noch laut gelacht hatte, konnte nur ein Schnaufen ausstoßen, als die Tür zuschlug und ihm einen Schlag in die Seite verpasste. Dann schwang sie in der Drehung wieder auf. Es blieb ihm keine andere Wahl, als loszulassen.

Die anderen Männer aktivierten ihre Waffen und legten auf sie an. Eine Adrenalinwelle stieg in Fay auf.

»Halt dich fest!«, brüllte Tony. Er versuchte das Hindernis zu umfahren. Dennoch war Fay klar, dass sie das niemals schaffen würden, ohne vorher getroffen zu werden. Sie zog intuitiv die Beifahrertür zu und duckte sich. Die ersten Schüsse trafen die hintere Seitenscheibe und das Heck. Fay schrie auf. Miranda! Aber die Scheiben hielten den Geschossen stand.

Tony hatte ihr nicht gesagt, dass der Land Rover gepanzert war. Fay atmete durch. Vielleicht hatten sie doch eine kleine Chance?

Tony ließ das Heck des Wagens herumschleudern und schaffte es, die Barriere zu umrunden, ohne mit ihr und den anderen herumliegenden Hindernissen zu kollidieren. Er hatte den Wagen perfekt im Griff – viel besser, als Fay es ihm zugetraut hätte.

Hinter ihnen erklang das Knattern der Sturmgewehre. Fay spürte, wie die Projektile in die Karosserie einschlugen. Aber der Wagen hielt den Schüssen stand und fuhr weiter. Ein vorsichtiger Blick nach hinten zeigte die Männer im schwachen Rot der Rücklichter. Sie brüllten sich etwas zu und liefen zu ihren Fahrzeugen.

»Sie verfolgen uns«, rief Fay.

»Damit habe ich gerechnet. Und ihre Karren sind schnell. Wirklich schnell«, stieß Tony hervor und fokussierte seinen Blick weiter auf die holprige Straße.

»Schaffen wir es?«, fragte Fay und warf immer wieder einen Blick auf ihre schlafende Tochter.

»Ich weiß es nicht. Aber die Flucht war unsere einzige Chance zu überleben. Wir müssen es zumindest versuchen.«

Fay hatte Angst. Nicht um sich, sondern um Miranda und um Tony, den sie in diese schreckliche Lage gebracht hatte.

Wieder blickte sie nach hinten. Sie sah die milchigen Scheinwerfer von zwei Fahrzeugen hinter sich aufleuchten und schnell näherkommen. Sie holten auf. Verdammt, sie waren ja schon direkt hinter ihnen. Und sie wurden nicht langsamer!

Fay spürte den Aufprall des einen Gefährts, als es sie von hinten rammte. Sie schloss ihre Augen und begann zu beten.

4 – James

Mai 2385 | Three Moon

»Elias, reißen Sie sich gefälligst zusammen! Und falls Sie dazu nicht in der Lage sind, verlassen Sie auf der Stelle mein Büro«, erklärte James trocken.

»General, das ist keine Bitte, haben Sie verstanden? Ich weiß nicht, was und wer dort hinter dem Dschungel lebt, aber unsere Drohnen haben bereits vor Tagen etwas aufgezeichnet. Zugegebenermaßen sind es aufgrund einer technischen Störung nur Wärmebildaufnahmen aus der Ebene jenseits des Dschungels, aber es ist eindeutig: da waren Wesen, die auf zwei Beinen gelaufen sind. Ohne Zweifel. Wir werden handeln, bevor diese humanoiden Viecher es tun und uns mit einem Schlag vernichten«, überschlug sich die Stimme von Dr. Elias Fox.

»Nun denn, wir sind dabei, das zu prüfen. Aber solange wir nicht wissen, ob von diesen Wesen eine Gefahr ausgeht, wird es keinen Einsatz meiner Truppen geben, ist das jetzt klar?«

Fox schnappte nach Luft. Aufgebracht spielte er mit den beiden Ringen herum, die er sich zuvor vom Finger gezogen hatte.

»Ich … ich bin fassungslos. Als designierter Präsident bin ich für die Sicherheit aller Menschen auf Lumera verantwortlich, und Sie unterstehen meinem Kommando. Bislang sind sechs Raumschiffe auf Lumera angekommen. Wir haben hier genug kampffähige Menschen und Androiden, um ein klares Zeichen zu senden, meinen Sie nicht? Und Sie sitzen hier und drehen Däumchen, anstatt alle verfügbaren Kräfte für den Erstschlag auszusenden.«

James dachte scharf nach und ließ angespannt seine Zunge zu der breiten Zahnlücke zwischen seinen beiden Schneidezähnen gleiten und dort verharren, als würde dort eine Lösung des Problems zu finden sein.

»Okay, hören Sie, Elias: Ich werde heute noch zwei Drohnen aussenden. Vielleicht flieg ich auch selbst hin – ich prüfe das. Wir

schauen uns das jedenfalls genauer an, versprochen. Doch selbst wenn es hinter dem Dschungel Wesen gibt, die auf zwei Beinen laufen, müssen sie nicht zwangsläufig intelligent sein oder eine Gefahr für uns darstellen. Immerhin sind wir bislang nicht angegriffen worden. Bitte warten Sie ab und erteilen Sie nicht vorschnell einen Befehl zum Angriff.«

Fox zögerte, aber dann nickte er mit ernster Miene.

»Gut, General. Ich gebe Ihnen fünf Tage, hören Sie? Wenn Sie dann nichts Neues für mich haben, wird angegriffen. Und wagen Sie es nicht, sich mir in den Weg zu stellen.«

»Entspannen Sie sich, Elias. Ich werde der Sache nachgehen. Alles weitere sehen wir dann in fünf Tagen. Gibt es sonst noch etwas?«

»Nein, das war's«, erwiderte Fox barsch.

»Na dann, einen schönen Tag noch!«

James wollte diesen unangenehmen Menschen endlich aus seinem Büro raushaben. Fox nickte und eilte ohne ein weiteres Wort aus dem Raum.

James atmete schwer aus und stand auf. Er blickte zur linken Wand seines Büros, auf die die Übertragungen der Sicherheitskameras der Kolonie projiziert wurden – selbstverständlich bewegungsgesteuert und in Echtzeit. Wieder einmal war er stolz auf das, was sie im letzten Dreivierteljahr geschafft hatten. Durch den unermüdlichen Einsatz der Bewohner von Three Moon und dank der permanent schuftenden Androiden entwickelte Three Moon sich rasant weiter. Er fühlte sich hier inzwischen zu Hause.

James blickte abermals auf die Projektion an der Wand. Er wusste, dass er ein Kontrollfreak war. Aber diese Eigenschaft hatte sich schon oft als nützlich herausgestellt. Bestimmte Bereiche hatte er gerne im Auge. Das betraf vor allem das Eingangstor zur Basis. Aber im Moment tat sich dort nichts. Auch auf den Straßen war es ruhig. Es war Mittagspause.

Er ging zum langen Holztisch, der sich in der Mitte des Raums befand und aktivierte seinen Holo-Cube. Darüber baute sich sogleich ein etwa zwei mal zwei Meter großes dreidimensionales Hologramm auf.

Es zeigte den dichten Dschungel von Lumera. Es waren die Bilder einer Drohne. Das Blätterdach wich schnell einer großen, grasbewachsenen Ebene. Die Landschaft zog schnell vorüber, und

im Hintergrund waren bereits die Tafelberge zu sehen. Auf einer, wenngleich nicht großen, bearbeiteten Ackerfläche wurden anscheinend Nahrungsmittel angebaut. Aber das war nicht alles, was James zu sehen bekam. Eine Horde kleiner violetter Tiere galoppierte durch das Bild. Ihnen folgten eilig zwei Wesen. Eines war eindeutig ein Mensch. Das andere war größer, lief ebenfalls auf zwei Beinen und hatte vier Arme. Auf dem blanken Kopf waren mehrere Tentakel zu sehen. Die ihm unbekannte Spezies mit den vier Armen hob so plötzlich den Kopf in Richtung der Drohne, dass James kurz zusammenzuckte. Das passierte ihm jedes Mal, wenn er sich das Hologramm anschaute. Und das war in der letzten Woche mehrmals der Fall gewesen. Natürlich galt der Blick des Wesens nicht ihm, sondern der Drohne. Sie war bemerkt worden trotz des großen Abstands. Die Tentakel der zweibeinigen Spezies schossen in alle Richtungen, zuckten wild hin und her und die Enden pumpten sich auf.

James wandte sich von der Aufzeichnung ab, die er mittlerweile auswendig kannte. Per BID deaktivierte er den Cube, ging zurück zu seinem Schreibtisch und setzte sich. Er musste mit Steve sprechen. Diese Bilder kannte bislang nur er. Jetzt, wo klar war, dass Fox ebenfalls von der Existenz einer vermutlich intelligenten Spezies auf Lumera wusste, lief ihm die Zeit davon.

»Steve, ich brauche dich hier, komm in mein Büro«, übermittelte er mithilfe der Gedankenverbindung.

»Einen Moment, bin gleich da. Viel zu tun«, kam die einsilbige Antwort von Steve.

James musste sich also gedulden, konnte aber nicht still sitzen. So wuchtete er sich aus dem Memory-Schaum seines Sessels und hinterließ den Abdruck seines Hinterteils in der gelartigen Sitzfläche. Er lief in seinem eher spartanisch eingerichteten Büro umher, nahm eine Thermoskanne von der Kommode und schenkte sich einen Becher mehr oder weniger warmen Kaffees ein. Der kalte Metallbecher tat sein Übriges, das Gebräu weiter abzukühlen. Er nahm einen Schluck und verzog unwillkürlich sein Gesicht. Lecker ging anders.

Er blickte auf das Foto seiner Familie an der Wand. Kurz drängte sich trotz der aktuellen Probleme der Schmerz an die Oberfläche. Seine beiden Söhne, damals noch jung und am Leben, lächelten in die Kamera. Seine Frau sah auf dem Bild schon nicht mehr sehr glücklich aus. Ein Jahr nachdem die Aufnahme gemacht worden

war, hatte sie ihn verlassen. James wandte sich vom Bild ab und nippte nochmal einmal an seinem Kaffee.

Schließlich schüttelte er missmutig seinen Kopf. Er musste seine Sekretärin anweisen, den Kaffee unbedingt stärker zuzubereiten. Von gefärbtem Wasser konnte er gewiss nicht wacher werden.

Er ging zum Fenster und blickte hinaus. Vor ihm lag ein großer Platz, auf dem große Geschäftigkeit herrschte. Menschen und Androiden eilten an seinem Fenster vorbei oder fuhren in zweirädrigen Fahrzeugen, den Speed-Vs, vorüber. Vor seinem Fenster parkte gerade eines der kleinen Vehikel ein. Die breiten Flügeltüren öffneten sich und eine vierköpfige Familie stieg aus.

James beobachtete die beiden Kinder, die sich um irgendetwas stritten. Der Junge zog das Mädchen an den Haaren, als der Vater sich einschaltete. James zog amüsiert die Mundwinkel hoch, weil er an ähnliche Situationen mit seinem großen Bruder denken musste. Das Lächeln erstarb schnell wieder, denn es war nicht sehr wahrscheinlich, dass sein Bruder noch am Leben war. Ebenso wie seine Frau und seine bereits zu Zeiten des Abflugs erwachsenen Kinder, die alle auf der sterbenden Erde hatten zurückbleiben müssen, da ihre Prioritätsstufe für den Erhalt der Menschheit nicht gereicht hatte. Zu viel Zeit war vergangen, und der Kontakt zur Erde und zur Marsstation war bereits seit knapp zweihundert Jahren abgebrochen.

Die Familie vor James‘ Fenster verschwand aus seinem Sichtfeld.

In dem Moment erklang das erwartete Signal, das seinen ersten Offizier und Vertrauten Steve ankündigte. Hätte er auf die Projektion an der Wand gegenüber geblickt, hätte er ihn auch kommen sehen.

»Komm rein«, rief James und drehte sich zur Tür. Herein trat ein nicht sehr großer, aber sportlich aussehender Mann mit dunklen Haaren und dunklem Teint.

»Morgen, James. Wie ich hörte, hattest du netten Besuch? Dr. Fox, ja?«, riet Steve.

James verdrehte die Augen und nickte seinem First Lieutenant zu.

»So ist es«, bestätigte er. »Und deshalb muss ich mit dir reden ….«

Wie sollte er bloß anfangen? Schließlich wusste Steve nichts von der Existenz dieser geheim gehaltenen Drohnenbilder, auf denen auch Menschen zu sehen waren. Niemand wusste davon.

»Es ist das Beste, wenn ich es dir einfach zeige«, sagte er und aktivierte den Holo-Cube. Er ließ dasselbe Video laufen, das er sich vor einigen Minuten bereits angesehen hatte. Er bemerkte, wie sein First Lieutenant neben ihm schluckte.

»Was zur Hölle …«, ließ dieser verlauten und raufte sich die drahtigen dunklen Haare, während seine braunen Augen immer größer wurden. »Seit wann hast du dieses Video?«

»Seit acht Tagen.«

»Warum wusste ich davon nichts? Wusste überhaupt jemand etwas von diesen Bildern? Ein Alien und ein Mensch? Im Ernst?«, fragte er geschockt.

»Ehrlich gesagt, wusste bislang nur der Pilot der Drohne, ein Aufklärungsandroid, davon. Aber dessen Datenspeicher habe ich nach einem Backup eigenhändig gelöscht. Ich wollte mir erst mal selbst eine Meinung bilden, weil … nun ja, ich denke, dass es sich auf den Aufnahmen um Anastacia Preuß handelt«, erklärte James und trank den Rest seines Kaffees in einem Zug leer. Bevor Steve etwas sagen konnte, ergänzte er schnell: »Ich musste nachdenken. Ich wollte voreilige Schlüsse und unüberlegte Handlungen vermeiden.«

Steves Augen, die inzwischen aussahen, als fielen sie jeden Moment aus ihren Höhlen, blinzelten ein paarmal nervös.

»James, was machen wir jetzt?«

James zuckte mit den Schultern und kniff die Lippen zusammen.

»Ich weiß es ehrlich gesagt nicht. Gerade war Fox hier. Leider ist es so, dass er ebenfalls Bilder der unbekannten Spezies hat. Zum Glück aber nur von ihnen – nicht von den Menschen. Und auch nur Wärmebildaufnahmen. Dennoch – er möchte dem Alienvolk gerne eine Botschaft senden, und zwar mit unseren Waffen. Er will sie einschüchtern, bevor sie auf dieselbe Idee kommen.«

»Hm, verstehe. Das sieht ihm ähnlich. Und du konntest ihm das nicht ausreden?«

»Na, rate mal. Aber wir haben etwas Zeit, um mehr herauszufinden«, sagte James.

Steve sprang auf und rieb sich die Hände. Er nahm eine mit Wasser gefüllte Karaffe vom Tisch und schenkte sich ein.

»Okay, super. Wir beobachten sie und finden heraus, ob sie etwas planen, ob sie Waffen bauen, ob sie uns gefährlich werden können. Auch über ihre Gewohnheiten und ihr Leben müssen wir

mehr erfahren. Vielleicht könnten wir sogar versuchen, zu den acht Flüchtigen und damit zu den Einheimischen Kontakt aufzunehmen. Vielleicht können wir uns ihnen nähern und beweisen, dass wir in einer Koexistenz leben können. Wenn die Flüchtigen mit ihnen im Kontakt sind, könnte uns das nützen. Diese sind aber sicher nicht gut auf uns zu sprechen«, sprudelte es aus Steve nur so heraus.

»Wie viel Zeit haben wir?«, fragte er schließlich.

»Nun ja, das ist unser nächstes Problem. Fünf Tage.«

Steve, der gerade ein Schluck Wasser aus dem Glas getrunken hatte, verschluckte sich und hustete, während sein Gesicht eine rötliche Farbe annahm. James war fasziniert, dass das bei solch dunkler Haut überhaupt möglich war.

»Scheiße, James. Verdammte Scheiße!«, keuchte Steve. »Wie sollen wir denn in der kurzen Zeit etwas erreichen? Außerdem sind wir hier nur mit sechs Raumschiffen. Die restlichen achtzehn fehlen noch. Fox kann doch nicht so unglaublich dämlich sein, eine uns unbekannte Spezies anzugreifen, ohne etwas über deren Absichten zu wissen. Es wäre wesentlich sicherer und vor allem klüger, auf unsere Verstärkung zu warten!« Steves Stimme überschlug sich.

»Bleib ruhig, Steve. Ich weiß, wie verfahren die Situation ist. Deshalb habe ich den kleinen Skyrider geordert und werde hinfliegen, um Kontakt aufzunehmen.«

»Bist du jetzt völlig übergeschnappt?« Steve raufte sich abermals die Haare und zerrte an seinem Revers, als würde er keine Luft bekommen.

»Nein, überhaupt nicht. Oh, und eine Kleinigkeit noch, Steve: Du begleitest mich.« James war inzwischen aufgestanden und zu seinem Schreibtisch gegangen. Dort, hinter der schmalen Schublade, war ein Flachmann für Notfälle versteckt. Er kannte seinen Mitarbeiter gut genug, um zu wissen, was er jetzt brauchte.

»Also, wie sieht’s aus«, fragte James und hielt Steve die chromglänzende Flasche vor die Nase.

Wortlos nahm Steve den Flachmann und leerte ihn in einem Zug.

»Das meinst du jetzt hoffentlich nicht ernst! James, lass uns darüber bitte noch einmal nachdenken. Außerdem müssen wir es doch zumindest im Ausschuss besprechen. Das kannst du doch nicht über die Köpfe der anderen hinweg entscheiden.«

»Steve, das kann und werde ich. Ich werde die anderen natürlich nach unserem Ausflug sofort in Kenntnis setzen. Fox macht Druck.

Wir haben nicht den Luxus, weiter abzuwarten. Wenn die acht Flüchtigen bei den Aliens sind, werden diese uns vielleicht anhören. Ich denke nicht, dass wir etwas zu befürchten haben«, erklärte James geduldig.

»Nun gut, und da ich dich leider gut genug kenne, um zu wissen, dass Widerspruch zwecklos ist, möchte ich nur gerne wissen, wann es losgehen soll?«

James war dankbar, so einen loyalen Menschen an seiner Seite zu haben. Er vertraute Steve blind. Deshalb kam auch kein anderer Begleiter infrage.

»Morgen Mittag geht es los. Sei bitte um halb zwölf hier. Ein Speed-V bringt uns zum Skyrider.«

»Habe ich richtig gehört? Meinst du wirklich den Skyrider? Die Flieger sind doch noch gar nicht richtig getestet. James, die kleinen Flieger sind von den Androiden entwickelt und konstruiert worden, während wir auf dem Raumschiff geschlafen haben. Traust du der Technik, obwohl sie noch gar nicht wirklich getestet wurde? Und das in einer so kritischen Situation?« Steves Stimme überschlug sich förmlich.

»Steve, sie werden funktionieren. Außerdem sind sie klein und am besten geeignet für unsere Reise über den Dschungel. Du machst dir zu viele Gedanken. Sonst noch Fragen?«

»Nein. Ja. Gib mir bitte zwei Minuten …«, sagte Steve und fiel schwerfällig auf einen der Stühle. Offensichtlich war ihm nicht ganz wohl, denn seine Gesichtsfarbe hatte von rot zu nun fast weiß gewechselt. Was für ein Farbspektrum!

James verstand Steve. Die Skyrider hatten bislang nur einige kurze Testflüge absolviert. Und einer war nicht so gut verlaufen. Der Kontakt zum Steuerungsmodul war abgebrochen, weshalb der Skyrider abgestürzt war. Die Maschine verrottete jetzt irgendwo im Dschungel. Aber der Fehler war lokalisiert und behoben worden. Er sollte also nicht noch einmal auftreten. Hoffentlich.

Nun musste er dringend seine Leute über die geplante Aktion informieren.

James trat an Steve heran und legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter.

»Steve, ich brauche dich bei dieser Aktion. Ich verlasse mich auf dich. Vielleicht hängt unser aller Leben von unserem Erfolg ab.«

Steve nickte und schluckte trocken.

5 – Julia

Mai 2385 | Dumras

»Wir möchten mit zur Königin.«

»Es tut mir leid, Ethan, aber sie verlangt eindeutig nur eure beiden Anführer zu sehen«, erklärte Ondras geduldig.

»Bitte? Anführer? Die beiden? Der clevere Peter, weil er durch einen Zufall das gesamte Wissen von 8000 Besatzungsmitgliedern der Platon in seinen Hirnwindungen vereint, und John, weil er als ehemaliger FBI-Agent ohnehin gerne das Zepter in der Hand hält? Die beiden sind jetzt also unsere Anführer, ja?«, schimpfte Ethan und fuchtelte mit den Händen.

Julia blickte entgeistert von Ethan zu Ondras und schließlich wieder zu Ethan.

»Ethan, beruhige dich«, versuchte Robert zu intervenieren.

Ondras' Facettenaugen leuchteten im Licht, das über die Spiegel in die Höhle gelangte, in allen Farben des Regenbogens. Die Tentakel auf dem Kopf schienen sich fast zu verknoten. »Ich verstehe nicht, was du meinst, Ethan.«

Ethan zuckte resigniert mit den Schultern. »Ach, egal. Dann geht und macht, was ihr wollt.«

Im Augenwinkel sah Julia, wie Peter, John und Robert sich Blicke zuwarfen, aber nichts weiter dazu sagten. Sie wusste natürlich, warum Ethan so aufbrausend war. Es war nicht nur das Dörrgras. Sie hatte den vergangenen Abend mit ihm gesprochen. Sie hatte Ethan erklärt, dass sie es für besser hielt, wenn sie für die nächste Zeit jeweils eine eigene Unterkunft hätten. Es ging so nicht mehr weiter. Sie hoffte, dass Ethan so vielleicht wieder zu Verstand kommen würde und ihm endlich klar würde, dass er ein Drogenproblem hatte. Und da war noch etwas anderes. Ihre Gefühle. Irgendwie waren sie nicht mehr so intensiv wie früher. Es kribbelte nicht mehr in ihrem Bauch, sie genoss es nicht mehr, wenn er sie berührte. Sie wollte schlicht ihre Ruhe.

Jetzt stand Ethan wie ein trotziges Kind mit verschränkten Armen vor Ondras und mahlte mit seinem Kiefer. Ein wenig tat er Julia leid, und sie legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter, auch wenn es ihr in diesem Moment nicht leicht fiel. Sie spürte Johns Blick auf sich ruhen. Das verunsicherte sie. Schnell konzentrierte sie sich wieder auf Ethan.

»Ethan, wir können nicht alle gehen. Und ich glaube schon, dass John und Peter uns würdig vor der Königin vertreten werden. Ich wäre auch gerne dabei gewesen. Immerhin sind wir seit knapp einem halben Jahr hier und haben sie alle noch nie zu Gesicht bekommen. Aber wir müssen uns nach ihren Wünschen richten. Wir sind hier zu Gast«, redete Julia auf ihren aufgebrachten Freund ein.

Ethan zuckte mit den Schultern und drehte ihnen den Rücken zu. Sie bemerkte, wie er an seiner Tasche fingerte. Vermutlich suchte er einen Joint. Er fand aber nur loses Gras, also stopfte er sich das in den Mund und kaute gierig darauf herum.

Ondras zeigte an, dass es an der Zeit war, und übernahm die Führung. Peter und John folgten ihm in Richtung des Großen Hauses. Die übrigen Fünf blieben unschlüssig zurück und warten darauf, dass Ethan etwas sagte. Aber er ignorierte ihre Blicke und stapfte mürrisch zum Essensbereich.

»Kommt, lasst uns auch etwas essen. Ich glaube, wir haben alle Hunger, oder?« versuchte Anastacia die Stimmung zu retten. Julia nickte. Sie riss ihren Blick von Ondras und den beiden Männern los und folgte den anderen in die kleine Oase, wie sie diesen abgelegenen Bereich getauft hatten, der sich am Rand der großen Höhle befand, in der die Kidj’Dan und nun auch sie lebten. Julia mochte diesen Namen. Vom Rest des Dorfes durch Grünpflanzen abgetrennt, lag der kleine Pausenbereich, den Julia und ihre Freunde sich selbst aufgebaut hatten.

Ein kleines Feuer brannte bereits seit einer halben Stunde in einem provisorischen Herd, den Robert aus Steinen zusammengesetzt hatte, und Anastacia machte sich daran, das kärglich aussehende Essen auf Tellern zu verteilen.

Die Kidj’Dan aßen in ihren eigenen Essensbereichen. Die Speisen der Aliens waren für menschliche Mägen nicht ausgelegt.

In Julias Magen rumorte es inzwischen so sehr, als hätte sie seit Tagen nichts gegessen. Wenn man sich an den eigentümlichen Geschmack der neuen Kost gewöhnt hatte, war es gar nicht mal

schlecht, dachte Julia. Dennoch sah das Essen widerlich aus. Jedes Mal war ihr aufs Neue mulmig zumute, wenn es darum ging, etwas zu essen, das ihr unbekannt war.

Die Speise, die sie auf dem Tisch vor sich platzierten, bestand aus einer Art Salat, Fleisch von großen Maden und glitschigen, dafür aber extrem nährstoffreichen Algen. Julia zog ihren Foodscanner aus der Brusttasche ihrer Jacke.

»Ach Julia, komm, du musst doch nicht jede Mahlzeit scannen, bevor du sie isst. Da ist doch nichts Neues auf dem Teller«, sagte Ethan genervt. »Und wenn sie uns vergiften wollten, hätten sie das längst getan.«

»Ich traue den Lebensmitteln hier eben noch nicht zu hundert Prozent. Und gehe mir nicht auf die Nerven, lass mich einfach mal machen.«, erklärte Julia schroff.

Ohne weiter auf Ethan zu achten, berührte sie mit dem Sensor des stiftförmigen Geräts zunächst die Algen, und innerhalb von Sekunden zeigte ein kleines Hologramm über dem Scanner die molekulare Zusammensetzung an und, noch viel wichtiger, dass die Pflanze für sie genießbar war. Sie las außerdem die Kalorien und den Nährwert ab. Über ihren BID, der mit dem kleinen Gerät verbunden war, speicherte sie die geprüften Werte.

Julia hielt den Scanner schließlich an die Maden und bemerkte, wie Ethan, der schräg gegenüber von ihr saß, den Kopf schüttelte.

Sie las ab:

STATUS: GENIESSBAR UND GESUND. ENERGIEGEHALT AUF 100 GRAMM. 510 KCAL, 28,7 GRAMM FETT, DAVON 10,1 GRAMM GESÄTTIGTE FETTSÄUREN, 2,7 GRAMM KOHLENHYDRATE, 56,6 GRAMM EIWEISS. KEINE PHOSPHATE, ARSEN, QUECKSILBER ODER SONSTIGE SCHADSTOFFE.

»Siehst du, Jules? Du kannst loslegen. Es ist alles gut«, sagte Anastacia lächelnd zu Julia.

»Ja, alles gut. Dann mal los!« Julia nahm eine der gebratenen Maden in die Finger, schloss die Augen und biss hinein. Mein Gott – würde dieser Ekel sich irgendwann einmal legen? Sie konnte ja nicht ein Leben lang mit geschlossenen Augen essen.

»Ich bin froh, dass wir hier beim Essen für uns sind«, sagte

Anastacia und kaute auf zähen Algen herum. »Ich meine, die Kidj'Dan kauen ihre Nahrung ja nicht.«

»Ist auch kaum möglich, wenn man nur ein paar Schneidezähne im Mund hat«, erwiderte Ryan. Es waren seine ersten Worte seit Stunden.

»Das stimmt. Aber unsere Art zu essen finden sie eklig. Enumis hat es mir vor einigen Tagen verraten. Deshalb bin ich umso froher, dass wir hier für uns sind«, klärte Anastacia sie auf.

Julia blickte auf. »Ach, deswegen haben sie es uns ohne jede Diskussion erlaubt?! Findet ihr es nicht auch eigenartig, dass sie uns heute nicht bewachen?«

»Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gibt es einen Zusammenhang mit der Einladung von Peter und John«, warf Andrew ein, »Oder ein anderes, uns nicht bekanntes Ereignis erfordert ihre gesamte Aufmerksamkeit.«

Eine fast beängstigende Stille der Nachdenklichkeit legte sich auf die Gruppe.

»Kommt ihr gleich mit?« unterbrach Ethan das Schweigen. Julia bemerkte, wie er unruhig auf der Bank hin und her rutschte.

»Gerne, wenn du uns sagst, was du vorhast?«, forderte Ryan.

»Ich komme mit. Egal wohin. Ich will endlich mal wieder ans Tageslicht. Sollen wir Bescheid sagen, wenn wir nach oben wollen? Bestimmt wird dann eine Begleitung für uns abkommandiert«, sagte Robert, während er sich bereits erhob.

»Tut mir leid, Robert. Da muss ich dich enttäuschen. Ich wollte eigentlich gerne den Gang da hinten erkunden.«

Ethan wies mit der Hand auf einen schmalen dunklen Durchgang im Felsgestein, der neben den Wohnwaben in das Innere des Berges führte.

»Unsere Bewacher haben uns allerdings ziemlich deutlich davor gewarnt, diesen Gang zu betreten«, rief Ryan die Tatsache in Erinnerung.

Julia riss ungläubig die Augen auf und bemerkte, dass sie damit nicht allein war. Auch Anastacia wirkte beunruhigt. Hatte Ethan denn überhaupt nicht zugehört? Nur Robert, der bekanntermaßen immer für Abenteuer zu haben war, zeigte seine Grübchen, die sich mit den Jahren tief in die Wangen gegraben hatten, klatschte in die Hände und erhob sich. »Ich bin dabei, Ethan. Sehr gute Idee«, rief er, während er sich noch schnell mit einem Tuch die Finger

abwischte, an denen noch ein klebriger Rest der Flussalgen hing.

Julia beobachtete, wie Robert sich ein paar Blätter Dörrgras in den Mund steckte und genüsslich darauf herumkaute. Sie konnte die Wirkung der sanften Droge regelrecht beobachten. Ein zartes Lächeln stahl sich auf sein Gesicht, als die Belohnungsrezeptoren im Gehirn aktiviert wurden.

Etwas träge und genervt erhob sich Julia schließlich mit den anderen.

»Ich finde die Idee total bescheuert, wenn ich das mal so sagen darf. Es kann doch nicht angehen, dass ihr diese kleine Lücke, die sie uns lassen, nutzt, um die Regeln zu brechen. Habt ihr vergessen, dass sie uns gerettet haben? Denkt doch mal nach!«

Ethan blickte Julia ruhig an und blinzelte kurz mit den Augen: »Geschehen. Kurz nachgedacht. Also los, Leute!«

Julia schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll ...«

»Stopp bitte!«, unterbrach Andrew, »ich muss mit Nachdruck darauf hinweisen, dass mehrere unserer Aufpasser uns schon des Öfteren erklärt haben, dass diese Gänge dort von uns nicht betreten werden dürfen.« Er erhob seinen mechanischen und dennoch perfekt menschlich anmutenden Körper und blickte sie der Reihe nach an. »Es spielt keine Rolle, ob wir derzeit bewacht werden oder nicht, wir sollten uns an die Anweisungen der Gastgeber halten und nicht ihren Unwillen auf uns ziehen. Schließlich sind wir auf ihre Gastfreundschaft angewiesen.«

»Ach komm schon, Andrew. Sei kein Spielverderber. Uns wird schon nichts passieren. Außerdem haben wir doch dich dabei. Da kann doch gar nichts schiefgehen. Und Aufpasser? Ich sehe hier keinen. Sie haben uns wohl vergessen«, lachte Robert.

Etwas künstlich verdrehte Andrew die Augen. »Gut, Robert. Ich erkenne, dass ich dich zwingen müsste, nicht zu gehen, aber das widerspräche meinen Wertvorstellungen. Daher werde ich mitkommen, um euch im Auge zu behalten und auf euch Acht geben zu können.«

»Super. Dann passt es ja«, lachte Ethan nun. Seine Laune schien sich langsam wieder zu bessern. Vielleicht lag es aber auch an der Vorfreude auf den Joint, den er sich in der Zwischenzeit mit dem Dörrgras gedreht hatte.

»Ryan? Was ist mit dir?«, fragte Ethan seinen Kumpel.

Julia erkannte an Ryans Blick, dass er eigentlich keine große

Lust verspürte, gegen die Kidj'Dan aufzubegehren.

»Ich komme mit. Auch wenn ich eigentlich dagegen bin. Warum gehst du eigentlich nicht in die VR, wenn du Abenteuer brauchst?«, sagte er halbherzig zu Ethan.

Ethan klopfte seinem Kumpel etwas zu kräftig auf den Rücken. »Alter, das ist doch nicht annähernd dasselbe. In der VR kann mir ja nichts passieren. Das hier ist Realität. Das ist wirklich cool.«

Julia kniff die Lippen zusammen, um sich einen Kommentar zu verkneifen. So ein Kindskopf!

»Also, ich würde gerne an die Oberfläche gehen. Ich bin mit Enumis verabredet. Wir wollten nach den von mir gepflanzten Samen sehen, die ich von der Basis mitgebracht habe. Drückt uns die Daumen, dass wir bald heimatliches Obst und Gemüse essen können. Bis später und viel Glück«, sagte Anastacia und entfernte sich von der Truppe. Nicht ohne zuvor einige nach oben gerichtete Daumen zu ernten.

»Nun dann«, sagte Ethan und wandte sich an die noch übrigen Freunde, »lasst uns gehen, bevor jemand etwas von unserem Trip mitbekommt.«

»Ich bin absolut dagegen und bin echt sauer, dass ihr so einen Schwachsinn macht«, sagte Julia. »Aber ich werde mitkommen. Ich habe keine Lust darauf, dass ihr unsere Gastgeber durch irgendeinen pubertären Quatsch herausfordert. Ich habe euch im Auge, und sobald die Situation brenzlig wird, kommt ihr gefälligst mit mir zurück! Und ich will keine Widerworte!«

Julia hatte ein ungutes Gefühl, als sie den schmalen Gang betraten, der sich unweit von ihrer Oase in der Dunkelheit des Berges verlor. Aber sie wollte auch nicht allein zurückbleiben. Soweit sie feststellen konnte, hatte niemand bemerkt, dass sie den verbotenen Gang betraten. Aber dennoch – Ondras und auch ihre anderen Aufpasser hatten ihnen ausdrücklich erklärt, dass diese Bereiche nicht betreten werden durften, von niemandem.

Nach kurzer Zeit wurde es im Gang erstaunlich hell. Überall an den Wänden wuchs eine Art Moos, das in der Dunkelheit so stark leuchtete, dass sie keine Lampen benötigten. Julia war erleichtert. Sie hasste es, in dunklen Gängen umherzuirren und auf die kleinen Lichtkegel der Lämpchen ihrer Funktionskleidung angewiesen zu sein. Diese hätten den engen Stollen mehr schlecht als recht ausgeleuchtet. Durch das leuchtende Moos fühlte sie sich etwas

sicherer. Dennoch blieb ein ungutes Gefühl, nach jeder Ecke, die sie hinter sich ließen, verstärkte es sich.

»Fühlt ihr es auch?«, fragte Ryan leise.

»Ja, ein Luftzug. Die Zusammensetzung der Atemluft changiert. Daraus ist zu schließen, dass wir das Höhlenlabyrinth bald verlassen werden«, beantwortete Andrew die Frage.

Julia hörte, wie Ethan über diese Feststellung lachte, und verdrehte die Augen.

»Merkwürdig. Wir befinden uns hier hundert Meter unter der Erde. Wo sollen wir also rauskommen? Wie auch immer. Das sehen wir ja gleich. Also weiter, Leute«, trieb Robert sie an.

Sie gingen weiter und bogen um mehrere Ecken. Julia hatte das Gefühl, dass der Luftzug stärker wurde. Oder wurde es nur kälter? Oder feuchter? Sie konnte es nicht sagen und behielt ihre Beobachtung erst einmal für sich. Ihre Anspannung stieg immer weiter. Reflexartig griff sie nach Ethans Hand. Kurz überlegte sie, sie wieder zurückzuziehen, aber so fühlte sie sich sicherer. Ethan ergriff tatsächlich ihre suchenden Finger und drückte sie. Julia atmete tief durch.

Sie bekam ein schlechtes Gewissen Ondras gegenüber. Er war immer gut zu ihnen gewesen, und nun wurde sie das Gefühl nicht los, ihn zu hintergehen. Warum taten sie das hier? Was erwarteten sie, hier zu finden? Hier war nur ein endloser Gang und sonst nichts. Vielleicht sollten sie doch lieber wieder umdrehen, bevor Ondras oder jemand anderes ihr Fehlen im Dorf bemerkte?

Doch bevor Julia ihre Gedanken aussprechen konnte, wurde der Gang breiter und höher und schien in Kürze zu enden.

»Sollten wir nicht vielleicht besser …?«, setzte Ryan an. Julia war wohl die einzige, die seiner Meinung war. Denn Andrew, Robert und Ethan reagierten nicht auf Ryans Äußerung und gingen zügig weiter. Sie verhielten sich wie Motten, die vom Licht angezogen wurden. Was, wenn das hier eine Falle war? Vielleicht war das ein Test der Kidj'Dan? Vielleicht wollten sie sehen, wie weit die Neugierde die Menschen treiben würde. Wenn das stimmte, könnte ihnen zum Verhängnis werden, was sie jetzt taten.

Julia ging mit Ryan weiter hinter den anderen her, wurde aber langsamer. Was zum Teufel …? Sie hielt die Luft an. Den anderen ging es offensichtlich nicht anders. Sie hatten das Ende des Ganges erreicht und waren stehen geblieben. Vorsichtig beugte Julia sich

vor, um einen Blick nach vorn zu erhaschen. Sie musste aber zunächst die Sonnenblende ihrer Kontaktlinse aktivieren, so geblendet war sie von dem hellen Licht, das ihnen entgegenschlug.

Jetzt konnte sie erkennen, was Andrew bereits Sekunden vor ihr hatte sehen können. Vor ihnen lag eine Ebene. Nein, falsch. Sie befanden sich am Fuße einer riesigen Schlucht. Hier hätte locker ein ganzes Dorf Platz gefunden, schätzte Julia. Der Anblick war atemberaubend, denn er gab ihr das Gefühl winzig zu sein. Unüberwindbar ragten die etwa hundert Meter hohen, steilen Felswände rundum zur Oberfläche von Lumera empor und schlossen Julia und ihre Freunde in diesem gewaltigen Areal ein.

In der Mitte der Schlucht befand sich ein Felsen, nein, ein Hügel. Waren Schluchten am Fuße nicht immer ebenerdig? Irgendwie passte dieser Koloss hier nicht hin. Nun, sie würde sich diese Erhebung in der Mitte noch anschauen.

Julia stellte fest, dass es hier angenehm kühl war, da ein leichter Luftstrom durch die Schlucht zog. Die hohen Wände des Canyons verhinderten einen weiteren Sonneneinfall der bereits tief stehenden Sonne. Julia konnte, nachdem sie ein paar Schritte in die Schlucht zurückgelegt hatte, den Lichtschutz wieder deaktivieren.

»Grandios«, entfuhr es Robert.

»Was für ein cooler Ort! Warum durften wir denn nicht hierherkommen? Es ist einfach megageil hier, oder findet ihr nicht?«, fragte Ethan die anderen gewandt.

»Ja, es ist wirklich beeindruckend. Ich verstehe auch nicht recht, warum das hier ein verbotener Ort sein soll. Bis auf die Weite gibt es hier absolut gar nichts. Nur ein paar Pflanzen und diese steilen Felswände«, antwortete Robert.

Andrew stand noch immer starr wie eine Salzsäule und scannte die Umgebung. Seine Augen flackerten dabei wild hin und her.

»Ich registriere eine Anomalie«, erklärte er dann. »Bleibt bitte hier und lauft nicht weiter in die Schlucht hinein.«

Julia bedachte Andrew mit einem fragenden Blick. Was sah der Android, was sie nicht sah? Hier war doch nichts. Der Felsen oder Hügel da in der Mitte war alles, was es hier zu sehen gab. Andrew betrat vorsichtig den Talgrund. Er wurde von den Blicken der anderen verfolgt. Langsam ging er auf den großen Felsen zu, der sich in der Mitte der Ebene befand. Vor dem steinernen Hügel, der von Moosen und kleineren Pflanzen bewachsen war, blieb der

Android stehen.

Wieder hielt er mit einer Geste Julia und die anderen auf Abstand. Sein Arm bewegte sich langsam vorwärts, als wollte er den Stein vor sich berühren. Ruckartig zog er den Arm wieder zurück. Julia stockte der Atem. Der Hügel vor ihnen flimmerte und flackerte im hellen Sonnenlicht, als wolle er sich auflösen. Vor Schreck wäre Julia fast mit Ryan zusammengestoßen. Andrew trat mutig voran und verschwand plötzlich. Das Flackern hatte aufgehört.

»Krass! Los, hinterher, wir folgen ihm«, rief Robert voller Tatendrang. Oder Leichtsinn. Er wartete nicht auf eine Reaktion der anderen, sondern sprintete fast auf den Felsen zu.

»Bist du noch ganz dicht?«, schrie Julia.

Ein Wink, und er verschwand ebenfalls in dem Felsen. Der Mann war manchmal wirklich irre. Fast die ganze Gruppe litt an der Unterforderung des letzten halben Jahres.

Plötzlich war Robert wieder da. Wie aus dem Nichts stand er wieder vor dem Hügel.

»Kommt sofort her! Das müsst ihr euch ansehen!«, rief er ihnen zu. Zusammen gingen sie die knapp fünfzig Meter zu ihm.

Julia wollte den Felsen berühren, um zu testen, worum es sich dabei handelte. Welches Material verschluckte einfach einen Menschen und einen Androiden? Aber da war nichts an der Stelle, wo sie die moosigen Steine sah. Ihre Hand griff ins Leere. Sie spürte plötzlich Ethans Hand an ihrer. Sie ließ ihn gewähren. Zu zweit war es einfacher.

Sie blickten sich kurz an, und Julia spürte wieder einen Hauch des vergangenen Zaubers, der einst zwischen ihnen bestanden hatte. Gemeinsam traten sie in den großen Felsen, der den größten Teil der Schlucht einnahm.

»Ist das …?«, fragte Ryan mit offenem Mund und aufgerissenen Augen, der gemeinsam mit Robert hinter ihnen durch den vermeintlichen Felsen getreten war.

»O mein Gott …!« entfuhr es Julia. Sie klammerte sich nun regelrecht an Ethans Hand.

»Ein Raumschiff«, stellte Andrew, der ihnen den Rücken zugewandt hatte, hingegen sachlich fest. »Versteckt hinter einer Tarntechnologie, die ein technisches Meisterwerk darstellt. Meine Sensoren haben sofort erkannt, dass der Felsen nicht existent ist.«

Große Verwirrung war in allen Gesichtern zu lesen. Julia stand wie angewurzelt neben ihren Freunden und versuchte, sich ein Bild

von dem bestimmt hundert mal fünfzig Meter großen, dunklen Schiff zu machen.

»Schaut euch mal die Form an. Vorne ist es rund und aerodynamisch geschnitten. Dann wird es eckiger und erinnert an die Bienenwaben, die überall in Dumras zu sehen sind. Es muss von ihnen stammen«, sagte Robert erregt.

»Und seht mal, diese merkwürdigen Konstruktionen auf der Oberseite des Schiffs. Diese vielen Platten, in verschiedenen Größen und Formen. Und diese Rohre …. Sind das etwa Waffen?«, fragte Ethan und wirkte plötzlich erstaunlich nüchtern.

Julia ergänzte: »Fenster hat das Raumschiff offensichtlich nicht, oder seht ihr welche?« Die anderen schüttelten die Köpfe.

»Ungewöhnlich«, ergänzte Andrew, »aber vielleicht verfügt das Schiff nicht über einen Schutzschild, um die Strahlung abzuhalten.«

Andrew schritt voran und blieb nun direkt vor dem Koloss stehen. Robert und auch die anderen folgten ihm langsam.

Die Augen des Androiden flackerten, bevor er weitersprach. »Das Schiff besteht aus einem mir unbekannten Material. Allerdings ist es in seiner Struktur nicht natürlichen Ursprungs. Es besteht aus gedrehten Strängen in Nanogröße. Dadurch scheint es enorm stabil zu sein. Sehr interessant. Vielleicht kann ich ….«

»Wie kann das sein?« unterbrach ihn Ryan, während sie gemeinsam an der Längsseite des Schiffs entlanggingen. »Warum haben sie uns nichts gesagt? Zumindest erklärt die Tarnung des Raumschiffs hinter diesem merkwürdigen Felsen, warum sie hier keine Wachen aufgestellt haben. Ohne dich, Andrew, wären wir ja gar nicht darauf gestoßen.«

Julia musste über Ryans Worte nachdenken. »Aber warum hat Ondras darüber nichts gesagt? Da stimmt doch etwas nicht«, sagte sie.

Ethan war vor Julia getreten und blickte ihr ins Gesicht. Dennoch war es Ryan, der das Wort ergriff: »Julia, Ondras ist kein Mensch. Du weißt doch, dass die Kidj'Dan anders ticken als wir Menschen. Die Arbeiter befolgen Befehle. Aber wir sind von Neugierde getrieben und überschreiten Grenzen.«

Julia konnte nur mit dem Kopf schütteln. Sie stellte sich hinter Andrew, der ebenfalls stehengeblieben war und blickte nach oben. Hier befand sich eindeutig ein Zugang zum Schiff, das ihnen aus glattem, dunklem Metall entgegenstarrte.

Andrew legte seine Androidenhand auf die metallisch wirkende

Oberfläche. Nichts geschah. Für einen Moment dachte Julia, dass das Schiff vielleicht explodieren würde oder eine andere Überraschung für sie bereithielt.

»Das Schiff befindet sich seit mindestens achtzig Jahren an diesem Standort«, stellte Andrew fest. Julia stand mit offenem Mund da. Niemand sagte ein Wort.

Robert trat neben Andrew und hob ebenfalls seine Hand zum Schiff.

»Was ist das?«, fragte er irritiert.

»Der Boden vibriert«, stellte Julia fest.

Andrew schüttelte seinen Kopf. »Nein, das Schiff vibriert. Ich denke, dass die Berührung einen Mechanismus aktiviert hat.«

Plötzlich fuhr eine breite Rampe aus dem Raumschiff und gab Stück für Stück einen Zugang frei, der in das Innere des Schiffs führte. Ethan trat noch vor Andrew an die sich absenkende Kante, um einen Blick hinein zu werfen.

»Wow, das sieht ja krass aus. Schaut euch das an!«, sagte er überflüssigerweise.

Ryan wich ängstlich zurück. »O mein Gott, das ist nicht gut.«

Julias Sinne reagierten, wie die Natur es vorsah. Sie wollte fliehen, während das Adrenalin durch ihren Körper strömte und ihre Muskeln dazu animierte, sich anzuspannen. Aber Ethan hielt ihre Hand weiterhin fest. Sie schaffte es nicht, sich zu entziehen. So blieb sie stehen und wartete. Worauf, das wusste sie nicht. Vielleicht auf den Tod, ein gefährliches Wesen, das dieses Schiff beschützte, oder eine Explosion? Die Vibration nahm wieder ab, bis sie schließlich verstummte und die Rampe den Boden erreicht hatte. Die Freunde blickten sich an.

»Es sieht echt alienmäßig aus«, flüsterte Ryan hinter Julia.

Der schwarze glänzende Eingangsbereich wurde durch mehrere indirekte Lichtquellen in ein sanftes Grün getaucht. Was Julia erkennen konnte, war offensichtlich: Sie blickten in eine Schleuse. Ethan stand der Mund offen, als er mutig einen Fuß auf die Rampe setzte.

»Ethan, warte!«, forderte Andrew. Alle starrten den Androiden an. Seine künstlichen Pupillen ruckten schnell hin und her. Julia spürte, wie sich Angst in ihr breitmachte.

»Schritte nähern sich. Sie sind zu weit entfernt, als dass ich sie einer Person zuordnen kann, aber sie gehören einem Kidj‘Dan«, sagte Andrew.

»Ich wusste es, wir werden erwischt«, rief Julia erschrocken aus. Das fehlte noch! Vielleicht würde man sie aus dem Dorf werfen oder sogar töten? Sie hatte gesehen, dass das hier heimische Volk nicht zimperlich mit seinen Arbeitern umsprang, die ihre Aufgaben nicht zufriedenstellend erledigten. Einmal hatte sie einen wachhabenden Kidj'Dan dabei beobachtet, wie er einen Arbeiter mit einem dicken Metallstab fast zu Tode geprügelt hatte. Aber vielleicht würden sie ja Glück haben und konnten auf Gnade hoffen.

»Was tun wir jetzt?«, rief Julia alarmiert. Ryan drehte sich nervös um die eigene Achse und suchte die Umgebung nach Bewachern ab. Nur Robert wirkte tiefenentspannt.

Wie durch eine Membran konnte Julia schließlich sehen, wie etwas oder jemand die Schlucht durchquerte. Auch ohne die scharfen Konturen konnte Julia die Silhouetten zweier Kidj'Dan erkennen, deren harte Krallen auf dem Felsboden des Canyons klackerten. Inständig hoffte sie, dass es nur Ondras und einer seiner Begleiter war, die sie hier beim Schnüffeln erwischten. Langsam traten die Kidj'Dan durch das Hologramm.

Es war nicht Ondras, der mit festen Schritten und rot leuchtenden Tentakeln nun innerhalb der Tarnvorrichtung auf sie zutrat, sondern Ganuba, eines der ältesten Ratsmitglieder. Mit seiner Größe von über zwei Meter fünfzig wirkte er überaus bedrohlich. Das rote Sekret, dass die Kidj'Dan Manjuk nannten, und das aus seinen Tentakeln troff, zeigte den Freunden, wie wütend der Kidj'Dan war.

»Menschen, was macht ihr hier? Ich verlange eine Erklärung«, spie er aus, dass das rote klebrige Sekret nur so von den Tentakeln spritzte. Angeekelt wischte Julia sich einige Tropfen des stinkenden Zeugs von der Wange.

»Es ist meine Schuld«, sprang Ethan in die Bresche. »Ich habe die anderen überredet, mich zu begleiten. Ich wollte wissen, was sich am anderen Ende des Ganges befindet.«

Ethan wirkte wie ein trotziges Kind, wie er sein Kinn vorschob und den Kidj'Dan, der ihn mit einem Hieb vernichten konnte, herausfordernd anblickte. Beschwichtigend legte ihm Julia die Hand auf den Arm.

»Das stimmt so nicht. Es war unser freier Wille, ihn zu begleiten. Wir sind alle dafür verantwortlich. Wir hätten das nicht tun sollen«, erklärte sie mit fester Stimme. Innerlich zitterte sie. Gerade die Alten waren aufbrausend und den Menschen gegenüber besonders

misstrauisch. Aufgrund ihrer Erfahrung mit ihrer eigenen Spezies konnte Julia sie sogar verstehen.

»Erklärt uns bitte, was das hier ist«, wechselte Robert das Thema. Offensichtlich versuchte er, den Spieß umzudrehen und den Kidj'Dan in Erklärungsnot zu bringen. Der wirkte allerdings nicht so, als würde er sich darauf einlassen. Seine Tentakel leuchteten inzwischen nicht mehr rot, sondern grün und zeigten nur leicht nach vorne. Eine ganz leichte Anspannung war also noch zu sehen – sonst nichts.

»Das ist ein Raumschiff. Es gehörte dem Volk, das versuchte, uns zu vernichten. Wir haben dieses Schiff behalten. Wie ihr seht, nutzen wir es aber nicht, weil wir es nicht bedienen können.«

»Bitte erlaubt uns die Frage, warum ihr das alles vor uns geheim gehalten habt«, wandte sich Andrew an Ganuba.

Dieser blickte mit seinen schwarzen Augen in Roberts Richtung. »Ich rede nicht mit mechanischen Gegenständen«, erklärte er mit zusammengekniffenen Lippen. »Aber ich will es euch anderen sagen: Wir vertrauen euch nicht. Und nun habt ihr unser Misstrauen durch euer Handeln bestätigt. Das spricht nicht für euer Volk.« Seine Tentakel begannen wieder rot zu glimmen.

Julia tat etwas, was ihr zuwider war, von dem sie aber wusste, dass es unter den Kidj'Dan als Geste des Gehorsams und der Ergebenheit von Bedeutung war. Sie überlegte nicht lange und kniete mit gebeugtem Kopf vor Ganuba nieder. Die anderen taten es ihr nach. Ethan tat es ihnen nur mit einem widerwilligen Knurren gleich.

Nach einem kurzen Augenblick der Stille hob Julia vorsichtig den Blick. Ganubas Tentakel leuchteten gelb. Julia fiel ein Stein vom Herzen. Es hatte funktioniert. Er akzeptierte ihre Entschuldigung. Julia spürte Ryans Hand auf ihrem Rücken. Offensichtlich war er genauso erleichtert wie sie. Ein Blick zu Ethan zeigte ihr, dass er wieder etwas freundlicher und irgendwie nüchterner dreinblickte.

»Ich werde mit den anderen sprechen«, unterbrach Ganuba die Stille. »Ihr könnt aufstehen. Wir gehen jetzt wieder ins Dorf zurück. Ihr werdet von jetzt an wieder bewacht werden. Und ihr werdet mit niemandem darüber sprechen, was ihr hier gesehen habt. Nicht mit Ondras oder sonst wem! Wir werden sehen, ob euer respektloses Verhalten noch Folgen für euch haben wird.«

Keiner der Freunde wagte, etwas dagegen zu sagen. Julia hätte

zu gerne gewusst, warum sie Ondras nicht auf das Raumschiff ansprechen sollten. Wusste er nichts davon? Julia versuchte sich zu entspannen, aber irgendwie blieb ein komisches Gefühl zurück. Irgendetwas stimmte nicht. Aber Julia wusste nicht, was es war.

»Wir müssen mit Ondras über das Raumschiff sprechen, sobald Zeit dafür ist«, teilte sie den anderen über ihren BID mit.

Wie gut es doch war, dass die Kidj'Dan ihre BID-Kommunikation nicht mitbekamen. Zumindest gingen Julia und ihre Freunde davon aus. Die Kidj'Dan nutzten zwar eine ausgefeiltere Technologie, aber sie funktionierte grundlegend anderes.

»Unbedingt«, bestätigte Robert. »Hier ist doch irgendetwas faul.«

»Nach Analyse der mir vorliegenden Daten halte ich das ebenfalls für die beste Vorgehensweise«, warf Andrew ein. »Entweder weiß Ondras nichts von dem Schiff, oder er hat uns bewusst angelogen.«

»Absolut richtig, mein Freund. Das müssen wir klären. Mit Ondras. Allein!«, stellte Robert klar. Julia war seiner Meinung. Aber im Moment gab es andere Probleme, die von größerer Bedeutung für sie waren.

Julia fiel etwas ein: »Ganuba, du bist doch Ratsmitglied. Warst du dabei, als John und Peter bei eurer Königin waren? Sind sie wohlbehalten zurück?«

Ganuba machte sich nicht die Mühe, seinen Kopf beim Sprechen in Julias Richtung zu bewegen. So konnte Julia nur sein flaches Profil sehen. Aber sie sah, wie sich seine vier Nasenschlitze aufblähten.

»Nein, die Besprechung findet noch statt. In der letzten Zeit waren zwei Drohnen eures Volkes in der Nähe und haben uns entdeckt, da wir Probleme mit unserer Tarntechnologie haben. Wir müssen beraten, wie wir weiter vorgehen«, sagte er. Seine Tentakel, die pfeilgerade nach oben ragten und dabei grün leuchteten, spiegelten seine unterdrückte Wut wider.

»Und was wird nun passieren?«, fragte Julia, die ein ungutes Gefühl beschlich.

»Das wirst du von deinen Leuten erfahren. Wir werden uns zumindest von eurem Volk nicht einschüchtern lassen. Das ist unser Planet, und das wird er auch bleiben«, erklärte Ganuba mit fester, tiefer Stimme.

Julia musste schlucken. Ein Kampf, vielleicht sogar ein Krieg hier auf Lumera – das musste … nein, das durfte nicht sein.

Die Ereignisse des Tages hatten alle ziemlich aus der Bahn geworfen. Die Kidj'Dan förderten auf einmal ein riesiges Arsenal an Waffen zu tage. Wo kamen die auf einmal her? Und der »Replikator« lief Tag und Nacht und produzierte weitere modernste Waffen, die an die Requisiten aus einem Endzeit-Film erinnerten. Die Kidj'Dan machten sich also kampfbereit, sollte es zu einer militärischen Aktion seitens der Basis kommen.

Die Entdeckung des Raumschiffs verlor in Anbetracht dessen – nicht nur für Julia – kurzfristig an Bedeutung. Ondras war noch immer im Großen Haus bei der Königin, so hatten Julia und ihre Freunde auch keine Möglichkeit, mit ihm über ihren Fund zu sprechen. Da Julia und ihre Freunde nun durchgehend bewacht wurden, hätten sie sowieso nicht frei mit ihm reden können.

Ethan hatte sich nach dem gemeinsamen Abendessen schließlich mit einem Joint im Mund von Julia und den anderen verabschiedet. Er verkündete, dass er seine Kampfkünste in der virtuellen Realität trainieren wollte.

Nach und nach zogen sich auch alle anderen in ihre Wohnwaben zurück. Julia, Andrew und John blieben unter der Bewachung eines Kidj'Dan zurück.

Julia fühlte sich unwohl, und das lag nicht nur an der Bewachung. Es musste etwas mit Johns Anwesenheit zu tun haben. Sie fummelte ziellos an ihrem Rucksack herum, tat so, als suchte sie etwas Bestimmtes und stand schließlich mit einem bemüht gleichgültigen Gesichtsausdruck auf. John, der auch angespannt wirkte, sprang ebenfalls auf.

»Ich gehe ein wenig spazieren«, verkündete sie. Sie blickte John verlegen an.

»Soll ich dich begleiten?«, fragte er sie. Julia riss die Augen auf. Damit hatte sie jetzt nicht gerechnet.

»Na ja, ich möchte nicht, dass du hier abends allein durch die Gänge schleichst.« Sein Blick flog zu dem wachhabenden Kidj'Dan. »Das Gespräch mit dem Rat hat mir gezeigt, dass wir auf der Hut sein müssen und vielleicht jederzeit mit einem Angriff von Lenoirs Leuten rechnen müssen. Ich schätze ihn zwar nicht so ein, dass er übereilt angreift, aber wer weiß schon, wie ein sonst rational denkender Mann sich verhält, wenn er unter Druck gerät. Und den Kidj'Dan trau ich im Moment auch nicht über den Weg. Der Fund des Raumschiffs wirft viele Fragen auf«, flüsterte er.

Julia nickte verunsichert.

»Gut, dann gehen wir zusammen«, willigte sie ein.

Als sie ihren kleinen Essensbereich verließen, hielt Julia nach Ethan Ausschau, aber er war nicht zu sehen. Zum Glück. Sie konnte sich denken, dass er es nicht gut fände, wenn sie mit John losziehen würde.

»Andrew, warte hier. Du brauchst nicht mitzukommen«, unterbrach John Julias Gedankenchaos. Der Android nickte und begab sich an Ort und Stelle in den Ruhemodus.

Still begannen sie ihren Spaziergang, ihr ständiger Bewacher folgte in gebührlichen Abstand. Schweigend durchquerten sie die Höhle. Es war ruhig im Dorf. Die meisten Kidj'Dan hielten um diese Zeit einen kurzen Schlaf. Ihre Routinen glichen nicht denen der Menschen.

Julia steuerte auf einen Durchgang im Felsen linkerhand des Großen Hauses zu. Der Gang teilte sich nach etwa zehn Gehminuten in drei Gänge auf. Julia wählte den rechten Gang. Er führte unterirdisch in einem großen Bogen halb um das Dorf herum. Es gab dort eine wunderschöne Höhle. Vielleicht gefiel es John ja dort auch?

Die Wände des Ganges, den sie nun betraten, funkelten dank der Leuchtmoose wie ein Sternenhimmel.

»Wie geht es dir?«, unterbrach John die Stille.

»Oh ..., äh, es geht schon«, antwortete Julia stockend.

»Und jetzt einmal ehrlich ...«, sagte John.

»Na ja, mit Ethan und mir läuft es … nun ja, eher nicht so gut – und das Wissen über die Geschehnisse auf der Erde macht die Sache nicht unbedingt besser. Auch die Entdeckung der Kidj'Dan durch Lenoirs Drohne und der Fund dieses merkwürdigen Raumschiffs tragen nicht unbedingt dazu bei, dass ich einen freien Kopf habe«, fasste Julia ihren Gemütszustand zusammen, »aber davon abgesehen geht es schon.«

Johns Blick ruhte auf ihr. Das spürte sie auch ohne in anzusehen.

»Wirklich – es geht«, versicherte sie nochmals.

Sie gingen weiter und schwiegen wieder. Es dauerte nicht lange, und der Gang weitete sich zu einer großen Höhle. Sie wurde von so etwas wie Riesenpilzen erhellt, und ihr flirrendes, leicht zuckendes Licht spiegelte sich in der Oberfläche des großen unterirdischen Sees wider. Fliegende Fische durchbrachen die Wasseroberfläche

und versuchten kleine Stechfliegen zu erwischen. Ihre Zungen, die aussahen wie kleine Kelche, nutzten sie dabei als Fanghilfe.

Julia setzte sich ans Ufer. John hatte noch immer kein Wort von sich gegeben, aber Julia spürte, wie er sich neben ihr entspannte. Die Nähe seiner Hand neben ihrer … sie konnte sie kaum ertragen. Als er sich bewegte und ihre Finger sich kurz berührten, wäre sie fast aufgesprungen.

»Ich bin gerne hier«, erklärte sie dann und ließ ein paar Steine durch die Hand kullern. »Es ist so friedlich hier. Findest du nicht auch?«

»Ja, es ist wunderschön. Ich bin zuvor noch nie hier gewesen. Es gefällt mir«, antwortete John und hob ebenfalls ein paar kleine, glitzernde Steine auf und ließ sie durch seine Hand rieseln.

»Erzähl mir was von dir«, bat Julia vorsichtig.

»Was denn?«

»Ich weiß nichts über dich. Du bist ziemlich verschlossen. Also, du bist schon irgendwie okay … nach einigen Anfangsschwierigkeiten.«

»Vielen Dank auch.«

»Nein, so meine ich das nicht. Aber du erzählst nie etwas über deine Vergangenheit. Dein Leben auf der Erde. Warum?«

John dachte kurz nach, bevor er antwortete: »Es gibt da nicht viel zu erzählen. Ich habe beim FBI gearbeitet und hatte genau einen guten Freund: Hugh. Und den habe ich an der Basisstation der Aristoteles zurückgelassen. Ansonsten war mein Leben langweilig. Fast nur Arbeit.«

»Ist das alles?«, hakte Julia nach. »Keine Familie? Kein Leben außerhalb des FBI?«

John schloss kurz die Augen und atmete tief durch.

»Ich hatte eine Frau und einen kleinen Sohn«, fing John an zu erzählen. »Tom ist … war ... mein Ein und Alles. Er fiel in einen Teich, als er gerade drei Jahre alt war. Ich war …«, er fuhr mit der Hand über die Glitzersteinchen neben sich. »Ich war am Telefon und hatte ein geschäftliches Gespräch, was meine gesamte Aufmerksamkeit gefordert hat. Ich habe nicht gesehen, dass Tom auf einmal verschwunden war. Kurz zuvor hatte er noch die Fische beobachtet.«

John warf eine Handvoll der Steinchen ins Wasser und machte eine kurze Pause. Julia spürte seinen Schmerz, als wäre es ihr eigener.

»Ich schaffte es noch, ihn wiederzubeleben, aber er starb auf dem Weg ins Krankenhaus. Amanda hat mich ein paar Wochen nach Toms Tod verlassen.« John atmete ein paarmal schwer aus und ein. »Tja, nun kennst du mein dunkelstes Geheimnis. Ich habe meinen Sohn auf dem Gewissen.« Er warf die restlichen Glitzersteinchen in seiner Hand in den See.

›Das stimmt nicht‹, wollte Julia am liebsten sagen, aber sie hielt sich zurück. Keine Worte konnten ihm den Schmerz nehmen, das wusste sie. Es war besser zu schweigen. Sie hob ihre rechte Hand und berührte seine Schulter. John zuckte kurz, und Julia ließ die Hand wieder sinken. Er blickte nicht zu ihr, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Julia verstand, dass er mit seinen Gefühlen kämpfte.

Unerwartet drehte John ihr schließlich das Gesicht zu. Julia sah in seinen Augen eine tiefe Traurigkeit, aber auch Stärke und … Verwunderung.

Der Ping in Julias Kopf fühlte sich in diesem Moment an wie eine Explosion. Julia zuckte zurück, und John blickte sie verwundert an.

»Julia, verdammt! Wo steckst du?« Es war Ethan, der sie per BID anpingte. »Ich habe dich nicht in deiner Wohnung gefunden, und der Android steht da unten wie festgetackert vor dem Essensbereich und rührt sich nicht. Ist was passiert?« Ethan schien außer sich. Julia war noch immer zutiefst erschrocken. Sie hatte die Einstellung ihres BIDs noch nicht angepasst. Ethan erreichte sie zu jeder Zeit und überall. Sie musste seinen Kontakt unbedingt als Basiskontakt einstufen, damit er, wie jeder andere auch, erst anfragen musste, ob sie für ein Gespräch zur Verfügung stand.

Missmutig gab sie John mit Daumen und kleinem Finger das Zeichen, dass sie angerufen wurde.

»Verdammt, Ethan! Was soll das? Ich bin spazieren. Alles ist gut. Geh ins Bett, kau auf deinem Gras herum und lass mich heute Abend in Ruhe!«

»Meine Güte, ist ja gut. Ich habe mir nur Sorgen gemacht. Ist John etwa bei dir?«

»Ja, er wollte auch ein wenig laufen. Ist das ein Problem?«

»Nein, ist mir doch egal, mit wem du unterwegs bist.«

Julias Gefühle kochten hoch. Er war wirklich völlig unberechenbar geworden.

»Alles klar, Ethan. Mach’s gut.« Julia blickte genervt von diesem

Gespräch zu John. Er hatte wieder seine Maske aufgesetzt und starrte abwesend auf den See.

6 – James

Mai 2385 | in der Nähe von Dumras

»Achtung! Halt dich fest. Ich fürchte …«, weiter kam James Lenoir nicht mit seinen Ausführungen. Vielmehr stellte er fest, dass er sich verdammt konzentrieren musste, um den Skyrider in der Luft navigieren zu können. Er ärgerte sich. Warum musste die KI ausgerechnet jetzt Probleme machen? Jetzt, wo sie fast bei ihren Zielkoordinaten angelangt waren.

James konnte zwar Fluggeräte steuern und wusste in der Theorie auch, wie diese kleinen Leichtflugzeuge zu navigieren waren, aber Ärger und Stress waren keine guten Voraussetzungen, um eine sanfte Landung hinzubekommen. Mit schnellem Blick nach hinten sah er seinen Vertrauten Steve, der mit schneeweißem Gesicht und zusammengebissenen Zähnen versuchte, nicht nach unten zu blicken. Das gelang ihm allerdings nur mäßig, denn der gesamte Unterbau des kleinen Flugzeugs bestand aus einem durchsichtigen, sehr belastbaren Kunststoff. Ein toller Ausblick für Menschen mit einer Affinität fürs Fliegen, aber offensichtlich gehörte Steve nicht dazu.

Bevor das Steuerungssystem und dadurch auch die schwenkbaren Düsen des kleinen Leichtfliegers den Geist aufgegeben hatten, hatte James Lumera erstmals durch seine eigenen Augen aus der Luft betrachten können. Was er sah, raubte ihm fast den Atem. Der Dschungel war zwar genauso dicht wie auf der Erde, allerdings waren die Farben des Laubs wesentlich facettenreicher, als er es kannte. Und dann waren da diese riesigen Bäume. Die langen Stämme brachen majestätisch durch das Blätterdach. Wie Hünen überragten sie die anderen Bäume um mindestens dreißig Meter. Auf den Dschungel, der von einem breiten Fluss unterbrochen wurde, folgten nach langem Flug schließlich mehrere Hügel und Tafelberge, die von Schluchten und einer steppenähnlichen Landschaft abgelöst wurden.

»Schau dir mal die Tiere da unten an! Das ist der Wahnsinn«, rief James.

Von Steve konnte er allerdings nur ein Schnauben vernehmen.

»Diese Tiere habe ich bislang nur auf Drohnenbildern gesehen, aber das hier ist etwas ganz anderes. Sieh dir an, wie diese riesigen Herden über die Ebene ziehen!«

Aufgeschreckt von dem Geräusch des kleinen Flugzeugs schrien die Dickhäuter mit den extrem langen und dünnen Beinen kreischend auf und fielen irritiert in einen leichten Galopp. Auch kleinere Lebewesen konnte James von hier oben ausmachen. Sie erinnerten ihn an Gazellen mit ihren dunklen Streifen auf den Flanken und den langen Beinen. Sie sprangen erschrocken zur Seite und hatten offensichtlich großen Respekt vor den Giganten, die staksend ihren Weg kreuzten. Feingliedrige, dreibeinige Lauftiere mit langen Nasen oder Mäulern waren ebenfalls als Herde unterwegs. Fasziniert betrachtete James die ungewöhnlichen Bewegungsabläufe.

Nun klinkte sich die KI des Skyriders endgültig aus, und er hatte keine BID-Verbindung mehr zum Flieger.

»Steve, ich sage es nur ungerne, aber der Autopilot ist nun völlig futsch.«

»Bitte was?«, brüllte Steve geschockt.

»Alles gut, mein Freund. Ich werde jetzt manuell übernehmen. Und wir sind immerhin fast am Ziel angelangt.«

»Ach, James, du bist einfach ein Mistkerl. So darf ich dich doch nennen, wenn wir unter uns sind, ja? Ich habe gewusst, dass das kein Luxusflug wird, pah!«

»Jaja, ist ja gut. Aber ich kann fliegen, du Schisser. Jetzt entspann dich und genieß den Rest des Flugs«, grinste James. Er bemerkte, wie Steve hinter ihm mit dem Kopf schüttelte, und zuckte mit den Schultern.

Der Boden kam stetig näher, und James war froh, dass die große freie Fläche vor ihm genügend Platz für eine mögliche Bruchlandung bot. Er blickte auf die vielen Knöpfe vor sich und versuchte noch einmal, das Flugsystem zu aktivieren, damit die KI vielleicht doch noch übernehmen konnte. Vergeblich. Er musste die Landung also selbst vollziehen. Ein Blick nach unten zeigte ihm, dass keine größeren Tiere mehr zu sehen waren. Sie hatten alle die Flucht ergriffen. Das war schon mal gut.

James versuchte sich zu erinnern, wie man das Ding manuell

steuerte. Der Höhenmesser zeigte noch 113 Meter an, Tendenz fallend. Schon verdammt nahe am Erdboden. Er spürte, wie ihm Schweißtropfen auf die Stirn traten und wie seine feuchte Hand auf dem Sidestick umherrutschte. Der künstliche Horizont zeigte an, dass der Neigungswinkel stimmte, in dem er sich bewegte. Nun musste er nur noch runter. Und das möglichst unbeschadet.

Ein Luftloch beförderte für einen Moment sein Frühstück nach oben.

»Verdammt, James, was geht da vorne vor sich? Weißt du, was du da tust?«, brüllte Steve.

»Halt dich fest. Es geht abwärts!«, erklärte James und klinkte sich aus dem BID aus. Er brauchte jetzt seine volle Konzentration.

Er griff nach vorne zur Armatur und aktivierte die Landedüsen. Mit einem Surren drehten diese sich in eine senkrechte Position und nahmen dem Flugzeug nach und nach den Vorwärtsschub. Der Skyrider verlangsamte, bis er schließlich still in der Luft stand und die Höhe hielt. James musste zugeben, dass die Androiden wirklich ganze Arbeit geleistet hatten, während er und der Rest der Passagiere in ihren Kryokammern geschlafen hatten. Die kleinen Ultraleichtflieger konnten wie ein Helikopter senkrecht in den Himmel steigen, was das Starten und Landen vor allem in unwegsamen Gelände wesentlich vereinfachte. Das Flugzeug besaß außerdem eine ausgeklügelte Sensorik und Steuerungstechnik, mit der es sich selbst problemlos austarieren konnte. Auch ohne KI stand der Skyrider in der Luft nahezu still. Ein Blick auf die Anzeige verriet, dass sie nun noch etwa vierzig Meter vom Erdboden entfernt waren. Hoffentlich machte er jetzt keinen Fehler.

James reduzierte nun vorsichtig die Schubkraft der Landedüsen. Er spürte, wie der Druck vom näher kommenden Grund reflektiert wurde und das Flugzeug vibrieren ließ. Immer mehr Staub wurde aufgewirbelt, je näher sie dem Erdboden kamen. Mit einem leichten Ruck kam der Skyrider auf dem steinernen Boden schließlich zum Stehen.

Wenige Sekunden später hing Steve bereits seitlich aus dem Flugzeug und übergab sich lautstark. James war so erleichtert über die erfolgreiche Landung, dass er sich nicht daran störte.

»Na na, nun krieg dich mal wieder ein. Ich bin vorbildlich geflogen. So schlimm kann es nicht gewesen sein.«

»Das sagst du«, antworte Steve und wischte sich mit dem Ärmel über den Mund. »Ich muss erstmal wieder klarkommen. Ich weiß

auch nicht, was es da zu grinsen gibt. Außerdem hoffe ich, dass sich keines dieser gruseligen Viecher, die wir eben gesehen haben, zu uns verirrt.«

James sagte nichts dazu und verdrehte die Augen. Allerdings konnte er es sich nicht verkneifen, den Sichtradius seiner Kontaktlinse zu erweitern und die Umgebung abzusuchen. Ja, da waren ziemlich große Lebewesen nicht weit von ihnen entfernt. Auch ohne seine Kontaktlinse hätte er erkennen können, dass sie die Aufmerksamkeit dieser Viecher hatten. Denn nachdem sie vorher in der Luft noch beängstigend auf die Tiere gewirkt haben mochten, boten sie nun hier auf der ebenen Fläche zugegebenermaßen leichte Beute. Aber anders ging es eben nicht.

Zügig schnallte James sich ab und stieg aus dem kleinen Rumpf des Flugzeugs. Dabei ließ er sich eine Karte ihres Standorts auf seiner Kontaktlinse anzeigen.

»Wir sind ungefähr fünf Kilometer von der Stelle entfernt, an der wir die Aliens und auch den Menschen gesichtet haben«, erklärte er Steve.

Der zog fragend seine Augenbrauen nach oben. »Warum denn bitte sind wir so weit von unserem Zielort entfernt? Jetzt können wir noch wandern gehen und Tierfutter werden, oder wie?«

»So ähnlich. Steve, denk doch mal nach: Geben wir diesem Volk die Möglichkeit, uns zu bemerken, wenn wir uns ihnen nähern. Wenn wir sprichwörtlich auf ihren Köpfen landen, greifen sie uns womöglich sofort an. Das liegt doch nahe«, schüttelte James verständnislos den Kopf. War nicht nur Steves Mageninhalt durchgeschüttelt, sondern auch seine Gehirnzellen?

James hatte seinen Rucksack geschultert und aktivierte den Fitting Mode über einen kleinen Knopf am Gurt. Der Rucksack glich sich selbstständig an seinen Körper an und zog sich fest. Nun hatte er die perfekte Position für die kleine »Wanderung«.

Auch Steve hatte inzwischen seinen Rucksack aufgeschnallt und stapfte missmutig los.

»Gut, dann gehen wir halt. Was soll's. Ich wollte schon immer mal mehr von diesem Planeten sehen«, verkündete. James konnte nur mit dem Kopf schütteln. Im Gehen warf er einen Blick auf den Skyrider. Hoffentlich stand das Fluggerät später noch genauso da wie jetzt.

Über seinem Kopf vernahm James das Gekreische von mehreren Benus. Diese riesenhaften Flugwesen, mit denen sie bereits seit ihrer

Ankunft auf Lumera Bekanntschaft geschlossen hatten und die ihn ein wenig an zu groß gewordene Fledermäuse erinnerten, wurden von den Wissenschaftlern nach einem aus der ägyptischen Mythologie verehrten Gott benannt. Gottähnlich wirkten sie durchaus, wie ihre riesigen, bis zu acht Meter langen Schwingen leicht durchschimmernd über seinem Kopf hinwegglitten. Es war ein majestätischer und gleichzeitig furchteinflößender Anblick. Auf der Erde hatte es keine Vögel oder Fledermäuse gegeben, die auch nur annähernd die Spannweite eines Benus erreicht hätten.

James fühlte sich nicht wohl, da die flache Landschaft ihnen keinerlei Schutz bot. Gemeinsam mit Steve steuerte er zielstrebig auf das Ende der Ebene zu. Dort begannen die Tafelberge und Schluchten. Dort gab es wahrscheinlich auch die Möglichkeit, Schutz zu suchen. In der Nähe der Berge hatte die Drohne die fremde Spezies auf künstlich angelegten Feldern gesichtet. James spürte, wie er mit jedem Schritt nervöser wurde. Wie würden die Einheimischen auf das Eindringen in ihr Reich reagieren? War es möglich, mehr über sie in Erfahrung zu bringen? Oder mussten Steve und er diesen Versuch der Kontaktaufnahme mit dem Leben bezahlen?

James warf einen Blick auf Steve, der die ganze Zeit vor sich hin murmelte. Er konnte ihm die Nervosität ansehen und stellte fest, dass sein Begleiter versuchte, sich selbst Mut zuzureden.

James unterbrach ihn. »Weißt du, woran ich die ganze Zeit denken muss?«

»Nein, woher denn?«

»Ich denke an die Zeit auf der Erde. Ich war in Washington stationiert, lebte in einem wunderschönen Haus im Kolonialstil und verbrachte die meiste Zeit im Garten. Ich war damals mit fünfzig Jahren bereits nicht mehr der Jüngste, als ich mir die Healthbots injizieren ließ.«

»Wir alle hatten ein Leben auf der Erde, James«, antwortete Steve knapp.

»Ja, Steve, das weiß ich. Das ist es ja auch nicht, was mich beschäftigt. Oder nicht nur. Aber das alte Leben liegt nun dreieinhalb Jahrhunderte hinter uns. Dieser Gedanke ist so erschreckend! Ich vermisse die Heimat, anders kann ich es nicht sagen. Auch wenn es zur Zeit unserer Abreise schon schwierig auf der Erde war, es ist und bleibt eben doch unsere Heimat.«

Steve nickte. »Ja, ich verstehe dich. Mir geht es nicht anders.«

»Meine Kinder waren zwar schon erwachsen, und meine Frau hatte mich bereits verlassen, bevor ich mich entschieden hatte, in das Raumschiff zu steigen, aber es vergeht fast kein Tag, an dem ich nicht an sie denke. Ich konnte sie alle damals nicht mitnehmen. Das werde ich mir nie verzeihen, auch wenn ich mitfliegen musste, um das Überleben der Menschheit zu sichern.«

»James, stelle deine Entscheidung nicht infrage. Es war die Richtige. Wer hätte es sonst machen sollen, wenn nicht du? Du bist der beste Kommandant, den sie kriegen konnten.« Steve machte eine kleine Pause und grinste schelmisch. »Bis auf deine Flugkünste!«

»Danke, Steve!«, gab James erheitert zurück.

»Etwas anderes, James: Denkst du, dass wir hier wieder heil wegkommen?«

James überlegte kurz. »Ehrlich gesagt: Ich weiß es nicht. Wenn da Menschen bei ihnen sind – vielleicht. Leider hat Fox uns keine Zeit gegeben, genauer zu beobachten, um im Vorfeld mehr über die fremde Spezies herauszufinden. Nun müssen wir dieses Risiko eingehen.«

»Aber was ich nicht verstehe: Wenn dort die acht Flüchtigen sind, warum können wir sie nicht orten, und warum kriege ich keine Verbindung zu ihren BIDs, obwohl ich es mehrfach versucht habe?«

James bekam das nur am Rande mit. Er dachte scharf nach.

»Ich vermute, sie haben es irgendwie geschafft, ihre BIDs dauerhaft zu deaktivieren. Es war uns ja auch nicht mehr möglich, Stanhope und die anderen zu orten, nachdem sie Three Moon unerlaubterweise verlassen hatten, um zu Julia Jennings und ihren Freunden zu gelangen. Sie haben einen Androiden der neuesten RAV-IV-Generation dabei. Ich muss dir nicht erzählen, was dieser Superroboter alles kann. Wer weiß, was der ausgetüftelt hat.« James schwieg einen Moment, und beide stapften weiter durch die nun weiche Erde.

»Es gibt da allerdings noch eine andere Möglichkeit …«, besann James sich schließlich.

»Die da wäre?« fragte Steve, der mit der Hand die gleißende Sonne von seinen Augen abschirmte.

»Sie leben nicht mehr«, antwortete er.

»Wunderbar. Wirklich wunderbar«, keuchte Steve.

James spürte die Vibration des Erdbodens noch vor Steve. Er wusste, woher das Geräusch kam, wagte aber kaum, den Blick zu wenden. Jetzt hatte auch Steve es bemerkt. Gleichzeitig flogen die Blicke der beiden Männer nach hinten.

»James?«, rief Steve alarmiert.

»Ja, ich sehe es auch. Hol sofort deine Waffe aus dem Rucksack!«, befahl James und war bereits dabei, seine Tasche zu durchwühlen. Drei riesige, dinosaurierähnliche Wesen stürmten auf sie zu. James erkannte ihre langen Hälse und die spitzen Zähne. Die Tiere hatten einen unfassbar langen Schwanz, der von Stacheln überzogen war und wild hin und her flog. Ihre Haut schimmerte regenbogenfarben, und als sie näher herangekommen waren, stießen sie dumpfe, durchdringende Schreie aus.

Verdammt, wieso ließ sich seine Waffe so schwer aus der Halterung im Rucksack lösen? Endlich öffnete sich die Sicherung. In dem Moment, als er die Plasmapistole in den Händen hielt, fühlte er sich etwas sicherer. Er wusste, dass er damit gegen die großen Tiere zumindest eine Chance haben würde, auch wenn die Waffe ihre gigantischen Angreifer sicher nicht töten würde.

James lief los. Sie mussten Zeit gewinnen. Steve lief einige Meter vor ihm. Der Abstand zu den drei Verfolgern schrumpfte dennoch merklich. Und sie hatten noch fast 700 Meter bis zum nächsten Felsplateau vor sich. Wenn sie das schafften, könnten sie versuchen, den Tieren dort zu entkommen.

James blickte im Laufen zurück. Jedes der Tiere fixierte sie mit seinen zwei Augenpaaren. James ließ seinen BID die Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Flucht berechnen. Zehn Prozent. Vor sich hörte er Steve schnaufen. Sicher bereute sein Freund es nun, dass er in letzter Zeit ein paar Trainingseinheiten hatte ausfallen lassen.

Ein wütendes Brüllen ließ James fast erstarren. Er blickte sich im Laufen um. Die Langhälse hatten tatsächlich noch an Geschwindigkeit zugenommen. James hatte nur noch wenige Sekunden für eine strategische Entscheidung.

»Steve, stehen bleiben. Verteidigungsposition einnehmen!«, kommandierte er. »Waffe entsichern!«

James hörte das vertraute Surren ihrer beiden Plasmapistolen, als diese sich aufluden. Gleich würde er diesen gefährlichen Raubtieren einen kleinen Gruß schicken, der ihnen hoffentlich genügend Zeit liefern würde, zu verschwinden. Ansonsten würde er

seine andere Waffe einsetzen. Geladen mit modernster AHEAD-Munition würden die Projektile die Wesen nach ihrem Aufprall in ihre Bestandteile zerlegen. James hatte eine der Waffen für den Notfall eingepackt. Die Geschosse waren zu hundert Prozent tödlich. Aber es war nicht sein Missionsziel, die hier beheimateten Tiere zu töten. Ihm würde es reichen, sie zu erschrecken.

Ein lauter Schrei und sich ihm nähernde scharfe Reißzähne nahmen James gesamte Aufmerksamkeit ein. Noch hundert Meter, neunzig, achtzig ….

»… und Feuer!«, rief er Steve zu.

James wurde von der Druckwelle der Plasmaentladung nach hinten geworfen. Er hatte damit gerechnet und konnte sich geschickt abfangen. Auch Steve schaffte es, wohlbehalten wieder aufzustehen.

Die drei Tiere wurden von der Energie der Plasmafelder nach hinten katapultiert. James hörte, wie sie zunächst verstummten, um dann noch wütender zu Brüllen. Der tiefe, dumpfe Ton verursachte Gänsehaut auf James Rücken. Eines der Tiere rappelte sich bereits wieder auf und schüttelte irritiert seinen riesigen Kopf. Eines der Augenpaare funkelte sie wütend an. Das andere Augenpaar, das sich weiter hinten am Kopf befand, bewegte sich wie bei einem Chamäleon unabhängig voneinander hektisch hin und her.

»Was machen wir jetzt?«, brüllte Steve.

»Ich muss die 99er nehmen. Anders wird es nicht funktionieren«, rief James Steve zu. »Lauf du schonmal weiter zum Zielort. Ich komme nach.«

Als James sah, wie Steve zögerte, brüllte er: »Das ist ein Befehl!«

James lenkte seine gesamte Aufmerksamkeit wieder auf die drei Jäger. Sie wollten ihn tot sehen, das war klar. Er musste Steve und sich retten und die Tiere töten. Es blieb ihm keine andere Wahl.

Er zog seine Glock-Pistole mit der AHEAD-Munition aus dem Holster am Bein und zielte. Die Tiere standen nur etwa fünfzehn Meter von ihm entfernt. Allerdings griffen sie nicht an. Kommunizierten sie etwa miteinander? Es sah fast so aus. Das vorderste Tier schien ihr Leittier zu sein. Es pfiff und kreischte den anderen etwas zu. Es wirkte fast so, als wären sie sich nicht einig. Immer wieder hoben die riesigen Raubtiere ihre Köpfte zum Himmel. James zögerte. Was sollte er tun? Plötzlich hörte James über seinem Kopf ein hohes Pfeifen. Das war es also, was die Tiere stutzen ließ. Er schaute nach oben. Zwei riesige Benus kreisten über

ihren Köpfen. Es sah so aus, als würden die riesigen Fledertiere etwas planen. Wollten sie ihn und Steve etwa auch angreifen? Gab es nun einen Kampf um das beste Futter? Oder arbeiteten sie vielleicht sogar im Verbund? Artenübergreifend?

James bekam schnell eine Antwort auf seine Fragen. Eine der riesigen Lederschwingen schnellte vom Himmel. Aber sah James das richtig? Peilte das Flugwesen nicht ihn, sondern seine drei Verfolger an? Er stand noch immer völlig unbeweglich, die Glock im Ansatz, jederzeit bereit, sich seiner Verfolger zu entledigen. Er war ein geübter und präziser Schütze. Aber nun musste, nein, wollte er sehen, was ohne sein Zutun geschah. Wurde er tatsächlich unterstützt?

»James, verflucht, schieß endlich!«, hörte er Steve per BID-Verbindung. James ignorierte ihn und konzentrierte sich auf die Szene vor ihm.

Der Benu hatte das Leittier der drei hünenhaften Wesen erreicht. Tatsächlich, er griff nicht ihn und Steve, sondern ihre Verfolger mit seinen scharfen Klauen an. Er stieß zu und riss die Flanke des riesigen Tieres auf. Blaues Muskelfleisch quoll aus dem tiefen Riss hervor. Kein Anblick, der James schockte, hatte er als Soldat schon schlimmere Verletzungen mit ansehen müssen. Nach seiner Attacke stieß sich der Benu wieder in die Luft ab, um einen neuen Angriff zu starten. James war fasziniert, wie präzise und unbarmherzig dieses Flugwesen sein Ziel angriff.

»James, hau da ab! Nun komm doch endlich!«, riss Steve ihn aus seiner Konzentration. Langsam bewegte James sich rückwärts in Steves Richtung. Die Glock hielt er noch immer fest umklammert und in Richtung des Gemetzels gerichtet. Er hatte genügend Projektile für jedes der Wesen dabei, sollten diese überleben und sich wieder auf ihre ursprüngliche Beute besinnen. Aber so wie es aussah, griff nun der zweite Benu einen der beiden verbliebenen Langhälse an. James entschied innerhalb von Sekunden.

»Steve, wir laufen. Dort hinten, am Ende der Ebene, die großen Felsen«, rief James, während er hinter sich wilde Kampfgeräusche vernahm. Aber es schien ruhiger hinter ihnen zu werden, was er aufgrund seiner beschleunigten Atmung aber nur erahnen konnte. Er warf immer wieder einen Blick nach hinten. Die Benus waren mit ihrer Mission, die drei Langhälse zu töten, wohl erfolgreich gewesen. Wahnsinn, dachte er. Zwei Flugtiere gegen diese drei

massigen Killermaschinen – und sie waren absolut überlegen. Waren jetzt er und Steve an der Reihe?

Steve lief nicht mehr so rasant voran. Er wurde offensichtlich müde. Die riesigen Raubvögel hatten sich mittlerweile wieder in die Lüfte erhoben und flogen nun hoch über ihren Köpfen. Es sah nicht so aus, als würden sie ein weiteres Manöver planen. James entschied, dass er sich später darüber Gedanken machen konnte, was es mit dem merkwürdigen Verhalten der Riesenfledermäuse auf sich hatte. Sie hatten eine Mission, die ihre gesamte Aufmerksamkeit forderte.

Noch immer nervlich angespannt und auf der Hut, liefen die beiden der kleinen Felslandschaft entgegen. Nach etwa einer viertel Stunde wandelte sich der Untergrund. James blieb stehen und blickte sich um. Die verschiedenen, ihm unbekannten Pflanzen vor ihm waren zu regelmäßig angeordnet, um natürlich gewachsen zu sein. Es musste sich hier um ein bestelltes Feld handeln. Er hockte sich hin, um die Früchte des halbtransparenten, grünen Gewächses zu begutachten.

»Was ist das?«, fragte er Steve. Dieser hatte sich ebenfalls heruntergebeugt und berührte vorsichtig die violette Frucht, die mit der Berührung seines Fingers in Sekundenschnelle von der Größe eines Kürbisses auf die Größe einer Walnuss schrumpfte. Steve zog erschrocken die Hand zurück.

»Himmel, was ist das denn? Ein Mimosenkürbis?«, flachste er, wobei er allerdings noch immer einen erschrockenen Eindruck machte. James beobachtete, wie Steve seinen Foodscanner aus der Jackentasche zog und den Nährstoffgehalt der merkwürdigen Frucht überprüfte.

»Sie enthält extrem viel Mangan, Zink und Eisen. Und sie ist bereits in geringen Dosen für uns tödlich.« Er zeigte auf die Anzeige des Geräts. »Da, Unmengen von Atropin. Das Nervengift wird allerdings erst in Verbindung mit menschlicher Magensäure freigesetzt. Na dann, guten Appetit!«

James war inzwischen wieder aufgestanden und ging langsam weiter, wobei er darauf achtete, mit den Füßen nicht in den Wurzeln einiger Pflanzen hängen zu bleiben.

Schließlich blieb er stehen und richtete seine Aufmerksamkeit nach innen.

»Wir sind da. Genau hier war es«, erklärte er nach Überprüfung

ihres Standortes und bückte sich herunter. Langsam ließ er die leicht klebrige Erde durch seine Hand rieseln. Die Erde war fruchtbar, und dieses von kleinen Setzlingen bestückte Feld sah aus, als wäre es erst vor Kurzem bestellt worden. Aber so sehr James sich auch bemühte; er konnte hier niemanden entdecken. Weder Mensch noch Alien. Er blickte zu Steve. Dieser drehte sich zum zweiten Mal um die eigene Achse und schüttelte den Kopf.

»Ich sehe hier niemanden, außer den Viechern über uns.«

»Was für … ach so, du meinst die Benus«, sagte James.

»Komischer Name«, bemerkte Steve wenig interessiert. »Aber wo sind denn alle, und was machen wir jetzt? Warten?« fragte er schulterzuckend.

»Ich denke, wir sollten ein Stück weitergehen. Vielleicht in Richtung des Berges da vorne. Irgendwohin müssen sie sich ja zurückgezogen haben.«

Steve hatte sich währenddessen ein paar Meter weiter den Weg hinauf hingehockt.

»Hier ist etwas«, rief er. James beeilte sich, neben seinem First Lieutenant in die Hocke zu gehen. Jetzt sah er es auch: Abdrücke im weichen Erdboden.

»Definitiv nicht die eines Menschen. Diese hier sind viel größer. Das Wesen muss barfuß gelaufen sein«, stellte James fest.

Steve ergänzte: »Hier, vier große Zehen, anscheinend mit sehr großen Krallen.«

James rief die Uhrzeit ab. Es war jetzt etwa vier Uhr nachmittags. Ob die Wesen vielleicht nachtaktiv waren?

Es war trotz der sich langsam senkenden Sonne noch immer sehr heiß hier auf den Feldern. Der Schweiß rann in Bächen an seiner Stirn und seinen Schläfen herab. Er hatte Durst. Seine Healthbots hatten ihm bereits vor einer halben Stunde den Hinweis übermittelt, dass seine Zellen nicht mehr über genügend Flüssigkeit verfügten und dass er den Speicher auffüllen müsse. Länger konnte er diesen Hinweis nicht ignorieren. Schnell nahm er den langen Strohhalm in den Mund, der den Wasservorrat in seinem Rucksack mit seinem Mund verband, ohne dass er ihn dafür abnehmen musste. Hastig trank er ein paar große Schlucke. Über sich hörte er die Rufe der Benus. Wie aus dem Nichts kreisten plötzlich zehn dieser Fledertiere über ihren Köpfen. Er blickte Steve an, der sich ebenfalls erfrischt hatte und sich nun einen letzten Tropfen vom Kinn wischte.

»Lass uns noch ein Stück weitergehen, irgendwie habe ich das

Gefühl, dass wir bald … «

Von einem dumpfen Stoß begleitet, sprang eine Art Falltür vor ihren Füßen auf. Die dünne Schicht von Substrat, die darauf gelegen hatte, wurde fortgeschleudert und erzeugte eine kleine Staubwolke.

Steve riss seine Glock aus dem Halfter und zielte auf die dunkle Öffnung. »Das ist doch jetzt ein schlechter Witz, oder?«

»Stopp, Steve, lass das!«, rief James und drückte ihm die Waffe zur Seite. »Wir sollten versuchen, harmlos zu wirken, sonst provozieren wir noch eine Überreaktion. Wir wollen doch sowieso zu den Eingeborenen.«

»Hast ja recht«, stimmte Steve zu und senkte den Arm, steckte die Glock aber nicht wieder in den Halfter.

James zog seinen Partner am Arm ein paar Schritte mit sich. Ein wenig Abstand konnte sicher nicht schaden, sollte gleich eines der Wesen aus der Öffnung nach oben kommen. Er hob die Hände und stieß mit dem Ellbogen gegen Steves Arm, es ihm gleichzutun.

Wie vermutet, erschienen vier Hände am Rand des Schachts und ein großer Kopf mit Facettenaugen schob sich langsam nach oben. Das Wesen machte ein paar fremdartige Geräusche und sprang mit einem mächtigen Satz an die Oberfläche. Einen Wimpernschlag später flog eine Hellebarde aus der Öffnung im Boden nach draußen. Die vierarmige Gestalt hob die etwa zweieinhalb Meter lange Stoßwaffe mühelos auf, wirbelte sie einige Male akrobatisch umher und richtete dann die schimmernde Spitze auf James. Zwei weitere Eingeborene waren währenddessen ebenfalls aus dem Schacht gestiegen.

»Was machen wir jetzt?«, zischte Steve und richtete seine Waffe auf das größere der drei Wesen.

»Steve, verdammt noch mal! Waffe runter!«

Das größte Alien richtete seine Waffe direkt auf Steves Kehle und gab knirschende Laute von sich. Wahrscheinlich war das deren Sprache. Ein weiteres Alien richtete seine Waffe auf den Hals von James. Er versuchte, jede hektische Bewegung zu vermeiden und richtete seinen Blick auf den vermeintlichen Anführer der Gruppe.

»Ich bin General James Lenoir, wir k…« Nein, diesen klischeehaften Spruch wollte er nicht vollenden. »Wir wollen zu eurem Oberhaupt.«

Der Große legte den Kopf kaum merklich schief. »Lenaah.«

James traute seinen Ohren nicht. Hatte der Krieger gerade

versucht, seinen Namen auszusprechen?

»Julaah«, sagte der andere.

»Lenoir«, wiederholte James. »Du kennst Julia?«

Auch der dritte Krieger versuchte sich: »Aahro … Antrooh.«

»Andrew?«, vermutete James. »Du meinst Andrew?«

»Das ist ja unglaublich«, jubelte Steve überschwänglich, aber noch bevor er einatmen konnte, krachte er rücklings zu Boden und blickte geradewegs auf die Spitze einer Lanze.

7 – John

Mai 2385 | Dumras

John war aufgeregt. Er konnte es nicht fassen. Andere Menschen – hier, in Dumras. Er hatte seit sieben Monaten immer nur dieselben menschlichen Gesprächspartner an seiner Seite gehabt. Und natürlich seinen hochintelligenten Androidenfreund Andrew. Die Neuankömmlinge waren sicher nicht zufällig hier. Für einen Moment vergaß John die Aufregung um das gefundene Raumschiff, das den Aliens gehörte, die den Kidj'Dan nachgestellt hatten. Noch hatten sie nicht die Gelegenheit bekommen, mit Ondras darüber zu sprechen. Aber das wollten sie bei nächster Gelegenheit tun.

»Ich bin wirklich gespannt, wen die Kidj'Dan da oben aufgegriffen haben«, sagte Peter, der mit John zusammen auf dem Weg zum zentralen Gebäude des Dorfes war. Er kniff die Lippen zusammen und ballte die Fäuste beim Gehen, so angespannt war er.

Der Grund für Peters Nervosität war für John glasklar: Jason. Peter hoffte sicher, von den Ankömmlingen endlich etwas über seinen Sohn erfahren zu können. John konnte diesen Wunsch gut verstehen, aber er musste trotzdem versuchen, Peter unter Kontrolle zu halten, damit dieser nicht impulsiv handelte und die Kidj'Dan gegen sich aufbrachte.

Gerade erst hatten er und seine Freunde ihre Feuerprobe vor dem Rat bestanden. Sie hatten die Königin, eine beeindruckende Erscheinung, größer und älter als alle anderen Kidj'Dan, kennengelernt. Sie versprach ihnen, dass sie weiterhin ihre Gäste sein dürften. Zumindest vorerst. Und jetzt wurden sie wieder zum Rat gerufen.

Ondras eilte ihnen mit klackernden Krallen voraus. Die Wachen ließen sie den Durchgang zum Großen Haus passieren. Anschließend gingen sie durch die hohe Eingangshalle bis zu der großen Tür, die in den Saal des Hohen Rates führte. Johns

Anspannung wuchs mit jedem Schritt. Als das Tor sich vor ihnen öffnete, blieb er wie angewurzelt stehen. Die Königin und der Hohe Rat befanden sich auf der anderen Seite des großen Raums auf einem erhöhten Podium mit großen Stühlen, was die eh schon gewaltige Größe der Kidj'Dan noch beeindruckender erschienen ließ. Vor ihnen standen zwei Männer. Den größeren der beiden erkannte John sofort: es war James Lenoir, der General der Basis. Den anderen kannte er nur flüchtig, aber er wusste, dass er ebenfalls zum Militär gehörte und eng mit dem General zusammenarbeitete. Die Königin stand dort in ihrer ganzen furchteinflößenden Größe und zeigte rot pulsierende Tentakel, die ihren gesamten Körper bedeckten. Offensichtlich war sie wütend. Die Herrscherin der Kidj'Dan lebte eigentlich im rund tausend Kilometer entfernten Hamil, der unterirdischen Hauptstadt. Dort lag ihr Regierungssitz und es war außerdem Heimat von rund 50 000 Kidj'Dan. Radascha, wie die Königin genannt wurde, war allerdings schon seit Wochen in Dumras, um in der Nähe der menschlichen Basis schnell auf Schwierigkeiten reagieren zu können. Lenoir und sein Begleiter standen in der Mitte des Stuhlovals.

Als die Königin Peters und Johns Erscheinen bemerkte, setzte sie sich wieder auf ihren riesigen Thron. Sie legte ihre vier Hände auf die vier Kugeln, die auf den Oberseiten der Armlehnen befestigt waren. John kannte diesen Vorgang bereits, blickte aber dennoch fasziniert auf ihre Hände, die, begleitet von einem pulsierenden Leuchten, eins mit den Kugeln wurden. In den Facettenaugen der Königin funkelte es.

»General!«, rief Peter und schickte sich an loszulaufen, als es John im letzten Moment gelang, ihn zurückzuhalten.

»Bist du wahnsinnig?«, zischte John. »Warte gefälligst, bis Zeit dafür ist, mit dem General über deinen Sohn zu sprechen! Jetzt ist nicht der geeignete Zeitpunkt.«

Sein Flüstern zog die Aufmerksamkeit der Königin auf sich. Schnell presste er die Lippen aufeinander und ließ Peters Arm wieder los.

Die Königin richtete ihren Blick auf Peter, den sie seit ihrem letzten Gespräch scheinbar für den Anführer der kleinen Gruppe hielt. »Haben diese beiden da«, sie deutete auf Lenoir und dessen Begleiter, »die Fähigkeit, das Übersetzungsprogramm eurer zweibeinigen Maschine zu nutzen?«

Peter ging ein paar Schritte Richtung Saalmitte und verneigte

sich etwas länger als nötig vor Königin Radascha.

»Antworte gefälligst, Mensch!«, herrschte ihn die Königin an. Ihre Ungeduld ließ den ganzen Raum in einem grellen Orange erstrahlen. Eine derart starke Emotion hatte John bei Radascha bisher noch nicht erlebt.

Peter schien einen Moment lang nachzudenken, wie er eine schlüssige Antwort formulieren sollte. »Bitte verzeiht. Die Übertragung ist leider nur Andrew möglich, da das Programm einen Zugriff auf seinen Hauptprozessor erfordert. Und da das nur er autorisi…«

»Du faselst denselben Unsinn über dieses Andrew-Ding! Wachen, schafft mir die sprechende Maschine her!«

»Jetzt sind alle ausgestattet«, erklärte Andrew. »Ich schalte mich ab, wenn ihr erlaubt.«

Radascha machte daraufhin eine gleichermaßen bestätigende wie abfällige Handbewegung.

Sofort setzte Andrew seinen Betriebsmodus in den Ruhezustand.

Königin Radaschas Tentakel flackerten weiß auf. »Bringt einen Stuhl für den Menschen Peter!«

Sekunden später sprang eine schlichte Tür auf und ein Kidj'Dan brachte den geforderten Gegenstand. »Stell ihn neben die beiden da. Peter, Mensch, nimm Platz. Du sprichst jetzt für dein Volk.«

Nachdem Peter sichtlich verdutzt Platz genommen hatte, erhob sich die Königin und ging auf die beiden Verhafteten zu. Sie musterte sie eingehend und fragte: »Nennt mir eure Namen und eure Aufgaben unter den Menschen!« Sie zeigte mit kreisendem Zeigefinger auf die zu verhörenden Gefangenen in der Mitte des Stuhlkreises. Plötzlich zeigte sie eindeutig auf Steve. »Du zuerst!«

»Steve Barnes«, erklärte der kräftig gebaute Mann, »Ich bin die rechte Hand des Generals.«

»General James Lenoir, mir unterstehen die Truppen unsere Kolonie auf Lumera.«

Die Königin war heute sehr gereizt, was unschwer zu erkennen war als sie das Wort ergriff: »Was wollt ihr Menschen von uns? Drei der Menschen, denen wir Zuflucht gewährt haben, habt ihr aus eurer Siedlung verbannt. Die Anderen sind nach meinen bisherigen Erkenntnissen aus reiner Loyalität mit den dreien gekommen. Das ist, was mir bekannt ist.« Die Königin baute sich vor James auf und ließ ihre Körpertentakel abermals orange aufblitzen. »Was wollen

Sie also, General? Sind Sie gekommen, um sich diese sieben Menschen jetzt zu holen? Oder haben Sie vor, uns zu vernichten, so wie sie es bereits mit einigen unserer Gollgos getan haben?«

»Wir sind weder gekommen, um Euer Volk zu vernichten, noch um die Menschen zurück zu holen«, antwortete der General. »Meine Mission ist eigentlich eher diplomatischer Natur. Die Situation in Three Moon, unserer Stadt, hat sich stark verändert, vor allem politisch, weshalb wir nicht viel Zeit haben. Unsere Basis hat sich in zwei politische Lager gespalten.«

Peter hob kurz seine Hand.

»Sprich, Mensch!«

»Wie konnte es dazu kommen?«, hakte Peter nach.

»Ich weiß nicht, ob Sie sich noch an Dr. Fox erinnern können?«, fragte der General.

»Wie könnte ich den jemals vergessen?«

»Er macht Druck. Er hat Drohnenaufzeichnungen von einem Kidj'Dan.« Sein Blick glitt über die anwesenden Ratsmitglieder. »Er befürchtet, dass sie uns angreifen könnten und will ihnen zuvorkommen.«

»Seine einzige Motivation ist Angst?«, warf Ganuba ein.

Der General zuckte mit den Schultern. »Da mögen Sie richtig liegen. Er hat uns fünf Tage eingeräumt, um ihm zu beweisen, dass Sie, verehrte Königin und Ihr geschätzter … Rat, keine feindlichen Absichten hegen. Und er ist sich darüber im Klaren, dass sich meine Truppen nicht an Angriffen beteiligen werden, solange keine akute Gefahr für uns besteht. Ich möchte unter allen Umständen einen Krieg auf Lumera vermeiden.«

John war, genau wie Peter, sichtlich geschockt. »Da bleibt doch jedem einigermaßen vernunftbegabten nur eine Schlussfolgerung; Präsident Fox gibt sich einer völlig paranoiden Denkweise hin. Die anderen Raumschiffe sind doch noch gar nicht alle da. Und überhaupt, warum sollte er so etwas tun? Warum will er nicht selbst Kontakt zu den Kidj'Dan aufnehmen? Das verstehe ich nicht. Weiß er von uns? Dass wir noch leben?«

»Nein, nur Steve und ich kennen die Drohnenaufzeichnungen, auf denen einer von Ihnen zu erkennen ist.« Für ein paar Sekunden sammelte sich der General, bevor er weitersprach: »Ich muss gestehen, dass ich Fox' Beweggründe teilweise nachvollziehen kann. Es ist zwar unstrittig, dass ein Nebeneinander zweier völlig unterschiedlicher intelligenter Spezies Schwierigkeiten mit sich

bringen kann, aber wenn man, wie Präsident Fox, immer nur auf den eigenen Erfolg bedacht ist, läuft man Gefahr, sämtliche Meinungsverschiedenheiten auf Muskelspiele zu reduzieren: Der Schnellere gewinnt, der Schwächere und Langsamere wird unterworfen. Und Fox möchte mit allen Mitteln verhindern, dass er und die ihm gewogenen Kolonisten eines Tages zu Letzteren gehören werden.«

Die Tentakel der Königin glommen in einem Wechselspiel zwischen blau und grün. »Nur weiter, General«, forderte sie eigenartig freundlich.

»Nun ja, ich bin inzwischen davon überzeugt, dass es auch einen Mittelweg geben kann, wenn alle beteiligten Parteien zu einer Einigung kommen und zusammenarbeiten.«

Ein sonorer Seufzer ertönte von der gegenüberliegenden Seite der Königin und ließ die Köpfe der Anwesenden herumwirbeln. Gondul hatte das irritierende Geräusch verursacht. Seine Tentakel flimmerten knallrot. »Die Menschen haben bereits drei unserer Gollgos getötet und nun wollen sie auch uns angreifen. Wir müssen ihnen zuvorkommen und sie vernichten.«

John blickte kurz zu Peter. Dieser alte Kidj'Dan, Gondul, war unheimlich gefährlich. Das hatten sie bereits bei ihrer ersten Befragung vor dem Rat festgestellt. Er war den Menschen nicht wohlgesonnen. »Schweig, Gondul. Ich spreche! Also Mensch … James … was willst du von uns? Was erwartest du?« fragte die Königin und ließ ihre Tentakel grün aufleuchten, was ihre Anspannung signalisierte.

»Ich möchte eine gewaltfreie Koexistens zwischen Menschen und Kidj'Dan. Wir haben auf der Erde, unserem Heimatplaneten, genügend Missstände erlebt, wissen aber, dass ein friedliches Miteinander durchaus möglich ist. Wir möchten hier die Möglichkeit nutzen, ein neues Leben für den kläglichen Rest der Menschheit aufzubauen.«

Radascha dachte offensichtlich nach. Anschließend kommunizierte sie gedanklich mit den anderen Ratsmitgliedern. Die roten Kugeln, die mit ihren Händen verschmolzen waren, glommen rhythmisch auf. John konnte sehen, dass die Tentakel aller sieben Ratsmitglieder unterschiedliche Reaktionen und Farben zeigten.

»Wie viele Menschen haben wir noch zu erwarten?« fragte Radascha schließlich.

John kannte die Antwort, bevor der General sie aussprach:

»Etwa 130 000 Menschen und fast ebenso viele Androiden. Es sind jedoch noch weitere Schiffe hierher unterwegs.«

Wieder herrschte für einen Moment Stille.

Radascha blickte James an. »Ich möchte mit dem zweiten Anführer sprechen. Wie heißt er?«

»Elias Fox«, antwortete James.

John bemerkte, wie sich die Anspannung in General Lenoirs Blick noch verstärkte. Er wirkte fast geschockt. John beschlich ein verdammt schlechtes Gefühl.

»Elias Fox. Gut, bring ihn zu mir.«

Die Königin erhob sich. Die Versammlung war damit beendet. Ondras löste seine vier Hände von den Kugeln an seinem Stuhl und erhob sich ebenfalls. General Lenoir und First Lieutenant Barnes starrten regungslos auf Ondras' vier Hände, die sich, eben noch eins mit den Kugeln und scheinbar flüssig, nun wieder neu formten.

Ebenso verschwitzt wie verkrampft verließen John und Peter den Saal des Hohen Rats der Kidj'Dan. Sie hatten nun mehrere Stunden intensiv mit der Königin, dem Hohen Rat sowie General James Lenoir und Steve Barnes Gespräche geführt. Nachdem sich der General nach seiner Entdeckung auf den Feldern der Kidj'Dan als einer der Anführer der Menschen in der Basis zu erkennen gegeben hatte, hatten ihn die Kidj'Dan zum Krisentreffen mit der Königin gebracht.

Ondras, der bei diesem Treffen ebenfalls dabei gewesen war, begleitete die kleine Gruppe nun, um sicherzustellen, dass der General und sein Begleiter wohlbehalten zu ihrem Fluggerät kamen. Außerdem hatte er den Auftrag erhalten, die Menschen besonders im Auge zu behalten.

Vielleicht hatte es mit dem kurzzeitigen Verschwinden des Ratsmitglied Ganuba zu tun. Dieser war etwa für eine halbe Stunde verschwunden und tauchte dann mit steinernem Gesicht und schlaffen Tentakeln wieder auf. Nachdem er seine vier Hände auf die roten Kugeln seines Stuhls gelegt hatte, musste er über diese Verbindung den anderen Ratsmitgliedern etwas mitgeteilt haben. John erkannte es an den unterschiedlichen Reaktionen der anderen Ratsmitglieder. Anschließend ging das Gespräch mit James Lenoir und einem Begleiter Steve Barnes jedoch normal weiter, weshalb John diesem Ereignis nicht allzu viel Gewicht beimaß.

Er folgte Ondras und den anderen still durch das Große Haus.

Plötzlich meldete sich Robert per BID.

»John, endlich bist du erreichbar. Erzähl … wie ist es gelaufen?«

»Hey, es war sehr … hm … interessant. Bei unserem Besucher handelt es sich um General Lenoir und seinem First Lieutenant.«

John hörte Robert schnaufen: »Waaas? Das ist ja Wahnsinn. Was wollte er? Was hat er gesagt? Wie ist es gelaufen?«

»Ich muss mich kurz fassen, weil ich noch Fragen an den General habe und ihn zum Flugzeug begleiten soll. Also in Kurzform: Andrew hat dem General und seinem Begleiter vor dem Treffen mit dem Rat die Sprachsoftware installiert. General Lenoir hat den Kidj'Dan klargemacht, dass seine Pläne weder einen Angriff noch einen Eingriff in das Leben und die Ressourcen des Volkes vorsehen. Er hat sich klar und deutlich für ein friedliches Zusammenleben ausgesprochen«, gab er die wichtigsten Punkte des Gesprächs wieder.

»Na, dann ist er ja ganz diplomatisch vorgegangen! Und die Kidj'Dan?«

»Der größere Teil des Hohen Rats hat Lenoir wohl nicht geglaubt und sich dafür starkgemacht, gegen die Menschen der Basis vorzugehen.«

»Scheiße. Und jetzt?«, fragte Robert geschockt.

John trat durch die sich automatisch öffnenden Schiebetüren aus dem Großen Haus und musste kurz blinzeln.

»Ganz ruhig, mein Freund. Die Königin ist eine besonnene Herrscherin und hat klargemacht, dass sie keinen Krieg beginnen wolle. Aber sie hat auch sehr deutlich gemacht, dass sich die Kidj'Dan mit hochtechnologischen Waffen verteidigen werden, sollte sich in der Basis etwas tun, das auf einen bevorstehenden Angriff hinweist.«

»Oh Mann, das ist echt abgefahren. Bevor du weiterredest – ich wollte auch noch was erzählen, John! Also eigentlich sind es zwei Dinge. Also erstmal, vorhin …!«, begann Robert.

»Äh, hör mal Bob, ich habe jetzt leider keine Zeit. Ich muss kurz mit dem General sprechen. Wir sind hier raus. Kommt uns doch entgegen. Wir gehen jetzt zur Ebene, wo das Flugzeug des Generals steht.«

»Schon unterwegs, John. Ich bringe die anderen mit.«

John grüßte im Vorbeigehen einen Kidj'Dan, den er aus den Höhlen der hier gehaltenen Nutztiere kannte. Mit blau pulsierenden, nach vorne gerichteten Tentakeln erwiderte der recht

klein geratene Arbeiter stumm seinen Gruß.

John dachte nach. Um einen Angriff seitens des Generals machte er sich im Moment keine großen Sorgen. Etwas anderes beunruhigte ihn viel mehr. Ausgerechnet dieser Dr. Fox war nun Präsident der Basis. Der nationalkonservative, der beim Tribunal kurz nach der Ankunft auf Lumera alles daran gesetzt hatte, Julia, Ryan und Ethan exekutieren zu lassen. Wieviel Macht hatte Lenoir überhaupt noch? Und wie vorhersehbar war Fox? Hatte Lenoir die Wahrheit gesagt? Er traute Fox alles zu. John musste unbedingt mit Lenoir sprechen, um mehr über Fox zu erfahren. General Lenoir hatte sich bei dem Gespräch sehr merkwürdig verhalten, fast so, als verschwiege er etwas. Es war Fox durchaus zuzutrauen, auch ohne Lenoirs Hilfe das Dorf der Kidj'Dan anzugreifen. Wenn das stimmte, wären sie alle in Gefahr.

John marschierte weiter hinter Ondras und den anderen her und kontaktierte Andrew, der unweit vom Großen Haus im Ruhemodus auf sie gewartet hatte.

»Andrew, bitte schließe dich uns an. Wir sind hier fertig.«

»Ich bin gleich bei euch, John.«

Gemeinsam gingen John, Peter, General Lenoir, sein First Lieutenant und Ondras quer über den Vorplatz, hin zu dem schmalen Gang, der sie hinauf an die Oberfläche bringen sollte. Andrew hatte sich ihnen bereits angeschlossen. Der General und Steve sollten auf Anweisung der Königin unverzüglich zur Basis zurückkehren. John hatte seine verworrenen Gedanken inzwischen halbwegs sortiert und beeilte sich, zum General aufzuschließen.

Bevor er allerdings dazu kam, ihn anzusprechen, hatte Peter ihn bereits in Beschlag genommen. »General, wie geht es meinem Sohn und seiner Frau Ramona? Wissen Sie etwas?«, vernahm John seine aufgeregte Stimme.

Wahrscheinlich hatte der General mit dieser Frage gerechnet, denn er antwortete, ohne zu zögern, während er Peter im Gehen die Hand auf die Schultern legte: »Es ist alles in Ordnung, Mr. Jennings. Es geht ihnen gut. Viel mehr weiß ich allerdings leider auch nicht.«

Der General ließ eine kurze Pause verstreichen, bevor er weitersprach: »Ach ja, das Baby wird in wenigen Tagen zur Welt kommen. Es wird das vierte Lumera-Baby sein.«

Peters Schultern sanken herab und er lächelte, während die Anspannung sichtlich von ihm abfiel.

Lenoir wandte sich an Peter und John: »Erzählen Sie mir etwas

von diesem Volk. Wieso leben Sie hier? Was wissen Sie über diese intelligenten Wesen?«

John und Peter erzählten dem General und seinem First Lieutenant in kurzen Worten von ihrer Ankunft vor über einem halben Jahr und wie Andrew das Übersetzungsprogramm entworfen hatte. Sie erzählten ihm alles Wissenswerte über ihr Leben bei den Kidj'Dan und was sie über deren Beinahe-Vernichtung durch eine fremde Spezies wussten, die vor fast neunzig Jahren versucht hatte, den Planeten einzunehmen. Julia berichtete in kurzen Worten von dem Kampf zwischen den beiden Spezies, aus dem die Kidj'Dan als Sieger hervorgegangen waren und wie die geschlagenen Invasoren den Planeten wieder verließen.

Der General nickte im Gehen immer wieder erstaunt.

»Sie wissen, dass ich nicht begeistert davon war, dass Sie die Basis nach der Verurteilung der Inhaftierten verlassen haben? Eigentlich will ich Sie wieder mitnehmen, aber aufgrund der Tatsache, dass wir durch Ihre Hilfe vielleicht einen Krieg verhindern können, werde ich Sie vorerst hierlassen.«

Peter blieb kurz stehen und blickte den General ernst an. »General, ich kann Ihren Unmut darüber verstehen, dass wir uns von der Basis unerlaubt entfernt haben. Aber wir wollten meiner Tochter und ihren Freunden nur helfen, und dadurch sind wir nun in der Lage, zwischen den Menschen der Basis – oder Three Moon, wie Sie sie ja nun nennen – und dem Volk der Kidj'Dan zu vermitteln. Denn wir genießen mittlerweile zumindest teilweise das Vertrauen unserer Gastgeber hier und wollen ja, wie Sie, um jeden Preis einen Krieg verhindern. Somit war es am Ende ja fast eine glückliche Fügung, dass wir zur Flucht gezwungen und von den Kidj'Dan aufgenommen wurden.«

»Mittlerweile sehe ich das auch so. Ich sagte ja bereits: Wir sollten ...«, weiter kam der General nicht. Robert, Ryan und Ethan, alle sichtlich aufgewühlt, näherten sich ihnen mit schnellen Schritten.

»Endlich sehen wir euch. Wir waren in einer der anderen Höhlen und haben gearbeitet. Und dabei …, also nicht direkt dabei eigentlich …, aber ist ja auch egal. Also wir sind auf etwas Unglaubliches gestoßen. Wir müssen unbedingt mit euch sprechen …«, schnaufte Robert. Erst dann nahm er den General und seinen Begleiter wahr und unterbrach sich. »Guten Tag, General und guten Tag … äh«, stotterte er.

»First Lieutenant Steve Barnes. Wir haben uns bei der Gerichtsverhandlung gesehen. Sehr erfreut«, erklärte dieser bestimmt.

»Ja, Mr. Barnes. Freut mich. Robert Sullivan.«

»Wir wollten Sie unbedingt noch sehen, General. Auch Julia und Anastacia wollten mit Ihnen sprechen. Aber Julia … sie hat sich eben bei mir gemeldet. Sie sollte gemeinsam mit einem Kidj'Dan in den Dschungel zu Anastacia reiten und ihr helfen. Es ging um irgendwelche Früchte, die es hier im Randgebiet nicht gibt. Das war ein Teil unserer Strafe …«, versuchte Ethan zusammenhanglos zu erklären und erntete dafür Roberts Kopfschütteln.

»Ethan, beruhige dich. Was ist los? Von welcher Strafe sprichst du? Wofür?«, fragte John irritiert und zog die Augenbrauen hoch.

»Alles gut, ich bin entspannt«, sagte Ethan. »Zu der Strafe komme ich ja gleich. Zunächst aber, Julias Gollgos ist durchgegangen und Anastacias ist hinterher. Die anderen beiden Kidj'Dan konnten die Tiere auch nicht stoppen. Irgendetwas hat die Gollgos unheimlich aufgeregt, sagte Julia. Die Kidj'Dan sind jedenfalls bereits wieder hier, denn die Tiere finden wohl allein wieder zurück. Julia und Anastacia befinden sich auch nur ein paar Kilometer von hier entfernt. Aber eigentlich wollte ich etwas anderes berichten. Wir haben vorhin …«

Der Schrei eines Midas, der über ihnen an der Höhlendecke hing, schreckte alle auf.

»Hier leben Benus?«, fragte der General erstaunt, während er das Tier mit den Augen fixierte.

Das Fledertier schlug kurz mit den riesigen Flügeln und nahm wieder seine Überkopfhaltung ein.

»Benus? Das ist aber ein komischer Name. Wie sind Sie denn auf den gek… «, sagte John, unterbrach sich dann aber. »Egal. Die Kidj'Dan nennen diese Tiere Midas. Sie leben hier bei ihnen.«

John erkannte, dass sich der General wieder etwas entspannte. Nur Barnes machte noch immer einen nervösen Eindruck.

»Entschuldige, Ethan. Ich wollte dich nicht unterbrechen«, sagte John und beobachtete, wie sich Peter nervös durch das dichte Haar fuhr. »Sind Anastacia und Julia denn wohlauf?«, fragte er, um den Faden wieder aufzunehmen. »Geht es den beiden gut?«

»Ja, sie sind soweit okay. Julia hatte wohl überlegt, von ihrem Gollgos abzuspringen, aber dann hätte sie sich sämtliche Rippen gebrochen. Zum Glück befanden sie sich auf einem breiten Pfad,

sonst hätten die Äste der Bäume sie von den Tieren geholt. Anastacia ist wohlauf. Julia hat eine Platzwunde, aber sie konnte die Blutung stoppen. Sie sind auf dem Rückweg und werden kurz nach Einbruch der Dunkelheit wieder im Dorf sein. Aber da war noch etwas anders, das wir berichten wollten. Also, vorhin waren wir zusammen …«

»Im Dschungel? Um diese Zeit? Warum weiß ich davon nichts?«, unterbrach Ondras Ethans erneuten Versuch, weiterzureden. Seine Tentakel spannten sich und glommen in einem alarmierenden lila auf. »Es ist doch bald dunkel!«

»Ja, aber das ist doch kein Drama, sie kommen ja zurück. Sie hauen schon nicht ab. Wohin auch?«, fragte Ethan irritiert und spuckte eine ausgekaute Portion Dörrgras aus.

»Schweig, Mensch. Wir müssen jetzt schnell nach oben zum Fluggerät der beiden Menschen. Was du zu sagen hast, muss warten. Bevor ich mich dem Problem der beiden Menschenfrauen widme, muss ich meine Instruktionen befolgen. Aber ich schicke schon einmal zwei Midas aus, um die Menschenfrauen zu suchen«, erklärte Ondras. Er beschleunigte seine Schritte.

John und die anderen mussten sich beeilen, um mit dem hochgewachsenen Kidj'Dan Schritt zu halten. Über ihren Köpfen sah John, wie sich zwei der riesigen Flugwesen aus ihrer Überkopfhaltung lösten und sich wie Steine nach unten fallen ließen. Dann spannten sie ihre Schwingen auf und schwebten elegant Richtung Höhlenausgang. John beobachtete amüsiert, wie Lenoir und sein Begleiter Barnes beeindruckt die Augen aufrissen. Aber die Midas waren nicht an den Menschen interessiert. Ein paar Flügelschläge später waren sie bereits oben aus dem Spalt geflogen, der die Höhle der Kidj'Dan nicht vollständig von der Außenwelt abschloss.

Unterdessen trieb Ondras die Gruppe weiter an.

»Wir müssen schneller gehen. Ich muss auf dem kürzesten Weg in den Dschungel und die beiden dort rausholen, bevor es zu spät ist.«

John verstand nicht, warum Ondras so nervös wurde. Sicher, der Wald barg viele Gefahren, aber Julia und Anastacia hatten die Gollgos dabei und kannten die Gefahren des Dschungels inzwischen ganz gut. Sie konnten sehr gut selbst aufeinander aufpassen.

Offensichtlich konnte Ondras Johns irritierten Gesichtsausdruck richtig deuten, denn er beantwortete sogleich die nicht gestellten

Fragen.

»John, ich hatte euch vor einiger Zeit doch von der Nacht der Sphaa berichtet, vor der ich immer gewarnt habe. Diese Nacht ist heute. Ich dachte, ihr wisst …«

John blieb so abrupt stehen, dass Steve ihn fast über den Haufen lief. Alle starrten Ondras an, und Peter riss geschockt die Augen auf.

»Was meinst du damit, Ondras? Sind sie in Gefahr?«

»Ja, in sehr großer«, bestätigte Ondras ernst. Sein Blick streifte die anderen, verharrte kurz auf Julias Freund Ethan, und glitt weiter zu Peter. Er wusste, dass Anastacia Peters Partnerin und Julia seine Tochter war. »Sie müssen wieder hier sein, bevor es im Wald vollständig dunkel geworden ist. Die Sphaa schlüpfen heute Nacht. Ich habe es euch nach eurer Ankunft in Dumras erklärt.«

»Ich erinnere mich nicht genau. Es ist schon so lange her«, warf Ethan ungeduldig ein. »Erklär es uns noch mal.«

Ondras ignorierte die Frage und lief wieder los. Dabei bemühte er sich sichtlich, das angespannte lila Glimmen seiner Tentakel zu unterdrücken.

Stattdessen nutzte Peter sein hervorragendes Gedächtnis: »Es gibt zwei Nächte im Jahr, die für alle Lebewesen im Dschungel extrem gefährlich sind. Die frisch geschlüpften Sphaa sind in der ersten Nacht sehr verletzlich und schützen sich daher mit einem starken Nervengift vor Angreifern. Die Eier wurden zuvor in den Erdboden gelegt. Dort schlüpfen dann die Jungtiere und müssen es schaffen, bis in die Baumkronen der Ghoma-Bäume zu gelangen. Weil viele Eier bereits vor dem Schlüpfen gefressen werden, sind die geschlüpften Jungtiere mit dem starken Nervengift zum Schutz der ersten Tage ihres Lebens ausgestattet. Nur ist dieses Gift so stark, dass es für fast alle Lebewesen Lumeras tödlich ist – und für Menschen leider auch.«

Die letzten Sätze stieß Peter immer schneller hervor, während er seine Schritte weiter beschleunigte.

John erinnerte sich währenddessen wieder an die Warnung vor den Sphaa, die Ondras kurz nach ihrer Ankunft ausgesprochen hatte. Die Sphaa waren kleine, halbtransparente Flugwesen, die ausschließlich nachtaktiv waren. Direkt nach dem Schlüpfen waren sie beinahe unsichtbar, jedoch ließ die Transparenz mit steigendem Alter zunehmend nach. Sie leuchteten im Dunkeln und flatterten, mit acht kleinen Flügeln bestückt, wie Kolibris durch den Dschungel, während sie tagsüber in den Baumkronen der rund

fünfzig Meter hohen Ghoma zubrachten. Sie ernährten sich mithilfe ihres langen Rüssels vom Nektar der Ghoma-Blüten, die sich nur nachts öffneten. Nur in der ersten Nacht war ihr Nervengift tödlich, danach löste eine Berührung mit den etwa fünf Zentimeter großen Wesen lediglich starkes Brennen auf der Haut aus. Es richtete dann aber keinen bleibenden Schaden mehr an.

»Ondras«, rief Peter aus, von seiner eigenen Ansprache panisch geworden, »wir müssen sofort los und ihnen helfen. Wieso läufst du hier so seelenruhig durch die Gegend, während meine Tochter und Anastacia in Gefahr sind?«

John spürte, dass der Blick des Generals auf dem Kidj'Dan ruhte. Ondras schritt, ohne zu rennen, weiter und erklärte, ohne Peter anzusehen: »Weil ich einen Auftrag zu erfüllen habe. Ich muss die beiden Menschen nach oben bringen und dafür sorgen, dass sie diesen Ort wohlbehalten verlassen. Danach gehe ich in den Dschungel und hole die beiden Menschenfrauen zurück. Sie werden sich höchstwahrscheinlich bereits auf dem Rückweg befinden.«

Ethan, der wieder ziemlich klar dreinblickte, reichte das offenbar nicht. »Tut mir leid, aber ich muss jetzt los. Ab zu Julia und Anastacia. Ich habe ihren Standort. Peter? Was ist mit dir?«

»Bin dabei«, gab dieser knapp von sich.

»Leute, seid doch vernünftig. Wir müssen doch erst einmal einen Plan … Okay, es ist sinnlos«, gab John auf.

Er sah Peter und Ethan zurück in Richtung des Ganges, der zum Dschungel führte, davonsprinten. Ihnen folgten zwei Wachen der Kidj'Dan. Ondras setzte stoisch seinen Weg fort. Der Kidj'Dan hatte seinen Standpunkt klargemacht. Robert sagte für einen Moment nichts, aber John konnte erkennen, dass er hin- und hergerissen war. Er entschied sich schließlich, bei ihm und den anderen zu bleiben. Ryan blickte John fragend an. Der zuckte mit den Schultern und schaute zu Ondras. Er wollte auch helfen, aber er hielt es für klüger, mit Ondras zu gehen. Impulsiv zu handeln und sich womöglich noch selbst in Gefahr zu bringen, war das Letzte, was er wollte. Außerdem wäre er Julia damit kaum eine Hilfe. Ondras hatte sicher einen Plan. Zudem fiel ihm noch etwas anderes ein, das er für wichtig hielt.

»Andrew, kannst du versuchen, eine abhörsichere, dauerhafte Verbindung zum General herzustellen, damit wir ihn auch auf der Basis kontaktieren können?«

Andrew, der die gesamte Zeit kein Wort gesprochen hatte,

blickte John emotionslos an: »John, ist das eine Frage oder ein Befehl?«

»Andrew, bitte«, knurrte John. Sein Android blinzelte und wandte sich dann dem General zu: »Bitte drehen Sie sich um, General Lenoir. Ich muss Ihren BID entfernen.«

»Das können Sie?«, fragte der General erstaunt, der keinerlei Regung in seinem perfekt geschnittenen Gesicht zeigte.

»Natürlich. Ich brauche Ihren BID, um ihn manipulieren zu können. Dies ist in so einem delikaten Fall leider nur extern möglich.« Andrew spitzte seinen Zeigefinger und ließ eine kleine Kralle herausfahren, »Es ist ein bisschen unangenehmer als das Prozedere von heute Morgen, als ich Ihnen das Übersetzungsprogramm installiert habe. Gewisse Anzeichen deuten auf leichten Stress ihrerseits hin. Sie müssen sich nicht sorgen. Ich habe den Remover selbst entwickelt. Er ist selbstverständlich perfekt. Die Gefahren eines irreversiblen Schadens liegen mit 0,03 Prozent außerhalb des relevanten Spektrums.«

»Na, das klingt jetzt aber mal beruhigend«, brummte Lenoir, blieb aber trotzdem stehen.

Ondras, der nach wenigen Metern ebenfalls stehen geblieben war, blickte sich um. »Warum bleibt ihr stehen? Wir sollten uns beeilen. Ich muss in den Dschungel. Allein schaffen die Männer es nicht rechtzeitig. Es gibt einen Tunnel. Den kenne nur ich«, erklärte er ernst.

»Es geht gleich weiter, Ondras. Wir wollen nur einen Kontakt zur Basis sicherstellen«, antwortete John.

Der General ließ Andrew derweil gewähren. Andrew ließ die Kralle am Ende seines Zeigefingers um den kleinen Knopf hinter dem Ohr des Generals schnappen. Es klackte, und die Fingerspitze des Androiden begann rot zu leuchten. Ein weiteres Klacken ließ den Finger grün aufleuchten, und mit einer Vierteldrehung konnte Andrew nun den gut drei Zentimeter langen Stift aus der Halterung hinter dem Ohr des Generals entfernen. Dieser hob sofort seine Hand und fasste sich an die Stelle.

John sah, wie der General kurz zuckte.

»Das kalte Gefühl, das sie verspüren, ist ganz normal. Das gibt sich gleich, wenn ich den BID wieder eingesetzt habe«, erklärte Andrew und schob sein Hemd nach oben, um seinen Bauch freizulegen und an seiner Haut zu ziehen.

»Oh Mann, Andrew, das ist aber wirklich kein schöner Anblick!«,

sagte John. »Wenn ich sehe, wie du dir fast die Haut vom Leib reißt, wird mir ganz anders!«

»Es ist kein Wunder, dass dich der Anblick so irritiert. Die Beschaffenheit meiner Haut basiert zu großen Teilen auf der eurer menschlichen Haut. Entsprechend sieht das für euch natürlich brutal aus. Die Haut und ihre darunterliegenden Schichten sind sehr zäh, und es benötigt durchaus Willenskraft, sie auseinander zu reißen.«

John verzog seine Mundwinkel, als passiere der bizarre Eingriff an seinem eigenen Körper. »Also ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass ich als Mensch dazu in der Lage wäre! Schon sehr kleine Verletzungen können höllische Schmerzen hervorrufen.«

Andrew versuchte sich an einem Lächeln, was ihm wie immer nicht besonders überzeugend gelang. »Du weißt, dass ich keine Schmerzen fühle, wir haben oft genug darüber gesprochen. Das beschädigte Gewebe heilt bei einem Androiden wie mir innerhalb weniger Minuten. Das sieht bei euch Menschen ganz anders aus. Da können Wochen vergehen. Zumindest ohne Unterstützung durch Healthbots.«

Nachdem Andrew das Gewebe beiseitegeschoben hatte, öffnete sich ein kleines Fach in seinem metallischen Körper. Der BID passte exakt hinein und begann sofort, wild zu blinken. Es dauerte keine Minute, da entfernte er ihn wieder aus der Halterung und setzte ihn dem General ein. Dieser zuckte kurz, als das Implantat einrastete und sich wieder mit seinen Brainbots verband.

Inzwischen war es Ondras, der unruhig auf der Stelle tänzelte. Seine Krallen klackerten dabei unaufhörlich, was John noch nervöser machte, als er ohnehin schon war. Sie mussten sich wirklich beeilen.

Endlich konnten sie ihren Weg fortsetzen. Und während sie nun in hohem Tempo marschierten, erklärte Andrew dem General, wie er John mithilfe der verschlüsselten Verbindung erreichen konnte.

»Wie ist das Gespräch gelaufen?«, wandte Robert sich schließlich an John und den General, während sie den Gang entlang liefen, von dem Ondras erzählt hatte.

»Nun ja«, antwortete General Lenoir und lächelte Robert angespannt zu, »wir leben noch.«

»Da haben Sie recht, General. Das ist nicht selbstverständlich«, sagte er und zeigte dabei lächelnd seine für ihn typischen Grübchen.

Der General fasste kurz das Gespräch mit der Königin und dem Rat zusammen und erwähnte dabei auch die neue Führungssituation in Three Moon.

»Heilige Scheiße«, flüsterte Robert.

Ryan, der sich bislang zurückhaltend gezeigt hatte, war sichtlich aufgewühlt. »Was hat das zu bedeuten? Dr. Fox leitet nun die Basis?«

»Leider ja«, gab Lenoir zurück und klärte über die neue Situation auf Lumera auf. Auch seinen Disput mit Dr. Fox und dessen Forderung, die Kidj'Dan anzugreifen, ließ er nicht aus. Allerdings blieb er in seinen Ausführungen sehr schwammig. John war überzeugt, dass der General nicht völlig frei sprach, was an der Anwesenheit eines Kidj'Dan liegen musste.

»Und was denken Sie, wie er nun reagieren wird, wenn Sie ihm vom Gespräch mit Radascha erzählen?«, fragte Robert.

»Das kann ich nicht mit absoluter Sicherheit sagen. Fox ist ein ehrgeiziger, durchtriebener, und leider auch sehr intelligenter Politiker, der seine Ziele unnachgiebig verfolgt und sich nicht hinter die Fassade blicken lässt. Ich werde versuchen, ihn von den Vorteilen einer friedlichen Koexistenz mit den Kidj'Dan zu überzeugen. Bestenfalls lässt er sich auf ein Treffen mit der Königin ein.«

John schwieg und dachte nach. Wie wahrscheinlich war es, dass sich Fox eines Besseren besann? Konnte sich seine Sicht der Dinge ändern, wenn er erfuhr, dass Julia und die anderen beiden Verurteilten noch am Leben sind? Sie waren frei, solange sie nicht zur Basis zurückkehrten. Im Grunde konnte ihm das Schicksal der Abtrünnigen egal sein, aber wer wusste schon, wie weit Fox gehen würde?

Ondras war während des gesamten Marsches auffällig still, was John gar nicht gefiel. Nach etwa fünf Minuten gelangten sie zu einer größeren Höhle, die sie durchqueren mussten. John kannte diesen Ort. Hier war es, wo die Gollgos, die Reittiere der Kidj'Dan, ruhten, wenn sie nicht benötigt wurden. Eine kleine Herde von rund vierzig Exemplaren lag verstreut herum. Einige der großen Tiere blickten schläfrig auf, als Ondras mit den Menschen durch das feuchte Gestein schritt. Robert legte dem General die Hand auf die Schulter.

»Keine Bange, sie haben schon gefressen«, sagte er grinsend. Der General blieb stehen und sah ihn ernst an.

Robert ruderte zurück: »Wir haben Ondras dabei. Ihm vertrauen sie. Uns kennen sie inzwischen. Wir können uns ihnen nähern, ohne gefressen zu werden, da wir sie pflegen müssen. Sie sind eigentlich ganz zutraulich, wenn man vorsichtig mit ihnen umgeht.«

Steve blickte John ungläubig an. Klar, er wusste natürlich, dass unter anderem die Biologin Sarah den langen Reißzähnen dieser Riesenechsen zum Opfer gefallen war.

»General, es gibt ein paar Dinge, die mich weitaus mehr interessieren als die Gollgos«, sagte John und war froh, endlich einmal Klartext mit dem General zu sprechen. »Was sagen die Bewohner von Three Moon dazu, dass Sie hier sind, und was sagen sie dazu, dass wir am Leben sind? Weiß man in der Basis von uns? Oder hält man uns für tot?«

Der General straffte die Schultern.

»Dass wir einen Menschen auf den Drohnenbildern identifiziert haben, wissen im Moment nur Steve und ich. Fox weiß nur von den Ali… von den Kidj'Dan. Ich habe ihn vorerst nicht in alles eingeweiht, damit er nicht auf dumme Gedanken kommt. Ich werde den Menschen von Three Moon natürlich sagen, dass Sie alle noch am Leben und die einzigen sind, die zwischen uns und den Kidj'Dan vermitteln können. Sie wissen inzwischen viel über dieses Volk, und das kann uns noch sehr von Nutzen sein. Allerdings befürchte ich, dass Dr. Fox uns in diesem Punkt Probleme bereiten wird. Doch ich werde alles dafür tun, Sie zu rehabilitieren … und nach Hause zurückzuholen. Das gilt aber leider nur für die, die nicht verurteilt wurden.«

»Und was ist mit den anderen?« Ohne eine Antwort des Generals abzuwarten, fuhr Ryan fort: »Wir haben uns an die Regeln gehalten: Keinen Kontakt zur Basis, keine Rückkehr. Jetzt sind Sie zu uns gekommen, weil Sie uns brauchen. Da schlage ich vor, dass Sie uns alle mal schön rehabilitieren, Euer Ehren!«

»Ich bin bei Ihnen, Mr. Fender. Doch niemand kann den Urteilsspruch, der Ihnen übrigens die Haut gerettet hat, ignorieren. Fox und seine Unterstützer werden sich auf das Urteil berufen. Und Fox sitzt am längeren Hebel. Das Kontaktverbot galt nur für Sie – die Verurteilten. Es wird sogar schwierig für mich, die Nichtverurteilten zurückzuholen. Mr. Jennings und die anderen haben gegen meinen ausdrücklichen Befehl das Lager verlassen, um Ihnen zu folgen. Ganz zu schweigen von der riesigen Explosion, die während Ihrer Flucht bei den Methanleitungen stattfand. Es war

sicherlich kein Zufall, dass dies zu exakt diesem Zeitpunkt geschah. Es wird nicht leicht, auch nur eine Person zu rehabilitieren. Was ich persönlich will, ist das eine. Was die Öffentlichkeit will, ist das andere. Leider vergiften Typen wie Fox die öffentliche Meinung. Langfristig kann ich vielleicht mehr erreichen, jetzt aber ist einfach nicht mehr drin.«

John konnte sich ein verächtliches Schnauben nicht verkneifen. Ondras, der die gesamte Zeit keinen Laut von sich gegeben hatte, blieb stehen und wandte sich um: »John, mich beunruhigt euer Gespräch ein wenig.«

John kniff die Augen zusammen. Ondras sprach plötzlich in einem besorgten Ton. Der General hatte sich vorhin sehr zurückgehalten, was Fox anging. Nun war der Kidj'Dan natürlich verunsichert. Nun musste er ahnen, wie gespalten die Menschen waren.

Seit ihrer Ankunft in Dumras war er stets freundschaftlich mit ihnen umgegangen. Obwohl er ihr Aufpasser war, wurde er zu ihrem Fürsprecher. Die meisten Mitglieder des Hohen Rates waren stets misstrauisch und skeptisch Ihnen gegenüber geblieben. John wusste, dass Ondras sich bei der Königin für sie eingesetzt hatte, sonst wären sie jetzt vielleicht nicht mehr am Leben. Einmal hatte er Ryan aus den Fängen einer Schlingpflanze befreit und John davor gerettet, ein zweites Mal in den Sog eines duftabsondernden psychotropen Pilzes hineinzugeraten.

Die einem Pilz ähnelnden Pflanzen sorgten dafür, dass der künftige Wirt ihre Sporen einatmete. So wurde er willenlos und atmete noch mehr der sich lösenden Sporen ein. Nach mehreren Tagen erlag der Wirt ihrem Gift schließlich, aber der Pilz hatte sein Ziel – seine Ausbreitung – erreicht. Diese Wirkung belegten die Auswertungen des Foodscanners, und John hatte darauf verzichtet, das alles am eigenen Leib zu überprüfen.

»Ondras, du brauchst dich nicht sorgen. Der General hat die Armee an seiner Seite. Ohne seine Zustimmung kann und wird Fox nichts unternehmen«, log John.

»Nun, dann glaube ich dir«, sagte Ondras und eilte weiter.

John nutzte seinen BID, um mit dem General zu kommunizieren, ohne dass Ondras etwas mitbekam. Er hätte auch einfach in seine eigene Sprache wechseln können, aber das hätte sicherlich das Misstrauen des Kidj'Dan geweckt.

»General, bitte halten Sie uns auf dem Laufenden, was Fox

betrifft«, bat John ernst.

»Das werde ich. Keine Sorge«, bestätigte General Lenoir über seinen BID. »Ich werde mich Fox entgegenstellen. Warten wir ab, was dabei herauskommt. Vielleicht kann ich ihn zu einem Treffen mit der Königin bewegen oder ihn zumindest dazu bringen, einem Vertrag zuzustimmen, der einen Waffenstillstand ermöglicht, bis die restlichen Schiffe da sind. Es sind einige fähige und einflussreiche Politiker an Bord der anderen Schiffe. Dann findet sich sicher eine langfristige Lösung. Fox wird sich einer freien Wahl nach der Ankunft der letzten Schiffe beugen müssen.«

»Gut. Wir werden sehen, ob er sich darauf einlässt«, sagte John.

Er spürte den leichten Luftzug. Sie näherten sich dem Ende des Höhlenlabyrinths.

Es beunruhigte ihn sehr, dass er sich zu allem Übel nun auch noch um Anastacia und Julia sorgen musste. Er würde gleich Peter kontaktieren, um herauszufinden, ob sie mittlerweile bei den beiden angelangt waren.

Inzwischen waren sie bei einer Öffnung im Felsgestein angelangt. John spürte die angenehme Wärme der Sonnenstrahlen auf der Haut. Über das Steuerungsmodul seines BIDs aktivierte er den Sonnenfilter seiner Kontaktlinsen. Die Sonne stand bereits tief am östlichen Horizont. Johns Blick glitt über die weite Ebene. Das Dorf der Kidj'Dan lag nun hinter ihnen, gut verborgen unterhalb der Hügelkette. Lumeras dritter Mond kam langsam im Westen zum Vorschein. Er war so nah, dass John einzelne Krater erkennen konnte.

»Wir müssen uns beeilen«, erklärte Ondras und zeigte in die Richtung, in der sich das Flugzeug befand.

»Auf geht's«, sagte Lenoir und schritt voran.

John musste zugeben, dass er Respekt vor dem um einige Jahre älteren Mann hatte. Ihm schien der schroff-steinige Boden wenig auszumachen.

»General«, betonte er nochmals, »melden Sie sich bitte, sobald Sie mit Fox gesprochen haben.«

»Das mache ich. Ich werde Fox mitteilen, dass Sie am Leben sind und sich hier befinden. Ich kann es nicht verschweigen.«

John nickte verständig. »Ich weiß.«

Eilig liefen sie über die an den Hügel angrenzenden Felder zum Skyrider, der in einigem Abstand zu den Feldern auf der offenen Ebene stand. Über ihren Köpfen sah John zwei Midas ihre Kreise

ziehen. Ondras hatte sie zu ihrem Schutz gerufen. Auf offener Ebene würden sie sonst schnell zu Tierfutter werden.

»Es gibt ein kleines Problem, was unseren Skyrider betrifft.« Steves Stimme klang alarmierend. John bemerkte Andrews wachsamen Blick auf Lenoirs Begleiter ruhen. »Wir bekommen keine Verbindung mehr zur Steuerungseinheit des Skyriders.«

Der General rollte kurz mit den Augen. »Okay, das krieg ich schon hin. Dann muss ich eben manuell fliegen.«

»Hurra«, flüsterte Steve gerade laut genug, dass John es noch hören konnte.

Sein Blick wanderte von Steve wieder in Richtung des Flugzeugs, das sie bereits sehen konnten und dessen Verkleidung in der untergehenden Sonne glänzte. »Andrew, kannst du vielleicht …«, begann John, stellte dann aber fest, dass der Android, der vor wenigen Sekunden noch neben ihm gegangen war, schon in hohem Tempo auf dem Weg zum Skyrider war. John ahnte, dass Andrew sich die Technik ansehen und das Problem lösen wollte.

Als sie nach wenigen Minuten ebenfalls an dem kleinen Flugzeug ankamen, trat Andrew zu ihnen.

»Funktionsstörung behoben. General, Sie können wieder mithilfe der Control Unit fliegen. Einer der RAA-Androiden, die für technische Entwicklungen konstruiert wurden, hat diese fehlerhafte Programmierung entwickelt«, verkündete Andrew. Lag da ein Hauch von Stolz in seiner Stimme?

John kniff verwundert die Augen zusammen. Dieser Android, Freund hin oder her, benahm sich immer mehr wie ein Mensch. Er schaute den beiden Gästen zu, wie sie ihre Rucksäcke im Skyrider verstauten, die Anschnallgurte aktivierten und ein letztes Mal grüßten. Kurze Zeit später hob das kleine Fluggefährt dank der schwenkbaren Düsen senkrecht ab. Allerdings nicht, ohne ordentlich Staub aufzuwirbeln.

»Wir müssen los«, hetzte Ondras und begann zu laufen. John hüstelte und hielt die Hand vor den Mund, um den Staub nicht einatmen zu müssen. Ryan und Robert taten es ihm gleich.

John war klar, dass sie, bis auf Andrew, keine Chance hatte, dem Kidj'Dan zu folgen, sollte er wirklich mit vollem Tempo loslaufen. Andrew schaffte auf freier Fläche mit seinen künstlichen Beinen rund achtzig Stundenkilometer.

Aber John konnte aufatmen. Weit lief Ondras nicht. Nach etwa

fünfhundert Metern blieb er plötzlich an einem mit fedrigen, orangefarbenen Blättern bewachsenen Strauch stehen. Robert musterte die erstaunlich festen Blätter und setzte gerade zu einer Frage an, da öffnete Ondras eine von Erde verkrustete und mit Gräsern bewachsene Steinplatte und blickte ins Dunkle hinab. Dort musste sich ein Gang befinden.

»Sollen wir da rein?«, fragte der sonst so ruhige Robert aufgeregt, während er versuchte, einen Blick in die schmale Öffnung zu werfen. John bemühte sich ebenfalls etwas zu erkennen, aber es war zu dunkel in dem darunter befindlichen Gang.

»Ja, das ist der Gang. Wir müssen uns beeilen. Seht, die Sonne …«, sagte Ondras und zeigte mit einer seiner beiden rechten Hände auf den Horizont. John erschrak. Der Himmel war bereits in ein warmes Orange getaucht. Am östlichen Firmament waren nur noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zu sehen. Es sah wie immer wunderschön aus, aber am heutigen Abend bedeutete der Sonnenuntergang nichts Gutes. In etwa einer halben Stunde würde es tiefe Nacht sein. Als John wieder zu Ondras blickte, war dieser bereits durch die Öffnung in den Tunnel gesprungen.

»Ryan, geh ins Dorf und informiere Enumis darüber, dass wir Julia und Anastacia aus dem Dschungel holen müssen«, wies John ihn an.

»Mach ich«, antwortete Ryan gehorsam. »Wünsch euch viel Glück.« Er machte ohnehin nicht den Eindruck, als würde er sich darum reißen, in das dunkle Loch zu springen.

»Danke.«

Anders verhielt es sich mit Robert. Er sprang als Erster an John vorbei. Augenblicklich war der ehemalige Flottenkapitän der Platon in der Dunkelheit verschwunden.

Dann hörten sie die gedämpfte Stimme Roberts. »Kommt schon, ist nicht so tief!«

John spannte seinen Körper an und sprang hinterher. Hart landete er auf dem festen Boden, aktivierte seine kleine Lampe am Kragen und blickte sich um. Er musste ein paarmal tief durchatmen, um seine Beklemmung loszuwerden. Inzwischen landete auch Andrew in der neuen Umgebung.

Das war eine andere Art von Gang, als John sie von den Kidj'Dan bislang kannte. Es war hier extrem beengt und die Decke nicht höher als etwa zwei Meter. Der Gang führte in nur eine

Richtung. Ondras zog sofort an John vorbei und wurde von Andrew, der mit eingezogenem Kopf ging, schnell eingeholt. John und Robert folgten den beiden. Vermutlich führte der Weg nach Südwesten, wo sich jenseits der kleinen Hügelkette der Dschungel befand. John nutzte die Zeit, um über seinen BID Kontakt zu Peter aufzunehmen.

»Peter, wo seid ihr?«

»John, gut von dir zu hören. Ich habe Anastacia sofort kontaktiert, als wir aufgebrochen sind. Sie sind bereits auf dem Rückweg. Aber das Gollgos von Julia ist lahm. Es wurde von irgendetwas gebissen. Sie wollen das Tier aber nicht zurücklassen. Ich bin in zehn Minuten bei ihnen. Wo steckt ihr denn?«

»Wir sind auch unterwegs. Ondras kennt eine Abkürzung unter der Erde. Zumindest kommen wir hier schnell voran. Ich bin mir sicher, er weiß, was er tut. Ich denke, wir brauchen auch nicht länger als ihr.«

»Beeilt euch!«, drängte Peter.

Sie rannten einige Minuten schweigend in der Dunkelheit, jeder darauf konzentriert, nicht in vollem Lauf zu stolpern. John spürte inzwischen ein Brennen in jedem Winkel seiner Lunge. Lang würde er dieses Tempo nicht mehr durchhalten, vor allem nicht bei der schlechten Luft in diesem stickigen Gang.

Ondras drehte im Lauf den Kopf zu Robert und John. »Ich habe den aktuellen Standort der beiden Menschenfrauen von meinem Späher erhalten. Bleibt dicht bei mir. Wir sind gleich an der Stelle angelangt, wo sich der Ausstieg in den Dschungel befindet. Dahinter dürfte es für euch schwierig werden, nicht die Orientierung zu verlieren. Es gibt hier ein komplexes Tunnelsystem.«

John rief die verstrichene Laufzeit über seinen BID ab. Er lief seit fünfzehn Minuten in Höchstgeschwindigkeit. Er brauchte dringend eine Pause. Die Healthbots meldeten ihm, dass seine Muskeln langsam übersäuerten, sein Puls viel zu hoch war und dass er zudem Flüssigkeit brauchte.

»Langsamer …«, keuchte John. Ondras verlangsamte seine Schritte.

»Was ist los, John? Benötigst du Hilfe?«, fragte er verwundert.

»Ich kann diese Geschwindigkeit nicht auf Dauer halten. Verdammt! Ich bin ein Mensch und kein Kidj'Dan oder eine Maschine.«

»John, mit Verlaub, aber so bekommst du deinen Puls nicht in

den Griff. Du musst deine Atmung kontrollieren und deine Gedanken steuern«, belehrte ihn Andrew auf seine Art.

Hinter sich hörte John ein leises Grunzen von Robert. John wurde langsamer und ließ Robert vorbei. Er trank etwas aus seinem kleinen Flüssigkeitsspeicher, der in seinen Anzug eingearbeitet war und eilte den anderen hinterher. Der Gang wurde immer wieder von Abzweigungen unterbrochen. John wurde langsam nervös. Hoffentlich ging das gut und sie fanden Julia und Anastacia schnell. Die Angst, zu spät zu kommen, trieb ihn an, doch wieder schneller zu laufen.

8 – Fay

August 2191 | Erde

»Halten Sie still, Mrs. Pierson. Es ist gleich geschafft«, sagte Dr. Godwin. Fay spürte, wie sich die Krallen des Removers um das Metallgehäuse ihres BIDs legten. Sie hörte ein Klicken und spürte ein Kribbeln an der Stelle.

»Geschafft«, erlöste sie der betagte Arzt schließlich und hielt Fay in seinen von Gicht gezeichneten Fingern das etwa drei Zentimeter lange, dünne Implantat vor die Nase, das sich bis gerade eben noch in ihrem Kopf befunden hatte.

»Jaja, sehr schön. Ich will das Ding gar nicht sehen.« Fay schüttelte sich innerlich. Zuletzt hatte sie ihren BID in ganzer Größe gesehen, als Ryan ihn ihr entfernt hatte. Und das war so lange her, dass sie sich kaum noch daran erinnern konnte. Oder wollte.

Fays Nerven waren noch immer extrem angespannt. Nur mit knapper Not hatten sie den beiden Fahrzeugen, die sie auf ihrer Fahrt nach Kitwanga verfolgten, entkommen können. Sie hatten unglaubliches Glück gehabt, dass der Wagen, nachdem er sie gerammt hatte, hinter ihnen ins Schlingern geriet und das zweite Fahrzeug gleich mit von der Straße fegte. Sie war dankbar dafür, dass kein weiteres ihnen gefolgt war. Fay hatte ihren BID bereits zu Beginn ihrer heimlichen Reise auf inaktiv gesetzt. Ihr war klar, dass Gerrit halb wahnsinnig vor Sorge um sie war. Aber es ging nicht anders. Dies hier war ihre Mission – ihre Entscheidung. Sie lebte bereits seit 182 Jahren. Und nun würde sie ihre Tochter retten. Das war die beste Entscheidung ihres langen Lebens, auch wenn sie gleichzeitig ihrem eigenen Todesurteil gleichkam. Danach war es an Miranda, das Beste aus ihrem Leben zu machen. Fay hoffte, dass ihr Opfer nicht umsonst war und dass die Übertragung der Healthbots auf Miranda gelang. Ziel war es, die Leukämie erfolgreich zu bekämpfen. Sie mussten sich verdammt beeilen, denn Miranda ging es täglich schlechter.

Aber zumindest hatten sie es nach Kitwanga, das ebenfalls in Kanada lag, geschafft, und Dr. Godwin half ihr nun, den BID zu entfernen und ihn ihrer Tochter einzusetzen.

Tony saß im Nebenraum und brütete bereits über eine mögliche neue Route für den Rückweg. Miranda lag in dem anderen Behandlungszimmer und schlief.

»So, Mrs. Pierson. Nun kommt noch der Rest. Mit diesem Gerät hier kann ich die Brainbots und die Healthbots entfernen. Ich vermute, Sie wissen, was danach mit Ihnen passiert?«, fragte der Arzt sie vorsichtig.

»Was denken Sie denn, Dr. Godwin? Tun Sie es einfach. Ich habe diese Fahrt ja nicht zu meinem Vergnügen gemacht.«

Augenblicklich tat Fay ihr schroffer Tonfall leid. »Entschuldigen Sie. Meine Nerven … machen Sie bitte weiter.«

Dr. Godwin tätschelte Fay die Schulter. Sie mochte den Arzt. Er erinnerte sie ein wenig an ihren Vater. Der hatte sie auch immer so angeblickt. Voller Fürsorge. Aber das war in einem anderen Leben, gefühlte Ewigkeiten her.

Fay sah sich in dem kleinen Behandlungszimmer des Arztes um. Außer einem Schreibtisch mit einem Sessel, zwei Stühlen und einem Behandlungstisch gab es hier nicht viel zu sehen. Über der Kommode an der Wand schwebte ein großes Hologramm eines menschlichen Körpers. Typisch Arzt eben. Die Tür zum angrenzenden Wohnzimmer war offen. Dort war es gemütlich.

Es war schon spät, und im Kamin brannte ein knisterndes Feuer, obwohl es draußen noch immer ziemlich warm war. Die zuckenden Flammen hinterließen wabernde Schatten an den getäfelten Wänden des Raumes.

In Kitwanga gab es viele Dinge, die zu einem erträglichen Leben beitrugen. Alles lief über die Handelsrouten, die allerdings von den Rebellen dominiert wurden. Dennoch – fast jeder in diesem Städtchen hatte elektrisches Licht. Über Windkrafträder und Solarpanele wurde Strom erzeugt.

Kitwanga war ein schöner Ort. Was Fay bislang davon gesehen hatte, gefiel ihr. Es war hier viel größer als in Iskut, und alles erinnerte sie ein wenig an das Dorf, in dem sie ihre Kindheit verbracht hatte. Sie würde Gerrit empfehlen, mit Miranda hierherzuziehen, sollten sie ihre Pläne, sich nach Europa durchzuschlagen, nicht umsetzen wollen oder können. Beides mussten sie vermutlich ohne Fay machen. Sie wusste nicht, wie viel

Zeit ihr noch blieb, bis ihre Zellen nach der Entfernung der Healthbots zerfielen oder entarteten. Keiner wusste, was mit ihr geschehen würde. Aber es war besiegelt, dass es nun schnell gehen würde. Fay musste bei dem Gedanken daran heftig schlucken. Dennoch zweifelte sie nicht an ihrem Vorhaben. Welche Mutter wäre nicht dazu bereit, das eigene Leben für das ihres Kindes zu geben? Das war keine große Tat – es war eine Selbstverständlichkeit. Aber sie würde nicht mehr viel von dem Leben, das sie ihrer Tochter schenkte, miterleben können. Diese Erkenntnis schnürte ihre Kehle zusammen. Tränen drangen in ihre Augenwinkel. Sie kniff sie weg.

Dann bemerkte Fay, wie Dr. Godwin ihr ein Gerät an die Vene setzte. Nach dem Einstich fixierte der Arzt das durchsichtige Röhrchen an ihrem Arm und aktivierte einen Mechanismus. Das Röhrchen verfärbte sich in ein zartes Blau. Fay konnte zudem ein leises Piepsen hören. Sie spürte ein Kribbeln im ganzen Körper, als würde eine Horde Ameisen durch ihre Adern wandern. Ihr wurde schwindelig und Lichter tanzten vor ihren Augen. Sollte das so sein, oder war etwas schiefgelaufen? Fay spürte eine leichte Panik in sich aufkommen, und ihre Muskeln spannten sich augenblicklich an.

»Ganz ruhig, Mrs. Pierson. Ihre Zellen stehen gerade unter enormer Belastung, und Ihre Nebennieren schütten eine Menge Stresshormone aus. Das lässt sich leider nicht verhindern. Ich injiziere Ihnen jetzt ein leichtes Beruhigungsmittel. Dann wird es gleich besser.«

Dr. Godwin desinfizierte Fays Oberarm und injizierte eine milchige Flüssigkeit. Augenblicklich legte sich der Schwindel, und ihr Blick wurde wieder klar. Sie sah, wie Blut in das Röhrchen tropfte. Es kam ihr vor, als wäre es mit winzigen Glassplittern versetzt. Zumindest brach sich das Licht sehr merkwürdig in der zähen Flüssigkeit.

»Sind die Bots da drin?«, fragte Fay den Arzt und nickte in Richtung des sich füllenden Röhrchens. Sie konnte kaum fassen, dass dort nun die Nanobots reintröpfelten, die so viele Jahre erfolgreich ihren Dienst in ihrem Körper getan hatten.

»Ja, so ist es. Aber Sie können sie nicht sehen. Dafür sind sie viel zu klein. Es wird noch etwa zwei Stunden dauern, bis der Vorgang beendet ist. Anschließend trenne ich die Bots von dem Blut und injiziere die desinfizierten Bots in einer Nanolösung ihrer Tochter. Sind Sie müde? Möchten Sie sich schlafen legen?«

Fay spürte, wie die Müdigkeit immer stärker von ihr Besitz ergriff. Ein Blick auf Tony zeigte ihr, dass er auf dem Sofa eingeschlafen war. Das Hologramm ihrer Fahrtroute schwebte noch immer über seiner Smartwatch.

Dankbar nickte sie Dr. Godwin zu. Er wies sie an, vorsichtig aufzustehen. Er führte sie aus dem gemütlichen Raum in ein kleines und spartanisch eingerichtetes Zimmer direkt neben dem Behandlungsraum. Miranda lag dort in dem großen Bett und schlief. Fay wurde warm ums Herz. Aber sie spürte auch eine tiefe Müdigkeit und wollte einfach nur noch schlafen. Sie wollte gerade per BID-Verbindung die Uhrzeit abrufen, als ihr einfiel, dass dieser ja nun gar nicht mehr da war. Vorsichtig tastete sie nach der Stelle hinter dem Ohr, an der sich der BID befunden hatte. Er war nicht mehr da, allerdings befand sich dort ein Platzhalter: Die Außenhülle, die den BID umfasst hatte, war noch immer vorhanden. Hätte Fay nicht auf dem Schwarzmarkt eine neue erwerben können, hätte Dr. Godwin auch diese entfernen müssen. So konnte sie sich diese OP aber ersparen.

Fay ließ sich von Dr. Godwin helfen, sich hinzulegen. Sie sah noch, wie er prüfte, ob das Röhrchen noch immer richtig an ihrem Arm befestigt war. Fay schaffte es nicht mehr, auf das »Gute Nacht« des Arztes zu antworten. Der Schlaf kam über sie.

9 – Elias Fox

Mai 2385 | Three Moon

»Mr. President.«

Respektvoll begrüßte ihn der Wachhabende, der am Durchgang zu den Forschungslaboren postiert war.

»Ich muss zu Dr. Wilkens. Lassen Sie mich durch!«, befahl Elias Fox dem Mann, der ihm mit seinem wachsamen Blick jetzt schon auf die Nerven ging. Diese Tatsache erhärtete sich noch, als er, anstatt den Weg frei zu machen, erklärte: »Mr. President, nur autorisiertes Personal darf diese Labore betreten. Ich fürchte, dass selbst Sie …«

»Jaja«, fuhr Fox dazwischen, »ich kenne die Vorschriften hier, Mann. Lassen Sie mich jetzt durch.«

»Sir, es geht hier um Ihre Sicherheit und die der Labore. Hier drinnen wird mit Keimen, Bakterien und gefährlichen Substanzen …«

»Verdammt noch mal, wollen Sie Ihren Job verlieren? Ich bin der Präsident dieses verdammten Planeten. Wagen Sie es nicht, meine Autorität in Frage zu stellen! Ich warne Sie nur dieses eine Mal!«

Der Wachmann schloss für einen Moment die Augen, dann trat er zur Seite und ließ Fox durch die Sicherheitsschleuse hindurch.

»Warum nicht gleich so?«, murmelte er leise und würdigte den Wachsoldaten keines Blickes mehr.

Fox wusste, wo Wilkens zu finden war. Er spürte, wie die Aufregung mit jedem Schritt wuchs. Es roch hier nach Desinfektionsmitteln, und es war so kühl, dass ihm trotz seiner Aufregung fröstelte.

Eine Mitarbeiterin des Labors kam ihm mit wehendem Kittel entgegen. Fox amüsierte, dass sie nervös um sich blickte, bevor sie ihn knapp begrüßte. Sie sah gut aus. Er mochte Frauen, die seriös, fast schon brav aussahen. Es reizte ihn zu sehr, im Bett alles

Boshafte aus ihnen herauszukitzeln. Oder nicht nur herauszukitzeln. Das machte ihn scharf. Kurz blickte er ihr nach und fragte sich …? Nein, dachte er sich und verwarf den Gedanken.

Nach kurzem Marsch durch die Labortrakte blieb er vor der gläsernen Tür zu Wilkens Labor stehen. Er brauchte sich keine Sorgen zu machen. Der Nanotechnologe arbeite hier permanent an den Verbesserungen der Brain- und Healthbots. Und hoffentlich auch im Geheimen an den eigens für ihn, den Präsidenten, gedachten Bots. Diese waren von besonderem Interesse für ihn. Sie sollten ihm … einige Vorteile verschaffen, damit hier auf Three Moon der richtige Wind wehte.

Fox ging durch das Labor an zwei Mitarbeitern vorbei, die er knapp grüßte. Dann betrat er einen angrenzenden Bereich, der sich hinter einer Glasfront befand und mit Lamellen vor zu neugierigen Blicken geschützt wurde.

Mit dem Rücken zu ihm stand endlich der gesuchte Mann. Neben ihm zwei Androiden, die ihm assistierten.

»Dr. Wilkens. Wie schön, Sie anzutreffen! Sie haben auf meinen Terminvorschlag ... auf meinen Befehl, nicht reagiert. Ich hoffe doch, dass das daran liegt, dass Sie in Ihren Sonderauftrag vertieft sind«, erklärte Fox lächelnd, obwohl er dem Wissenschaftler am liebsten den Hals umgedreht hätte. Aber er brauchte diesen nerdigen Tüftler noch. Deshalb riss er sich zusammen.

Dr. Wilkens drehte sich erschrocken zu Fox um. Fast schon ängstlich blickte er ihn an.

»Dr. Fox, … Entschuldigung, Mr. President! Ja, ich arbeite gerade an den ... Erweiterungen der Bots, die Sie bestellt haben. Ich … also, ich bin noch nicht sicher, ob sich das alles so umsetzen lässt, wie Sie es sich wünschen. Die von mir entwickelten Exemplare waren noch fehlerhaft. Deshalb kann ich Ihnen noch nichts Neues sagen. Und selbst wenn es mir gelingen würde, müssten wir meine Forschungen unter den momentanen Bedingungen an einem lebenden Objekt testen. Wir müssen zuerst den Nachweis erbringen, dass die Nanobots präzise arbeiten. Wenn nicht, hätte das schlimme Folgen für den Träger – äh, also für Sie.«

»Wilkens, jetzt hören Sie mir mal gut zu«, zischte Fox leise, als er durch die Lamellen des Fensters den Blick einer der Mitarbeiter von Wilkens Team wahrnahm, »ich brauche diese Brain- und Healthbots in spätestens drei Tagen. Ist das klar? Die Umstände erfordern es nun mal. Es gibt ... sicherheitsrelevante

Konstellationen, von denen Sie nichts ahnen. Sie müssen schneller arbeiten. Meinetwegen arbeiten Sie durch, putschen Sie sich auf. Das ist mir egal. Wenn ich diese Dinger im Körper habe und sie funktionieren, können Sie Urlaub auf einer verlassenen Insel machen und sich entspannen. Aber vorher geben Sie Gas, ist das klar?«

»Verstanden, Mr. President. Aber ich muss eindringlich an Ihre Vernunft appellieren. Diese Bots, so wie Sie sie von mir fordern, könnten … nun ja, also, sie könnten … also die Zellen könnten unter dem Einfluss ...«

Fox war genervt. Es war schon auffällig genug, dass er, der Präsident, hier im Forschungslabor aufschlagen musste, weil Befehle missachtet wurden. Seine Wachen loszuwerden war schwer genug gewesen, einmal abgesehen davon, hier ungesehen reinzukommen. Und nun stammelte Dr. Wilkens vor ihm rum wie ein kleines, verängstigtes Kind. Dabei war dieser Mann einer der besten Nanotechnologen, die es je gegeben hatte. Aber Fox hasste Weicheier. Das war nun mal so.

»Verdammt, reißen Sie sich zusammen, Wilkens! Ich weiß, dass es gefährlich ist. Aber es könnte sich eine Situation ergeben, in der ich die verbesserten Bots brauchen könnte. Und das schnell! Sie sind doch der Beste Ihres Fachs. Die Bots werden funktionieren. Sie sorgen dafür! Ich verlasse mich darauf.«

Fox konnte Dr. Wilkens natürlich noch nichts von seinen Plänen erzählen, die gesichtete Spezies anzugreifen. Dieser dämliche Lenoir war tatsächlich dorthin geflogen, wo seine Drohne irgendwelche zweibeinigen Wesen aufgespürt hatte. Egal was James ihm später erzählen mochte, er hatte seine Prinzipien. Für ihn lag es auf der Hand, dass diese vierarmigen Eingeborenen – sofern sie intelligent genug waren – die Menschen angreifen würden. Jedes intelligente Wesen würde so handeln, wenn eine andere intelligente Spezies in ihre Heimat einfiele. Er würde definitiv so handeln. Also musste er die Menschen schützen und diesen Aliens zuvorkommen. Er hätte keine ruhige Nacht mehr, wenn er nichts unternahm und auf der anderen Seite des Dschungels eine lebende Zeitbombe tickte.

»Also Wilkens, ich muss wieder zurück. Und wenn ich das nächste Mal nach Ihnen verlange, haben Sie gefälligst auch zu reagieren. Ist das klar?«

»Klar, Sir … Mr. President«, stammelte der Wissenschaftler. Fox stellte zufrieden fest, dass der Forscher nun nicht mehr nur

ängstlich, sondern auch wütend war und dieses Gefühl unterdrückte. Wut konnte motivierend wirken. Sie konnte diesem Mann auf die Sprünge helfen. Außerdem war es Fox wesentlich lieber, keine Kratzfüße machen zu müssen.

»Wilkens, Sie kennen meine Forderungen. Sie wissen, was ich will. In 72 Stunden will ich die optimierten Bots auf meinem Schreibtisch haben, damit ich sie mir injizieren kann.«

Nach diesen Worten kehrte Fox dem Wissenschaftler den Rücken zu und verließ lächelnd das Labor. Er wusste, dass Wilkens Erfolg haben würde. Das war immer so, wenn er, der Präsident Elias Fox, etwas wollte.

10 – Julia

Mai 2385 | Dschungel

»Julia, es hat doch keinen Sinn. Lass dein Gollgos hier. Mit dem verletzten Tier an der Hand wird die Zeit für uns zu knapp. Es wird den Weg zurück auch ohne uns gehen können«, versuchte Anastacia Julia nun zum dritten Mal zu überreden, ihr Reittier sich selbst zu überlassen.

Julia schüttelte energisch den Kopf.

»Nein. Das kann ich nicht tun. Erstens werden die Kidj'Dan äußerst ungehalten sein, wenn eines ihrer wertvollen Reittiere das Zeitliche segnet, und außerdem lasse ich niemanden hilflos zurück. Auch kein Tier.«

Julia sah Anastacias verzweifelten Gesichtsausdruck und rollte mit den Augen: »Ich fühle mich verantwortlich für ihn. Immerhin kümmere ich mich seit einem halben Jahr um Hannibal. Ich weiß nicht, was ihn verletzt hat, aber es sieht wirklich nicht gut aus. Allein überlebt er hier wahrscheinlich nicht, wenn die Sphaa schlüpfen«, erklärte Julia. Konnte Anastacia nicht wenigstens versuchen, sie zu verstehen?

»Also gut! Die anderen sind ja gleich hier. Doch sie haben uns gesagt, dass wir ihnen schnellstmöglich entgegengehen sollten. Das hier geht alles auf Kosten unserer Zeit. Außerdem glaube ich nicht, dass die Sphaa der dicken Lederhaut der Gollgos schaden können. Du weißt doch, wie dick die Schuppen sind. Aber egal – jetzt komm! Die Sonne steht schon tief«, stellte Anastacia fest und blickte besorgt zum dichten Blätterdach, durch das sie den flammendroten Himmel durchschimmern sah. Julia bemerkte, wie Anastacias Gollgos zusehends unruhiger wurde und mit dem langen Schwanz um sich schlug. Vielleicht witterte es die drohende Gefahr.

Schließlich sprang Anastacia vom Rücken des riesigen Raubtieres. Julia beobachtete, wie sie dem Gollgos einen dicken Klaps auf das muskulöse Hinterteil gab. Noch einmal brüllend

machte es sich auf seinen kräftigen Beinen davon. Anastacia musste dem langen Schwanz dabei ausweichen, der ihr gefährlich nahe kam. Die beiden Rüssel über dem riesigen Maul des Tieres zuckten dabei wie aufgeschreckte Schlangen hin und her.

Julia weitete panisch ihre Augen. »Warum schickst du das Tier jetzt weg? Spinnst du?«, regte sie sich auf, während sie weiter an ihrem Reittier zerrte und es nur in kleinen Schritten vorwärts bewegte.

Anastacia blickte sie ernst an.

»Ist doch logisch: Die einen nehmen einen oberirdischen und die anderen einen unterirdischen Weg. Sie werden uns wahrscheinlich unter die Erde lotsen. Ich weiß nicht, wie groß die Gänge hier sind. Deshalb habe ich mein Tier jetzt laufen lassen. So hat es eine Chance.«

Julia wusste, dass die Gollgos immer wieder zu den Kidj'Dan zurückliefen, deshalb war Anastacias Tat nachvollziehbar.

»Okay, verstehe, aber ich lasse das Tier nicht hier im Dschungel zurück. Vielleicht gibt es ja doch noch einen Weg«, sagte Julia entschlossen. Die Sonne hatte den Horizont erreicht und war kurz davor, ganz dahinter zu verschwinden. Julia bemerkte, dass sie klitschnass geschwitzt war. Ihre Funktionskleidung hatte den Autocool-Modus aktiviert, aber das half ihr im Moment wenig. Vielleicht war er inzwischen auch nicht mehr funktionstüchtig.

»Stopp, warte mal« flüsterte Julia. »Was ist das?«

Anastacia horchte. »Da ist nichts.«

»Doch!« Julia zeigte in die Richtung, aus der sie das Geräusch gehört zu haben meinte. »Wir sollten abhauen! Ich habe eine Stimme gehört. Das hört sich aber nicht nach unseren Leuten an. Vielleicht sind das Männer aus der Basis. Wenn die uns erwischen, sind wir geliefert!«

Nur wenige Meter vor ihnen knackte etwas, worauf Anastacia vor Schreck einen Kiekser ausstieß und sich unwillkürlich duckte.

»Da, hinter den Baum!«, zischte Julia und lief geduckt los. Anastacia folgte ihr widerstandslos. Die sich nähernden Geräusche waren jetzt auch mit angestrengten Atemgeräuschen begleitet.

»Da sucht uns jemand«, sagte Anastacia.

Julia wollte weg von hier. »Jetzt!«, schrie sie und stürmte blindlings los. Hinter einem Busch von riesigen Blättern, musste jemand sein.

»Verdammte Hacke, dieser verblödete Drecksdschungel!«, sagte die sich nähernde Stimme.

Julia traute ihren Ohren nicht. »Ethan, bist du das?«

»Wer sonst?«, sagte er, hinter dem Busch hervorkommend.

Anscheinend hatte er sich die Wange zerkratzt. Ein zartes Rinnsal Blut lief daran hinab. Genervt wischte er es sich von der Wange, als er Julia und Anastacia entdeckte. Erleichterung machte sich in seinem Gesicht breit.

Julia blickte zu Anastacia, die vor einem Wurf Madenmäusen hockte, die sie bei dieser Aktion entdeckt hatte. Sie hielt eines der winzigen behaarten Babys in der Hand. Julia war fassungslos. Erst machte Anastacia ihr Vorwürfe wegen des Gollgos und nun sah sie sich kleine violette Tierchen an?

»Anastacia, komm!«, rief Ethan ihr zu. »Wir müssen sofort hier weg. Peter müsste jeden Moment hier sein. Er war nur kurz hinter mir.«

»Jaja, ich komme sofort. Nur eine Minute. Ich versuche zu verstehen, wieso …«

Julia hörte die leise gesprochenen Worte der Geobotanikerin nicht mehr. Es war höchste Zeit abzuhauen. Und zwar schnell. Sie bemerkte, dass sich der Waldboden an den unbewachsenen Stellen, die nicht von Blättern und Farnen bedeckt waren, auflockerte. Es sah aus, als würde eine Armee von Maulwürfen gleich durch die Oberfläche brechen. Offensichtlich war es so weit. Die Sphaa schlüpften.

»Autsch! So ein Mist!«, hörte Julia Anastacia in dem Moment sagen, als Peter aus dem Dickicht auftauchte.

»Gott sei Dank haben wir euch gefunden. Das Sonnenlicht ist gleich weg, und dann wird es hier ungemütlich. Also los!«, erklärte ihr Vater, drückte Anastacia kurz, die sich den Arm hielt und strich Julia über den Rücken. »Ondras, Robert und John sind auf dem Weg zu uns. Es gibt hier einen oder mehrere Tunnel durch die wir auf jeden Fall sicher ins Dorf zurückgelangen können. Nun müssen wir nur auf Ondras und die anderen warten«, erklärte Peter und richtete seinen Blick nach innen. Mit seiner Hand signalisierte er Julia und den anderen auch sogleich, dass er über seinen BID kommunizierte. Schließlich nickte er und blickte Julia an.

»Sie sind gerade in den Tunneln unter uns und dürften in ein paar Minuten eintreffen. Wir sollen dreihundert Meter Richtung Westen gehen. Dort ist ein Eingang, der in die unterirdischen Gänge

führt.«

»Alles klar. Dann los!«, kommandierte Ethan und setzte sich in Bewegung. Er schob Julia etwas unsanft vorwärts.

»Anastacia! Anastacia, was ist mit dir?«, rief Peter aufgebracht. Sein Blick flog zu Ethan.

»Sie ist ohnmächtig. Vielleicht der Stress«, tippte er.

»Dad, schau mal, ihr Arm. Er ist ganz lila«, rief Julia panisch. »Ein Sphaa muss sie am Arm berührt haben.«

»Scheiße, Ethan, wir müssen sie hier wegschaffen. Helft mir! Julia, lauf! Wir müssen hier weg!«

Ihr Vater hatte recht. Verzweifelt ließ Julia Hannibal stehen und lief mit Ethan und Peter, der Anastacia trug, in Richtung Westen. Hier war der Wald dicht mit Sträuchern und Farnen bewachsen, und der Sichtradius daher sehr beschränkt. Sie musste sich beeilen, fürchtete aber gleichzeitig, auf neue Sphaa zu stoßen.

Julia brauchte nicht lange laufen, da sah sie eine kleine Luke, gut getarnt unter Farnen. Andrew war bereits herausgeklettert und hatte erst sie und anschließend die anderen nach unten befördert. John stand unterhalb der Öffnung und blickte sie besorgt an. Der Moment, als er ihre Hand berührte, um ihr durch die schmale Luke zu helfen, raubte ihr kurzzeitig den Atem. Es fühlte sich an, als würde ihr jemand einen Stromschlag verpassen. Unwillkürlich blickte Julia auf und nahm ein sanftes Leuchten in Johns Augen wahr, das sofort wieder verschwand, als er ihren Blick bemerkte.

Schnell schlüpfte Julia an John vorbei. Ihre Sorge um Anastacia verdrängte ihre Gedanken an John augenblicklich.

»Was ist mit ihr?«, schrie Peter aufgebracht und hockte sich neben seine Partnerin, die John vorsichtig auf den Boden gelegt hatte.

»Sie war mit dem Nachwuchs der Madenmäuse beschäftigt und schien eine Entdeckung gemacht zu haben. Dabei hat sie vermutlich eines der ersten geschlüpften Sphaa am nackten Arm berührt«, erklärte Julia den anderen.

Sie besah nochmals die Stelle an Anastacias Arm, die von einer lila Verfärbung durchzogen war und bereits stark angeschwollen war. Sie blickte dann in das zierliche Gesicht mit der großen Narbe auf der Wange und spürte einen dicken Kloß im Hals. Was, wenn Anastacia diese kleine Berührung das Leben kostete? Sie verlöre eine gute Freundin, und ihrem Vater bräche es vermutlich das

Herz.

Sie konnte nichts tun. Ihr Vater hockte neben Anastacia und schien der Verzweiflung nahe. Robert tätschelte seinem Freund den Rücken. Julia ging ein paar Schritte zurück, um einen Blick durch die noch immer geöffnete Luke zu werfen. Vorsichtig schob sie den Kopf durch die Öffnung und wagte einen Blick nach draußen.

Was sie sah, verschlug ihr den Atem. Der dunkle Wald war erfüllt vom Leuchten kleiner Tierchen, die ein wenig wie Kolibris aussahen, nur dass sie fast transparent waren. Sie flatterten im Zickzack mit ihren acht kleinen Flügeln umher und stiegen Stück für Stück in den Himmel empor. Es waren Abertausende, wenn nicht gar Millionen dieser vogel- und insektenähnlichen Tiere unterwegs. In ihren durchschimmernden, gläsern wirkenden Körpern brach sich das Licht der Monde wie in einem Prisma. Ihr bot sich ein Bild, das sich mit Sicherheit auf ewig in ihr Gedächtnis brannte. Die kleinen Tiere waren wunderschön anzuschauen – und gleichzeitig hochgiftig.

Julia hatte nicht viel Zeit, sich den Anblick einzuprägen, denn die anderen waren bereits im Begriff, den Rückweg durch die Gänge anzutreten. Julia schloss auf Ondras' Zuruf hin die Luke und bildete nun das Schlusslicht der Gruppe. Sie musste sich beeilen, wenn sie nicht den Anschluss an die Gruppe verlieren wollte. Noch ein Unglück brauchte sie heute wirklich nicht.

Schnell eilte sie den anderen im zuckenden schmalen Lichtkegel ihrer im Kragen verborgenen Taschenlampe hinterher. Sie spürte, wie ihr Herz beim Laufen in der Brust hämmerte. Das nahm sie aber nur nebenbei wahr. Auch den Geruch von feuchter Erde und den kühlen Luftzug spürte sie nur unbewusst. Zu groß war ihre Sorge um Anastacia. Und sie fühlte sich schuldig. Hätte sie Hannibal gleich zurückgelassen, wäre das alles nicht passiert. Sie hoffte, dass die Healthbots in der Lage waren, Anastacia schnell zu heilen – denn noch immer hatte sich die Partnerin ihres Vaters nicht bewegt.

11 – Peter

Mai 2085 | Dschungel

Lautlos folgten Peter und die anderen Ondras durch die Gänge. Er schloss zu dem Androiden auf, der Anastacia trug. »Geht es ihr gut? Sie sieht aus, als wäre sie tot. Bitte Andrew, kannst du denn gar nichts tun?«

»Anastacia lebt«, sagte dieser. »Und nein, meine Kenntnisse über die Auswirkungen von lumeranischen Giften auf den menschlichen Organismus sind zu gering.«

Keiner sagte etwas. Hin und wieder rief Peter verzweifelt Anastacias Namen, aber nicht ein einziges mal bekam er eine Antwort.

Es dauerte nicht lange und sie verließen den Gang und betraten Dumras, das Dorf der Kidj'Dan. Ondras lief zielstrebig auf das Große Haus zu. Er hatte ihm vor einiger Zeit erzählt, dass es dort einen Heiler gab. Er meinte sich sogar zu erinnern, dass er Eruba hieß.

»Was hast du vor?«, keuchte Peter, erschöpft. Ondras hatte ein kräftezehrendes Tempo vorgelegt.

»Wir bringen sie zu Eruba, dem Heiler. Vielleicht kann er ihr helfen. »Ihr«, er zeigte auf alle anderen, »kommt nicht mit. Peter und Robert sind ohnehin schon mehr, als Eruba normalerweise duldet«

Peter betrachtete seine Freunde für ein paar Augenblicke. »Wenn es nicht anders geht. Aber wie bitteschön soll dieser Heiler ihr helfen können? Sie ist fast … tot. Wenn jemand ihr helfen kann, sind es die Healthbots in ihrem Körper«, erklärte Peter, denn so ganz erschloss sich ihm nicht, warum ein Kidj'Dan einem Menschen helfen können sollte.

Ondras sagte nichts mehr und ging weiter. Seine Tentakel leuchteten violett und waren nach vorne gerichtet. Die Wachen, die rechts und links vom Eingang standen, senkten respektvoll ihre Köpfe und ließen sie gewähren. Sie liefen durch die große Halle,

deren eckige Säulen und Fresken Peter bei seinem ersten Besuch so beeindruckt hatten. Nun nahm er nichts davon wahr. Seine gesamte Aufmerksamkeit galt Anastacia. Sie hatte etwas in ihm entfacht, das er verloren geglaubt hatte: die Liebe zu einer Frau. Sie durfte nicht sterben! Das konnte ihm das Leben nicht antun!

Sie mussten durch zwei lange Flure und an mehreren runden, großen Fenstern vorbeilaufen.

Sie blieben vor einer großen verschlossenen Tür stehen. Ondras berührte mit der Hand eine unscheinbare, rot schimmernde Kugel, die sich rechts daneben befand. Es dauerte nur wenige Augenblicke, und die drei Elemente fuhren lautlos auseinander. Ondras trat sofort in den Raum mit der hohen Decke. Peter und die anderen folgten ihm zögerlich. Eruba, der hinter einem großen Tisch saß, erhob sich mit steinernem Gesichtsausdruck.

Ondras wartete, bis sich die Tür hinter ihnen wieder geschlossen hatte. Mit einer Handbewegung bedeutete er Andrew, Anastacia auf einen großen steinernen Tisch zu legen. Peter wollte zu ihr treten, aber Ondras hielt ihn mit dem Arm davon ab.

»Aber ich möchte …«

»Schweig!«, befahl Ondras.

Peter blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen, wenn er Hilfe durch den Heiler erwartete.

Eruba trat zu Ondras. Um Worte und damit auch Zeit zu sparen, schenkte Ondras Eruba seine Erinnerungen der letzten Stunde, indem er sie ihm als Impulse über seine violett pulsierenden Tentakel sendete. Kurz stellte sich Peter wieder mal die Frage, wie die Kidj'Dan das ohne jedwede erkennbare Technik anstellten.

»Haltet ihren Kopf. Ich gebe ihr etwas, was ihrem Körper hilft, das Gift auszuscheiden. Wenn das nicht hilft, dann kann ich nichts für sie tun.«

Eruba ging zu einem in die Wand eingelassenen Regal, auf dem sich viele Dosen und Tiegel befanden. Sie alle waren mit merkwürdigen Symbolen versehen.

Darunter befanden sich größere Behältnisse. In dem einen kroch irgendetwas herum, das einem Wurm ähnelte. In dem daneben wimmelte es von winzigen schwarzen Tierchen. Sie waren kaum größer als Läuse, wie man sie von der Erde kannte.

Der Heiler ging mit seiner Hand die Tiegel nach und nach durch, bis er fand, was er suchte. Er griff nach der Medizin und öffnete mit

der für Feinmotorik zuständigen Hand das Gefäß.

Ungeduldig musste Peter dabei zusehen, wie Eruba Anastacia vorsichtig die Medizin in ihren Mund tropfte. Reflexartig schluckte Anastacia die zähe Flüssigkeit hinunter. Vorsichtig legte er ihren Kopf wieder auf dem Tisch ab.

»Was geschieht jetzt?«, fragte Peter vorsichtig.

»Peter, ich habe gesagt, dass du stillschweigen sollst«, mahnte Ondras und ließ seine Tentakel rot aufleuchten.

»Lass ihn, Ondras. Er darf sprechen. Mensch, du darfst zu der Menschenfrau gehen«, sagte Eruba und beugte sich über Anastacia.

Peter ließ sich das nicht zweimal sagen und nahm vorsichtig Anastacias Hand. Sie fühlte sich entsetzlich kalt an. Lebte sie etwa nicht mehr, und er hatte es nicht einmal bemerkt? Doch – da war ein schwacher Puls zu spüren.

»Hmm«, ließ Eruba vernehmen.

»Was? Was ist?«, fragte Peter, der immer nervöser wurde.

»Es wirkt wohl nicht bei einem … Menschen«, stellte Eruba fasziniert fest.

»Oh nein – das kann doch nicht wahr sein. Tut doch was, bitte!«, schrie Peter mit erstickter Stimme.

Eruba war bereits wieder zu dem Regal gegangen und stellte die Medizin an ihren Platz zurück.

Anscheinend sah er doch noch eine andere Möglichkeit. Er öffnete eines der Behältnisse. Es war das mit den winzigen Insekten. Er ließ hunderte der kleinen Dinger in eine Phiole krabbeln und verschloss sie schnell mit einem kleinen Deckel.

Peter ahnte Schreckliches. »Was hast du vor? Was willst du mit diesen … Dingern machen?«

Eruba trat auf Peter zu. »Es ist ihre einzige Möglichkeit. Das Gift lähmt die Zellen in ihrem Körper. Nur mit den Nalans hat sie eine Chance zu überleben«, erklärte er Peter geduldig.

Peter nickte. Er war bereit, alles zu tun, um Anastacia eine Chance auf ein Weiterleben zu geben. Und wenn es nur mit diesen winzigen Lebewesen möglich war, dann wollte er sich diesem Versuch nicht in den Weg stellen.

Eruba schob Peter zur Seite und trat neben Anastacia. Er nahm die Phiole und öffnete den Deckel. Er hielt sie über Anastacias Gesicht, und die kleinen Tierchen tropften wie dunkle Flüssigkeit darauf. Instinktiv wollte Peter eingreifen. Diese Sache fühlte sich nicht richtig an, aber Robert hielt ihn zurück.

»Peter, das ist wahrscheinlich ihre einzige Chance. Lass ihn«, flüsterte er.

Peter entspannte sich etwas und nickte. Ja, Robert hatte recht. Schlimmer konnte es kaum noch werden.

Er beobachtete, wie die winzigen Tierchen über Anastacias Gesicht krabbelten. Sie schienen auf der Suche nach irgendetwas zu sein. Nur langsam ließ sich ein Muster ausmachen, doch mit der Zeit wurde deutlich, wohin sie strebten. Ein Strom an Tierchen krabbelte in Anastacias Augen, Mund und Nase. Peter schrie auf und wollte versuchen, die Tierchen von ihrem Gesicht zu wischen. Aber Robert hielt ihn mit eiserner Hand fest. Ondras eilte Robert zur Hilfe und hielt Peters anderen Arm fest.

»Peter, lass es geschehen. Eruba weiß, was er tut. Er würde nichts unternehmen, was ihr schaden könnte. Wir haben solche … Verletzungen schon öfter behandelt«, sagte Ondras und lockerte den Griff um seinen Arm. Peter verstand und nickte.

Robert und Ondras ließen ihn wieder los, und er beugte sich über Anastacias Gesicht. Die unheimlichen Insekten waren fort. Sie waren in ihr.

Plötzlich schlug sie ihre Augen auf. Die schwarzen Tierchen wimmelten auf ihrem Augapfel und bissen sich durch die Hornhaut, um ins Innere zu gelangen. Peter war über diesen Anblick so erschrocken, dass er zurücksprang. Robert fing ihn auf. Sein eigener Schrei hallte in seinen Ohren nach. Die Szenerie dauerte allerdings nur Sekunden, und die Augen seiner Partnerin waren wieder geschlossen.

Eruba wandte sich an Peter: »Es ist alles so, wie es sein soll, Mensch. Du musst dich nicht sorgen. Ich habe alles getan, was ich konnte. Ich hoffe, die Nalans werden helfen. Wenn es so ist, wird die Menschenfrau vermutlich trotzdem noch einige Tage bewusstlos sein. Ondras, sorge dafür, dass sie zu den Menschen in die Unterkunft gebracht wird. Meine Arbeit endet hier.«

»Aber das kann doch nicht alles gewesen sein?«, rief Peter aufgebracht. »Sie liegt doch noch immer hier und rührt sich nicht. Kannst du ihr nicht etwas geben, was ihr auch wirklich hilft? Das soll es jetzt gewesen sein?«

Aufgebracht fuchtelte Peter mit den Armen. Eruba ging nicht auf die Fragen ein. Er drehte der Gruppe den Rücken zu.

»Geht nun und verlasst das Gebäude. Meine Arbeit ist getan. Mensch, sei froh, dass die Nalans ihre Arbeit machen.«

Der Heiler verschwand im Nebenraum.

»Es ist nun gut, Peter. Ihr solltet jetzt gehen. Anastacia wird gleich zu dir gebracht. Ich werde später zu euch kommen«, sagte Ondras ihnen.

Peter schloss für einen Moment die Augen. Robert nahm ihn abermals am Arm und zog ihn aus dem Zimmer des Heilers.

»Komm, Peter, ruh dich einen Moment aus. Wir können nur warten«, sagte Robert und klopfte ihm freundschaftlich auf den Rücken.

12 – John

Mai 2385 | Dumras

Anastacia lag in ihrem Bett und regte sich nicht. Sie wirkte wie tot. Sanft umfloss ihr braunes Haar ihr schmales, aschfahles Gesicht. Anastacia tat John unendlich leid, aber auch Peter, der Höllenqualen durchlitt, während er blass an Anastacias Bett saß und ihre Hand hielt. Immer wieder strich er ihr mit der anderen über die große Narbe auf ihrer Wange. Johns eigene Erfahrung mit dem Tod war viele Jahre her und dennoch nie verblasst. Er musste an seinen Sohn denken, den er viel zu früh hatte beerdigen müssen.

Ob Erubas Medizin half, gegen das Zellgift der Sphaa anzukommen? Auch wenn der Heiler gesagt hatte, dass einige Tage der Bewusstlosigkeit normal waren, sah sie im Moment mehr tot als lebendig aus. John war sich nicht sicher, ob sie es wirklich schaffen würde.

Er war mit Peter und Anastacia allein. Die anderen waren essen gegangen. John hatte versprochen, bei Peter zu bleiben. Andrew trat durch die Tür, aber Peter reagierte nicht darauf. Zu sehr war er auf seine kranke Partnerin fokussiert.

»Hallo Andrew«, begrüßte John den Androiden.

»Hallo … Peter, John«, antwortete Andrew und versucht sich in einem Lächeln. »Ich möchte mir die Informationen von Anastacias BID aufspielen, um ihren aktuellen Gesundheitszustand zu analysieren. Ist das für dich in Ordnung, Peter?«

Ohne aufzublicken nickte Peter und rutschte mit dem kleinen Hocker zur Seite.

John fühlte sich unbehaglich. Er hasste es, nichts tun zu können. Unruhig zupfte er an den gelb-violett schimmernden Blättern einer Pflanze, die mit Sicherheit Anastacia auf dem kleinen Tischchen platziert hatte. Vor Nervosität kaute er bereits seit einer halben Stunde auf den inzwischen harten Strunken einiger Dörrgrashalme. Die Wirkung der Pflanze hatte aber längst nachgelassen. John kaute

nur noch, um etwas zu tun zu haben.

Es dauerte nicht lange, und Andrew hatte die Informationen aus Anastacias BID ausgelesen. Seine Augen zuckten hin und her, während er die gesammelten Daten verarbeitete. Schließlich blickte er John starr an und schwieg. John beobachtete, wie Peter auf seinem Hocker unruhig umherrutschte. Als Andrew weiterhin schwieg, fragte er schließlich hoffnungsvoll: »Und? Konntest du etwas finden? Was ist mit ihr los? Warum wacht sie nicht endlich auf?«

»Ich versuche mich verständlich auszudrücken …«, begann Andrew. »Bei dem Gift der Sphaa handelt es sich um ein starkes Nervengift, das gezielt das periphere Nervensystem angeht. Das Problem fängt bei den Gliazellen an. Die mikroglialen Zellen, die die residenten inflammatorischen Zellen des zentralen Nervensystems darstellen …«

»Andrew!«, ermahnte John seinen Freund.

»Gut, ich erspare es euch, die Zusammensetzung des Gifts und dessen Wirkweise zu erläutern. Es ist so, dass sie ohne die Healthbots bereits tot wäre. Mit den Bots wird sie derzeit zwar am Leben gehalten, aber ob die Healthbots die schwer geschädigten Nervenzellen wirklich wiederherstellen können, wage ich zu bezweifeln.«

»O mein Gott«, stöhnte Peter auf.

»Peter, ich bin noch nicht fertig mit meinen Ausführungen. Da sind noch Erubas … nun, ich nenne sie um des besseren Verständnisses Willen Insekten. Sie haben sich vervielfacht, und es gibt mittlerweile auch kleinere Exemplare, die in die Körperzellen gelangen konnten. Es ist selbst für mich, und das ist wirklich außergewöhnlich, nicht in Gänze nachvollziehbar, was sie dort machen. Sie interagieren oder konkurrieren mit den Healthbots. Das lässt sich nicht klar sagen. So genaue Rückschlüsse lässt die Analyse nicht zu. Wenn ich … eine Vermutung äußern dürfte … sozusagen, wie ihr Menschen es macht, wenn ihr auf euer Bauchgefühl hört, dann scheint es so zu sein …« Andrew schien nach Worten zu suchen.

»Na was denn jetzt? Andrew! Bei Gott! Was ist denn jetzt mit meiner Freundin?«

»Die Bots und die Insekten versuchen sie zu retten. Manchmal arbeiten sie zusammen, meistens aber gegeneinander. Entweder stirbt Anastacia an der Vergiftung oder am Kampf zwischen den

Bots und den Insekten. Oder aber sie wird von denjenigen Organismen gerettet, die ihr besser helfen können. Momentan sieht es so aus, als könnten die Bots ihr nicht wirklich helfen. Es lässt sich jedoch definitiv sagen, dass die Insekten Anastacia Preuß' Chancen erhöht haben«, sagte Andrew schließlich mit einem mechanischen Lächeln.

»Ich ... das ist mir zu viel. Ich brauche eine kurze Pause«, sagte Peter. John legte ihm die Hand auf den Rücken, aber Peter drehte sich weg und verschwand nach draußen. John konnte ihn verstehen. Er kannte Peters Vorgeschichte und wusste, dass er in seinem Leben bereits einen geliebten Menschen verloren hatte. Und nun das! Er blickte auf die leblose Gestalt Anastacias. Ihre Neugierde brachte ihr nun vielleicht den Tod.

»Andrew, ich werde zu den anderen gehen und ihnen die Nachricht überbringen, dass Anastacia eine Chance hat zu überleben. Es wäre gut, wenn du mir nachkommst, sobald Peter zurück ist. Wir sollten ihm etwas Zeit für sich selbst geben.«

»Sehr wohl, John«, sagte Andrew und folgte ihm zur Wohnungstür. Mit einem letzten Blick auf die vor sich hin dämmernde Anastacia verließ John das Zimmer.

Der Geruch von etwas Gebratenem hing in der Luft. John reckte sich etwas, um zu sehen, was Ryan auf dem großen Teller zum Tisch brachte. Auch die anderen hatten bereits Platz genommen.

Gebratenes lumeranisches Gemüse. Was auch sonst? Mit der Hand fuchtelte John ein riesiges, fast fingergroßes Insekt, das von merkwürdigen Fäden umgeben war, weg. Laut surrend zog es von dannen, als wäre es empört über diese Behandlung.

»Ich würde jetzt gerne noch ein anderes Thema ansprechen, dass unsere Aufmerksamkeit erfordert«, begann John, nachdem Andrew alle Anwesenden über Anastacias momentanen Gesundheitszustand in Kenntnis gesetzt hatte.

»Auch wenn Anastacias Befindlichkeit uns alle sehr beschäftigt – was ja nur verständlich ist – müssen wir dringend Kontakt zu Lenoir herstellen. Wir brauchen Informationen über die Lage in der Basis, und wir müssen wissen, ob er bei Fox etwas erreichen konnte«, sagte John, nachdem er einen großen Bissen des Gemüses heruntergeschluckt und mit Wasser nachgespült hatte.

»Das würde ich ganz gerne übernehmen. Sind alle damit einverstanden?«, fragte John in die Runde. Dabei achtete er darauf,

dass sein Blick nicht an Julia hängen blieb. An dem großen achteckigen Tisch in ihrem kleinen Essbereich waren bis auf Anastacia und Peter alle versammelt. Auch Ondras hatte sich zu ihnen gesellt, obwohl es ihm offensichtlich schwerfiel, den Menschen beim Essen zuzusehen. Seine Tentakel flogen immer wieder in alle Richtungen, als wüsste er selbst nicht, was er mit ihnen anfangen sollte.

Die Nachricht über Anastacia hatte zudem dafür gesorgt, dass die Stimmung einen absoluten Tiefpunkt erreicht hatte. Wenn Johns Blick Julia nun doch mal streifte, erkannte er an der tiefen Furche zwischen ihren Augen, dass sie sich große Sorgen um ihren Vater und seine Partnerin machte.

Dennoch nickte sie tapfer: »Ja, es ist sicherlich am besten, wenn du das übernimmst. Ich kümmere mich gleich um meinen Vater. Da wäre allerdings noch eine andere Sache, über die wir sprechen sollten.«

John zog die Augenbrauen hoch.

»Also, Ondras … die Sache betrifft dich und dein Volk«, fuhr sie zu Johns Verwirrung fort. Dann fiel es ihm auch wieder ein. Verdammt – er hatte es fast vergessen. Und das war immerhin keine Kleinigkeit.

»Wenn ihr meint, dass ihr in dem Gang wart, den ihr nicht betreten solltet, dann bin ich darüber bereits informiert und auch ermahnt worden. Ich war vorhin beim Rat. Die Mitglieder sind sehr ungehalten, weil ihr unerlaubterweise die Gänge betreten habt. Ich muss besser auf euch Acht geben.«

»Ja, Ondras, es tut uns leid, dass wir da eine Grenze überschritten haben«, sagte Julia. »Aber nun zu dem, was wir gerne mit dir besprechen möchten.« Julia ließ eine kleine Pause verstreichen. Ondras Augen funkelten erwartungsvoll, und John fand, dass er in diesem Moment fast ein wenig menschlich aussah.

»Also … nun ja, warum hast du uns nicht gesagt, was sich hinter diesen Gängen befindet, die wir nicht betreten durften … dürfen?«, fragte Julia.

»Das kann ich euch erklären: weil es eine Sache ist, die wir dort vor vielen Mineostaten – ich glaube, ihr sagt ›Jahre‹ dazu – versteckt haben. Und das soll auch so bleiben. Dort befindet sich ein Raumschiff unserer Feinde«, sagte Ondras.

John war überrascht. Ondras klang so nüchtern. Es war ja keine Kleinigkeit, dass sie dort ein großes Raumschiff versteckt hielten.

»Ich verstehe nur diese Geheimniskrämerei nicht«, nahm John den Gesprächsfaden in gemäßigterem Ton wieder auf. »Dein Ratsbruder, Ganuba, hat uns in der Nähe des Raumschiffs erwischt. Er behauptet, dass es sich um ein feindliches Raumschiff handelt und ein Überbleibsel jener Spezies sei, die euch hier auf Lumera vernichten wollte.«

»Ja, so ist es«, bestätigte Ondras Johns Worte. »Aber das ist ein Thema, über das mein Volk nicht gerne spricht. Es ist vergangen und für uns nicht mehr relevant.«

»Wenn ich mich in diese Unterhaltung einschalten darf?«, fragte Andrew völlig unvermittelt. »Ich gehe davon aus, dass das Raumschiff den Kidj'Dan gehört.«

»Wie bitte?« rief Ryan entsetzt. Auch die anderen fuhren erschrocken hoch.

»Wie kommst du denn da drauf, Andrew? Davon war aber vorhin nicht die Rede«, sagte Robert, der bislang geschwiegen hatte.

»Es hat zum einen etwas mit dem Material zu tun, aus dem das Raumschiff besteht. Es ist zwar modifiziert, aber ähnliche Zusammensetzungen habe ich bereits in einigen Gegenständen der Kidj'Dan gefunden. Zum Beispiel in Werkzeugen und Waffen. Dieses Material kommt in dieser Form auf Lumera nicht vor. Ich erspare euch die Details; aber es wäre schon ein beachtlicher Zufall, wenn zwei Völker aus unterschiedlichen Sonnensystemen Materialien herstellen, die die gleiche Zusammensetzung besitzen. Die Wahrscheinlichkeit hierfür läge bei deutlich unter einem Prozent. Und demnach liegt mein Verdacht eben nahe. Und der andere Grund für meine These liegt der Tatsache zugrunde, dass sich ein Zugang zum Schiff geöffnet hat, als Ganuba sich uns genähert hat. Es handelt sich mit ziemlicher Sicherheit um einen Mechanismus, der durch die Signatur der Kidj'Dan aktiviert wird.«

»Was? Soll das heißen, dass die Kidj'Dan nicht von hier sind?«, rief Julia alarmiert.

»Mich verwirrt, was du da sagst, Roboterding in Menschengestalt! Ich kann es auch nicht glauben, und es verärgert mich, was du behauptest. Aber ich werde mir das Schiff anschauen«, erklärte Ondras und stand auf. John kniff fragend die Augen zusammen.

Ondras verhielt sich sprunghaft und unberechenbar. Erst verlangte er, dass die Menschen sich an Regeln halten, und nun wollte er selbst zum verbotenen Schiff gehen. Durften jetzt die

Menschen etwa mitkommen?

»Jetzt sofort!«, stellte Ondras mit Nachdruck fest und unterstrich dies mit pulsierenden Tentakeln. Er schien darauf zu warten, dass man sich ihm anschloss.

»Wie, jetzt sofort? Hast du dir dieses Schiff denn selbst nie angesehen?«, fragte Julia irritiert.

»Nein, warum sollte ich? Aber nun werde ich es tun und die Vermutung des Robotergerüsts überprüfen«, sagte Ondras.

John erhob sich, wies aber sogleich die anderen an, sitzen zu bleiben. »Ich gehe allein mit ihm. Wir haben genug Ärger gemacht. Julia, kümmere du dich um deinen Vater – und ihr anderen: Ruht euch aus. Wir hatten einen harten Tag, und wer weiß, was in den nächsten Tagen und Wochen noch auf uns zukommt. Ich nehme Andrew mit – zu meinem … unserem Schutz. Außerdem kann er das Schiff weiter analysieren.«

Robert erhob sich ebenfalls, was John nicht sonderlich überraschte.

»Ich komme mit. Ausruhen kann ich mich, wenn ich tot bin«, erklärte er mit einem Lächeln auf dem Gesicht.

John schüttelte den Kopf. »Robert, es geht hier nicht um ein neues Abenteuer. Ich meine damit, dass wir nicht noch mehr anecken sollten. Je weniger von uns dort noch mal erwischt werden, umso besser für den Rest von uns. «

»John, das ist mir schon klar. Ich komme trotzdem mit. Du kannst mir das nicht verbieten. Sorry, Mann!«

Andrew, der sich bei dem Gespräch bisher zurückgehalten hatte, hielt John mit einer Geste davon ab, noch etwas zu sagen.

John musste fast laufen, so schnell marschierte Ondras zu der Öffnung in der Mauer, die den Gang zur riesigen Schlucht barg. John staunte über Roberts gerötete Wangen. Er schien vor Aufregung regelrecht zu platzen. Dieser Mann sah in jeder Mission ein Abenteuer. Angst war für ihn anscheinend ein Fremdwort. John mochte Robert sehr, erinnerte er ihn doch stark an sich selbst, wie er früher einmal war. Fast beneidete er ihn um die Leichtigkeit, mit der er durch das Leben ging, auch wenn ein Schatten von Sorge um Anastacia auch in seinem Gesicht zu finden war. Ondras sagte die ganze Zeit kein Wort und marschierte stoisch weiter. Er war noch immer aufgebracht. Andrew folgte den beiden lautlos.

Das Moos an den Wänden des Ganges leuchtete ihnen den Weg.

Der vertraute Geruch von feuchter Erde hing in der Luft. John sog ihn tief in die Nase ein. Als Kind war er gelegentlich mit seinem Vater auf unterirdischen Erkundungstouren dabei, und dort hatte es ähnlich gerochen. Er hatte diesen Geruch immer geliebt. Damals war er keine zwölf Jahre alt gewesen, als sein Vater ihn an freien Wochenenden zu solchen kleinen Höhlenbesichtigungen mitgenommen hatte. Natürlich immer mit Rücksicht auf Johns Platzangst vor allzu engen Räumen und Gängen. John hatte diese intensiven Vater-Sohn-Zeiten genossen, zumal sein Vater sonst kaum Zeit für ihn erübrigt hatte.

John wunderte sich, dass er ausgerechnet jetzt an früher dachte, wo ihr Tag so sehr von Sorgen um Anastacia und großer Ungewissheit gezeichnet war. Aber vielleicht war gerade das der Grund. Vielleicht suchte er emotionalen Schutz vor dem Hier und Jetzt, indem er die Vergangenheit hervorkramte.

Der Weg zur Höhle fühlte sich diesmal deutlich kürzer an als beim ersten Mal, da Ondras heute im Eiltempo durch den langen Gang gelaufen war. Schnaufend und schwitzend standen sie beisammen; endlich hatten sie die Schlucht erreicht.

Sie blickten auf den riesigen Felsen, der am Talgrund der Schlucht lag und vor ihnen wie ein von der Natur geschaffenes Monument in den Himmel ragte. John war diesmal noch nervöser als bei seinem ersten Besuch hier. Vielleicht weil er schon wusste, was sich hier verbarg. Lautlos trat er neben Ondras, der sich nicht rührte. Er sah aus, als wäre er eingefroren.

»Ich sehe hier nichts. Liegt es hinter einer Tarntechnologie?«

»Ja, Ondras«, sagte Andrew und ging voraus, »hier entlang.«

Der Android trat durch den Fels. Ein kurzes Flackern, und er war verschwunden. Robert eilte ihm hinterher.

John ging gemeinsam mit Ondras durch das Tarnfeld.

Auch beim zweiten Besuch war der Anblick des großen Raumschiffs imposant. Schweigend standen sie vor dem Bug und blickten hinauf, bis Ondras das Schweigen brach: »Ich wusste nicht, dass es so …«, er suchte offensichtlich nach dem passenden Wort, »groß ist.«

Er legte eine Hand auf die kalte, blanke Außenhaut des Schiffs und blickte nach oben. John tat es ihm nach.

»Das Material fühlt sich sehr vertraut an«, stellte der Kidj'Dan fest.

»Wir sollten versuchen, den Zugang zu öffnen, John. Wie beim

letzten Mal«, schlug Robert vor.

»Den Zugang?«, wandte sich Ondras mit pulsierenden Tentakeln an Robert und John.

»Bei unserem ersten Besuch öffnete sich eine Rampe an der Seite des Schiffs …«, setzte Andrew an.

»Wo befindet sich dieser Zugang?«, fragte Ondras.

»Folge uns«, sagte Andrew und marschierte voran.

Da sie sich jetzt innerhalb der Projektion befanden, konnte John sehen, dass sie gewissermaßen durch eine überdimensionale Sonnenbrille blickten. Eine dünne Haut, hinter der sie von außen betrachtet unsichtbar waren. Doch heute erschien ihm die Schlucht dunkler als beim letzten Besuch. Das lag vermutlich daran, dass die Sonne bereits unterging. John konnte einen der Monde am Himmel erkennen. Kreischend flogen zwei Midas hoch am Himmel über ihre Köpfe hinweg. Mit dem riesigen Mond im Hintergrund wirkten sie noch skurriler, als sie es ohnehin schon taten.

Auf ihrem Weg spürte er wieder die Vibration im Erdboden. Die Rampe. John war sich sicher, dass sie sich geöffnet hatte. Wie beim letzten Besuch. Bereits aus der Ferne war zu sehen, dass sie tatsächlich offen stand. Fast wie eine Einladung, das Schiff zu betreten.

»Seht mal, die Rampe. Sie ist wieder auf«, bemerkte auch Robert.

»Andrew, verfügt das Schiff über eine Art KI?«, fragte John irritiert.

»Nein, John. Es hat definitiv keine hinreichenden digitalen Prozessoren. Ein organisches Denkzentrum kommt ebenfalls nicht infrage. Das muss nicht bedeuten, dass es keine digitalen oder biotechnischen Elemente gibt. Eine bewusstseinsfähige Komponente schließe ich jedenfalls aus«, erklärte Andrew.

»Komisch finde ich das aber schon. Wenn das Schiff wirklich einer anderen Spezies gehört hat, warum öffnet es dann seinen Zugang für uns? Wir sind doch potenzielle Feinde. Es wirkt fast so, als würde es uns einladen. Aber …«

»Wie bereits gesagt, ich vermute, dass es an eurer oder vielmehr an Ondras genetischer Signatur liegt«, wiederholte Andrew seine Vermutung.

»Ich verstehe aber nicht …«, sagte Ondras und legte seine Tentakel an den Hinterkopf.

»Das Schiff erkennt dich als Benutzer«, versuchte Andrew es

noch einmal.

Robert wurde langsam ungeduldig. »Kommt schon, Leute! Im Grunde ist es doch auch scheißegal. Lasst uns an Bord gehen und uns umsehen. Vielleicht finden wir etwas, das uns Aufschluss darüber gibt, wem das Schiff denn nun gehört. Die Antworten auf unsere Fragen finden wir ... drinnen!«, schlug Robert vor.

»Meine Schlussfolgerung ist logisch«, setzte Andrew noch einmal an.

Sie waren an der Rampe angelangt. Fasziniert starrten sie ins Innere einer Schleuse, die sich hinter dem etwa vier mal vier Meter großen Schott verbarg. Grünes Licht schimmerte ihnen entgegen. Das zweite Tor, das ins Innere des Schiffs führte, war geschlossen.

»Seht mal. Das innere Schleusentor ist geschlossen. Was dahinter liegt, ist nicht zu erkennen. Vielleicht öffnet es sich ja, wenn wir die Schleuse betreten«, überlegte John laut.

Robert war bereits auf die Rampe gestiegen. John blickte sich hastig um. Diesmal war niemand hier, um sie aufzuhalten. Gut oder schlecht? John war sich nicht sicher. Ondras folgte Robert auf die Rampe, wobei seine Tentakel vor Anspannung grün mit dem Licht des Raumschiffs um die Wette leuchteten. Fast musste John über diese Feststellung lachen, hätte er nicht so ein mulmiges Gefühl bei der ganzen Sache gehabt.

Er ging vor Andrew die Rampe hinauf.

»Hm, hier ist nichts«, stellte er fest, als er sich in der Schleuse umsah. »Doch, hier«, sagte Robert und zeigte auf ein in die Wand eingelassenes Display, das allerdings nicht beleuchtet war.

»Verdammt, was ist das ...«, rief John, als er ein zischendes Geräusch vernahm. Dann sah er es. Die Rampe, über die sie das Schiff betreten hatten, wurde eingefahren. Sie verschwand unterhalb der Öffnung im Schiff. Zeitgleich fuhren zwei dicke Metalltüren aufeinander zu, und die Schleuse schloss sich hinter ihnen. Bevor einer von ihnen reagieren konnte, waren die Außentüren bereits verriegelt und sie im Schiff gefangen.

Ein Adrenalinstoß fuhr durch Johns Körper. Eine kurze Abfrage zeigte ihm über seine Kontaktlinse an, dass sein Puls bei knapp 160 lag. Er musste sich wieder beruhigen. Wenn sie hier reingekommen waren, würden sie auch wieder rauskommen. Ganz einfach. John ließ einen Check der Atemluft durchführen. Stickstoff und Sauerstoffgehalt befanden sich im grünen Bereich. Keine bedenklichen Konzentrationen von Fremdgasen.

»Keine Panik, die Luft ist okay. Wir werden hier drinnen nicht so schnell ersticken«, versuchte er die anderen und vor allem sich selbst zu beruhigen.

Andrew neben ihm wirkte völlig entspannt, aber John erkannte an den zuckenden Pupillen, dass auch sein Freund die Umgebung scannte.

Ondras nahm derweil das Display an der Wand unter die Lupe. Eine Berührung seiner rechten oberen Hand ließ es plötzlich aufleuchten. Kurz fuhr der Kidj‘Dan zurück, wobei seine Tentakel vor und zurück wippten, dann inspizierte er die kleinen Symbole darauf.

»Merkwürdig«, stellte er fest und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Was ist daran merkwürdig?«, fragte Robert. »Ich sehe nur irgendwelche Hieroglyphen. Mir sagt das überhaupt nichts. Und woher sollen wir wissen, welches Symbol wir berühren müssen?«

»Rede nicht so viel, Mensch«, sagte Ondras laut, »ich kenne diese Schrift. Es ist unsere …«

Also hatte Andrew mit seiner Vermutung richtig gelegen.

»Vielleicht sollten wir doch zurückgehen und mit dem Rat sprechen«, setzte Ondras an.

»Nix da!«, rief Robert. »Jetzt sind wir zusammen hier. Du hast dich entschieden, mit uns allein hierherzukommen. Mach jetzt keinen Rückzieher, Ondras! Wir Menschen nennen das ›Bauchgefühl‹. Du hast aus gutem Grund uns als Begleiter ausgewählt. Du willst nämlich wissen, was hier gespielt wird. Jetzt gehen wir auch zusammen weiter. So ein Blödsinn, jetzt wieder vor dem Rat zu Kreuze zu kriechen. Finden wir doch lieber selbst heraus, was es mit dem Schiff auf sich hat, bevor wir wieder belogen werden.«

»Robert, vielleicht hat Ondras recht. Vielleicht war es ein Fehler. Wer weiß, welche Konsequenzen das für Ondras … für uns alle haben kann …«, versuchte auch John es.

»Nein, habe ich gesagt. Ich gehe hier nicht raus. Ondras, der Hohe Rat hat dich – und wahrscheinlich nicht nur dich – belogen. Er wird es wieder tun. Wir sehen uns hier nur um. Wenn wir hier nichts Neues erfahren, sehe ich ein, dass Ondras mit dem Rat, oder wem auch immer, sprechen muss. Aber umschauen können wir uns. Wir sollten versuchen, so viel wie möglich selbst herauszufinden, bevor wir eine Lügengeschichte aufgetischt bekommen. Sag mal, Ondras, warum bist du eigentlich mit uns hier? Warum wolltest du

›jetzt sofort‹ herkommen? Kann es sein, dass du neue Freunde brauchst, solche, die dich nicht anlügen?«

»Ondras?«, fragte John vorsichtig. Ondras hatte sich nicht gerührt. Seine Tentakel pulsierten noch immer in grünem Licht.

»Unglaublich, doch es stimmt. Robert hat recht. Ich verspüre eine Sehnsucht nach Wissen. Nach Wissen, welches mir mein eigenes Volk bisher vorenthalten hat. So sieht es zumindest aus. Wir gehen weiter!«, erklärte Ondras bestimmt.

Selbstbewusst drückte er mit dem Finger auf eines der blau leuchtenden Symbole, das ein wenig an chinesische Schriftzeichen erinnerte. Die Schleuse, die ins Innere des Raumschiffs führte, öffnete sich. Etwas abgestandene, nach Kunststoff und Metall riechende Luft schlug ihnen entgegen. Staubflocken, die sich in den letzten Jahren oder Jahrzehnten auf dem Boden der Schleuse niedergelassen hatten, wirbelten nun durch die Luft, als wären sie kleine Insekten.

John lehnte sich vor und blickte durch die Schleuse. Hier war einfach gar nichts. Er sah in ein konturloses Loch. »Hier geht's nicht weiter.«

»Wie, es geht nicht weiter?«, fragte Robert.

John zuckte mit den Schultern und machte einen Schritt in die Dunkelheit. Augenblicklich wurde im schwindelig. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte, meinte, in die Unendlichkeit zu fallen, landete aber unsanft auf dem Boden. Er konnte das grellweiße Rechteck der Schleuse hinter sich sehen. »Verdammt!«, fluchte er.

Er rappelte sich wieder auf, schwankte einige Augenblicke unschlüssig und balancierte sich schließlich aus. Das Schleusentor gab ihm eine gewisse Orientierung.

Andrew trat nun ebenfalls in die Dunkelheit. »Es gibt nichts zu befürchten, dies ist ein gewöhnlicher Korridor.«

John ging vorsichtig auf Andrew zu, ohne ihn richtig sehen zu können. Er fühlte sich wie ein Seiltänzer und atmete auf, als er sich an Andrew festhalten konnte. »Wo ist hier ein Korridor? Hier ist nichts! Ich bin hier wie blind.«

Er sah Ondras, der wie ein Betrunkener in die Schwärze torkelte. Nach einigen unsicheren Schritten setzte sich der Kidj'Dan und fuchtelte mit den Tentakeln. Plötzlich leuchteten diese in einem kräftigen Blau und begannen, sich in gemächlich wirkenden Wellen zu wiegen.

Roberts Silhouette war gegen das Licht der Schleuse völlig

schwarz. John fühlte sich geblendet.

»Ich habe eine Sonarortung vorgenommen«, erklärte Andrew. »Das dreidimensionale Abbild ist eindeutig: Dies ist ein Korridor, der weitverzweigt durch das Schiff führt.«

»Und warum ist dann alles dunkel? Das ist doch, als wenn man im All treiben würde!«, rief Robert laut, zu laut nach Johns Empfinden.

Ondras erhob sich vorsichtig. »Ich werde … etwas …«, stammelte er auf dem Weg zurück zur Schleuse, »versuchen.«

John hörte, wie Ondras Krallen auf dem Boden klackten und er einige Schritte tat. Er schien irgendwo ein Bedienfeld gefunden zu haben, John konnte gut hören, dass er etwas eintippte. Warum kannte der Kidj'Dan sich mit diesen Geräten aus? Obwohl er noch nie hier war?

Ein seltsames Summen ließ die Gruppe aufhorchen. Plötzlich meldete Andrew: »Ich verzeichne einen Energieanstieg entlang des von mir erstellten 3D-Abbildes. Schnell, alle zurück in die Schleuse!«

John erhob sich und stolperte zurück.

»Ich glaube, jetzt habe ich es gefunden«, rief Ondras mit tiefgrünen Tentakeln. Ein tiefes Brummen, das zunehmend höhere Frequenzen durchlief und gleichzeitig leiser wurde, erfüllte die Luft. Es gab einen lauten, metallisch klingenden Knall, und im nächsten Augenblick erstrahlten weiße Linien im Korridor. Nun konnte John endlich diesen verfluchten Korridor sehen.

Andrews Kopf schnellte ruckartig erst in die eine, dann in die andere Richtung. »Entwarnung. Der Energieanstieg hing mit der Aktivierung der Beleuchtung zusammen.«

»Tja, kein Android ist perfekt, Andrew. Gewöhn dich dran. So, jetzt schauen wir uns hier um«, sagte Robert und lief in den Gang. Andrew folgte ihm.

»Ich wusste gar nicht, dass ich das kann«, murmelte Ondras, mehr zu sich selbst.

John betrat nun ebenfalls den Korridor. Gemeinsam mit Ondras folgte er Robert und Andrew durch eine tiefschwarze Röhre. Rechts und links leuchteten unten schmale Linien. Er war ja genau genommen selbst Raumfahrer, aber das fremdartige Design dieses Schiffes ließ ihn erstaunen. Er beschloss, für den Fall der Fälle eine Kurznachricht an Julia zu schicken. Sie sollte wissen, dass sie sich auf dem Schiff befanden. Aber warum ausgerechnet Julia? John

konnte sich diese Frage nicht beantworten. Um der Nachricht den Anschein des Normalen zu geben, bat er Julia zusätzlich, ihm zu sagen, wie es Anastacia ging.

Nach weniger als einer Minute, sie hatten Robert und Andrew bereits wieder eingeholt, erhielt er Julias Rückruf.

»Spinnt ihr? Ihr könnt doch nicht an Bord eines fremden Schiffs gehen. Was, wenn dort Fallen sind oder es mit euch davonfliegt?«

Trotz der Anspannung breitete sich eine wohlige Wärme in John aus, als er Julias Stimme in seinem Kopf vernahm.

»Keine Sorge, wir haben alles im Griff. Außerdem scheint Ondras … na ja … ein gutes Händchen für diese Technologie zu haben. Wir werden gleich auf der Brücke sein – hoffe ich zumindest. Vielleicht finden wir etwas raus.«

»Wo wollt ihr bitte hin? Das ist doch viel zu gefährlich«, tönte Julias Stimme in seinem Kopf.

»Julia, wir klären das später. Wie geht's Anastacia?«

Julias Stimme wurde sanfter und klang nun nicht mehr aufgebracht, sondern traurig. »Es hat sich nichts geändert. Sie ist blass und wirkt mehr tot als lebendig. Dad ist … nun ja, er ist völlig niedergeschlagen. Diese medizinischen Insekten machen ihn nervös.«

»Das tut mir leid. Ich hoffe, sie schafft es. Eruba hat gesagt, dass wir abwarten müssen, ob die Behandlung anschlägt. Wir müssen jetzt weiter. Ich melde mich später. Bis dann.«

Er beendete das Gespräch, auch wenn es ihm schwerfiel.

Die Linien im Korridor wechselten fast unmerklich ihre Farbe. Das fahle Weiß wandelte sich Schritt für Schritt zunächst in ein warmes, dann in ein kühles Gelb. Sie folgten den Linien für einige lange Sekunden. Keiner sagte etwas. Dieser eigenartige Korridor schien alle einzuschüchtern, dachte John und musste unwillkürlich an psychologische Kriegsführung denken. Hier drin wurde wahrscheinlich aus dem härtesten Marine ein ängstlicher Junge. Hatte man das Schiff so gebaut, dass es Fremden beim Betreten das Fürchten lehrte?

Nach einer nur schwer abschätzbaren Zeit wurden die parallelen Lichtleisten von zwei einander gegenüberliegenden Türen unterbrochen. Darüber prangten verschiedene Symbole.

»Wohneinheiten«, verkündete Ondras so plötzlich, dass John etwas erschrak.

»Woher weißt du das?«, fragte er stirnrunzelnd nach.

Der Kidj'Dan ging zur linken Tür. »Dieser Raum ist ranghöheren Besatzungsmitgliedern vorbehalten. Das verraten mir die Symbole über den Türen, seht ihr?« Ondras wies mit der Hand zu dem Hologramm über der Tür.

»Da steht ›Ganuba‹ geschrieben«, flüsterte Ondras und nickte in Richtung des Hologramms über der Tür.

»Da ist ein Pulsieren«, sagte John. Das musste eine Funktion haben, dachte er. Ein blassrotes Glimmen, kaum zu unterscheiden von dem alles verschlingenden Schwarz. Ondras legte eine Hand auf die sonderbare Stelle. Sie sank hinein, als verschmelze sie mit der Wand. Das rötliche Glimmen stellte sich kurz ein und wechselte in ein grelles Gelb. Die Tür verschwand in den Boden und gab den Weg frei.

»Ganuba?«, fragte Robert unvermittelt. »Meinst du das Ratsmitglied Ganuba?«

Ondras hob seine Hand, damit Robert schwieg. Der zuckte mit den Schultern, drängte Ondras aber nicht weiter.

Ohne abzuwarten betrat der Kidj'Dan den Raum, der sich nach seinem Betreten Stück für Stück erhellte. John und Robert folgten ihm vorsichtig. Andrew blieb an der Tür stehen, um Wache zu halten.

Hier drinnen fühlte sich John fast heimisch. Der Raum hatte zwar ebenfalls dunkle Wände, doch sie schienen, im Gegensatz zum Korridor, das Licht nicht vollständig zu absorbieren. Es herrschte ein diffus gelbliches Licht, das vom unteren Bereich der Wände auszugehen schien. Eine direkte Lichtquelle ließ sich aber nicht ausmachen. Trotzdem schuf das Licht eine ähnlich angenehme Atmosphäre wie die Beleuchtung an Bord der Aristoteles. Leider gab es auch hier keine Fenster. Mit Platzangst hatte man es auf diesem Schiff sicherlich schwer. John verspürte tiefe Dankbarkeit, dass sein Vater ihm diese Phobie damals hatte abtrainieren können.

»Was zum Teufel …?«, entfuhr es Robert, und er riss den Arm schützend vor sein Gesicht. Die gesamte rechte Wand leuchtete plötzlich so hell, dass alle die Augen zusammenkneifen mussten. Nachdem sich ihre Augen an das helle Licht gewöhnt hatten, erkannten sie mühsam Symbole und Zeichnungen, die sich auf der Wand farbig abhoben.

Ondras blieb davor stehen. Mit der rechten, feinmotorischen Hand ertastete er die Zeichen, die mit jeder Berührung einzeln aufleuchteten. John versuchte zu verstehen, was er dort sah. War

das so etwas wie ein Missionsplan oder ein Logbuch? Oder hatte es einen ganz anderen Nutzen? Da er aus den Symbolen nicht schlau wurde, nutzte er den Moment, um den Raum eingehender zu betrachten. Er war etwa dreißig Quadratmeter groß. Es gab ein in den Boden eingelassenes Bett, passend für einen großen Kidj'Dan, einen großen Tisch und mit dem Boden verbundene Sitzplätze. In einem Regal, das in die Wand eingelassen war, standen ein paar Gegenstände, die er inspizierte.

»John, Robert, kommt bitte zu mir«, vernahm er die Stimme von Ondras. Er stellte eine Schachtel voller funkelnder Steinchen wieder an seinen Platz und trat gemeinsam mit John zu Ondras, der noch immer die Darstellung an der Wand studierte.

»Und? Wie sieht's aus, Ondras? Kannst du die Symbole deuten?«, fragte Robert neugierig.

»Ja, das kann ich – jedenfalls zum Teil. Manche Symbole sagen mir nichts. Aber ich erkenne, dass es ein Plan ist. Es geht um diesen Planeten hier und wie er für uns bewohnbar gemacht werden könnte. Hier stehen alle … Rohstoffe, die dafür benötigt werden«, versuchte Ondras sich verständlich auszudrücken.

»Terraforming«, hörten sie Andrew von der Tür aus schlussfolgern.

»Was?«, entfuhr es John. »Moment, verstehe ich das richtig? Ihr habt den Planeten künstlich für euch bewohnbar gemacht? Heißt das etwa, ihr stammt gar nicht von Lumera?«

Ondras ließ seine Tentakel hängen. »Ich weiß es nicht. Ich lese all das hier zum ersten Mal. Für mich ist das sehr verwirrend. Es ist alles sehr wissenschaftlich erklärt, ich kann damit nicht viel anfangen. Aber ja, es sieht ganz danach aus, als wenn die Alten unseres Volkes ...« Ondras berührte wieder einige Symbole, und das Bild an der Wand veränderte sich.

»Was ist das?«, fragte John und zeigte auf die leuchtenden Punkte, neben denen verschiedene Symbole prangten. Ondras schüttelte seinen Kopf. »Hier steht Hapt'Arian. Das ist der Name eines … Planeten«, sagte er und zeigte auf einen hervorgehobenen Punkt. »Und das hier sieht aus wie ein … ihr nennt es Stern.«

»Es handelt sich hierbei um den Stern Kepler-22«, klärte Andrew sie auf. »Es liegt etwa 537 Lichtjahre von der Erde entfernt, und dieser Stern ist vermutlich aufgrund einer Supernova explodiert.«

»Okay, aber warum ist das für euch relevant gewesen? Gibt es noch mehr Infos?«, fragte John.

Ondras schaltete durch die folgenden Seiten der Darstellung, doch nach einigen kompliziert aussehenden Graphen endete die Datei. »Nein, das war alles«, erwiderte er.

»Dann lasst uns doch weitergehen, vielleicht finden wir auf der Brücke mehr Antworten«, schlug John vor.

»Es wird dort vermutlich ein Logbuch geben«, ergänzte Andrew. »John hat recht. Dort sollten wir uns umsehen. Hier finden wir jedenfalls keine weiteren Antworten.«

Sie verließen den Raum.

Ondras übernahm wieder die Führung. John spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach.

»Atme ruhig«, sagte Andrew an John gewandt, »orientiere dich am Rhythmus deiner Schritte, das beruhigt.«

Jaja, dachte John genervt. Warum musste ihn sein hyperintelligenter Androidenfreund auf Schritt und Tritt unter Beobachtung halten und immerzu belehren? Und zu allem Übel dabei auch meistens Recht behalten.

Schweigend folgten sie den Leitlinien in dem sonst finsteren Korridor. Nach guten fünfzig Metern versperrte ihnen ein besonders stabil wirkendes Tor den Weg. Das musste der Zugang zur Kommandobrücke sein. An der Seite der Tür gab es allerdings wieder den rot glimmenden Öffnungsmechanismus. Ondras legte wieder seine Hand darauf, doch anstatt die Tür zu öffnen, bekam er eine heftige Entladung versetzt. Der Kidj'Dan zuckte zurück. Sonst geschah nichts. Das Tor blieb verschlossen. Ondras versuchte es ein zweites Mal und bekam erneut einen Schlag versetzt.

»Der Mechanismus lehnt mich ab«, stellte er fest.

»Das ist ja seltsam. Alle möglichen Türen und Steuerpanele hast du aktivieren können. Warum nicht diese?«, fragte Robert.

»Ich … das verstehe ich auch nicht«, sagte Ondras nachdenklich.

»Deine Berechtigungen reichen zwar für die anderen Räume, nicht aber für die Brücke. Als Ratsmitglied verfügst du über eine hohe Sicherheitsstufe, aber anscheinend nicht die höchste. Man hat dir ja auch verschwiegen, dass dieses Raumschiff eurem Volk gehört«, stelle Andrew fest. »Lasst mich etwas versuchen.«

Er legte seine Hand auf die Kugel in der Wand. Auch er wurde mit Entladungen abgewehrt, doch der Android, der seine Schmerzwahrnehmungen nach Belieben herunterregeln konnte, legte seine Hand trotzdem wieder auf die Kugel. Um seinen Arm

strömten bläulich schimmernde netzartige Entladungen. Sie bereiteten ihm aber keinerlei Schwierigkeiten.

»Ich habe den noch vorhandenen Handabdruck eines Ratsmitglieds der Kidj'Dan abgescannt. Es ist mir ein Leichtes, diesen Abdruck jetzt nachzuahmen.« Andrew legte seine nun modifizierte Hand auf die Kugel und tatsächlich öffnete sich das Tor zur Brücke. »Diesen Abdruck kann ich jederzeit imitieren. Und da die Verriegelungsmechanismen außerdem ständig einen Gegenpol senden, ist die Hälfte des Zugangscodes mehr oder weniger unverschlüsselt. Bei meiner Rechenleistung ist da…«.

Robert verdrehte die Augen, und Andrew bemerkte es. Er dachte wohl, er müsse weiter ausholen und setzte erneut an: »Mein Prozessormodul arbeitet auf Quantenebene und übersteigt die im 21. Jahrhundert gäng…«

»Ist gut jetzt!«, schnaubte Robert.

Mit einer beinahe gelungen beleidigten Miene wandte sich der Android von ihnen ab und richtete seine Aufmerksamkeit auf den Raum, dessen Tür sich gerade vor ihnen geöffnet hatte. Beinahe andächtig betraten sie die Brücke, den wichtigsten Ort innerhalb des Schiffs.

Wie auch in Ganubas kleiner Behausung wurde die Beleuchtung des großen Raumes in Stufen aktiviert.

»Soll das ein Witz sein? So was bezeichnet ihr als Brücke? Das ist doch nur ein besserer Abstellraum!« spöttelte Robert.

Was sich ihnen zeigte, enttäuschte auch John ein wenig. Vier große Sessel standen in der Mitte des Raums kreisförmig angeordnet, sodass sie alle zueinander zeigten. Davor befanden sich kleine Pulte. Die pechschwarzen Panels, die nur aufgrund feiner Spalten von den anderen Flächen abgegrenzt waren, zeigten keinerlei Beschriftungen. Auch gab es hier keine virtuellen Monitore, Hebel, Schalter oder Ähnliches. Die vier Sessel, die mit jeweils zwei Kugeln, so groß wie Äpfel, bestückt waren, stellten die einzigen wesentlichen Elemente des Raums dar. Johns Blick glitt weiter durch den Raum. Fenster gab es auch hier nicht.

Plötzlich tat sich etwas in der Mitte der runden Kommandozentrale. Im Bereich zwischen den vier Sesseln, erschien ein heller Punkt, der sich schnell zu einem großen Hologramm ausbreitete, das fast den gesamten Raum erfüllte. Eine bestimmt fünf mal fünf Meter große Kugel aus blauem Licht schwebte vor ihnen. Das Hologramm zeigte einen Planeten – übersät von

Erhebungen, flachen Ebenen und unregelmäßigen Strukturen. Drei kleinere Kugeln schwebten träge darum herum. Es musste sich um Lumera handeln, was John an den drei Monden festmachte.

»Ist das Lumera?«, bat er um Bestätigung.

»Das ist korrekt. Ihr nennt diesen Planeten Lumera, wir Hapt'Urugan«, antwortete Ondras seltsam reserviert, während er das Hologramm mit ausladenden Bewegungen drehte und vergrößerte. Ondras konnte stufenlos immer weiter auf die Planetenoberfläche Lumeras zoomen. Die grafische Qualität der Darstellung war beeindruckend. Jetzt erkannte John ein Raumschiff, das inmitten einer Schlucht lag. Anscheinend ihre jetzige Position. Ondras zoomte dichter an das Schiff heran. Nun sah John jede Unebenheit im Erdboden, jeden Baum und jedes noch so kleine Detail der Planetenoberfläche. Es schien sich bei dem Hologramm um so etwas wie eine Navigationskarte zu handeln.

»Das ist nicht das, was ich suche«, erklärte Ondras plötzlich und deaktivierte das Hologramm mit einem Wisch seiner Arme.

John wunderte sich über den abrupten Abbruch der Untersuchung, aber Ondras schien keine Anstalten zu machen, seine Entscheidung zu erklären. Daher begannen er und die anderen damit, die Brücke nach weiteren Informationen zu durchsuchen, die ihnen helfen konnten, mehr über das Schiff zu erfahren.

»Psst!«, zischte Andrew plötzlich, obwohl ohnehin keiner sprach. »Meine Sensoren nehmen etwas wahr. Jemand … oder etwas … nähert sich draußen dem Schiff. Wir haben nicht mehr viel Zeit, bis wir hier verschwinden müssen.«

»Mist, wir müssen uns beeilen. Los sucht, Leute!«, trieb Robert die anderen an.

Nach einer fieberhaften Suche war es Andrew, der etwas fand, das ihnen Antworten liefern konnte. Nachdem der Android ein längliches Pult an der Wand untersucht hatte, wurde ein weiteres Hologramm aktiviert. Ondras trat sofort zu ihm.

»Ich muss die Informationen aufnehmen«, erklärte er.

John verstand nur Bahnhof. Dass sein Androidenfreund Andrew in der Lage war, technische Daten zu kopieren und zu speichern, war ihm bekannt, aber Ondras war aus Fleisch und … so etwas ähnlichem wie Blut. Wie sollte es ihm möglich sein …. Weiter kam John mit seinem Gedankengang nicht. Eine Kugel erhob sich aus dem Pult neben dem Hologramm. Der Kidj'Dan legte seine Hand darauf. Es zeigte sich das gleiche Bild, wie immer, wenn Ondras das

tat. Seine Hand verschmolz mit der Kugel.

»Wir müssen uns beeilen. Was auch immer auf dem Weg zu uns ist, es wird in weniger als drei Minuten hier eintreffen. Meine Vermutung legt nahe, dass es sich um einen Kidj'Dan handelt«, warf Andrew ein. »Ich kann ihn aufhalten, aber ich weiß nicht, ob das klug ist.«

»Nein, warte«, sagte Ondras, der konzentriert auf das Hologramm starrte.

Er hob seine Hand von der leuchtenden Kugel, und bewegte nun die Symbole auf dem Hologramm. Er wählte eines aus. Es erschien ein Gesicht eines Kidj'Dan über dem Pult. Ganuba. Er sah anders aus als jetzt. Eindeutig jünger. Ganuba war also offenbar der Captain dieses Schiffs gewesen. John wurde klar, dass er Ondras eben falsch verstanden haben musste, als er meinte, er müsste Informationen aufnehmen. Er meinte damit visuell, so wie sie es nun auch konnten.

Die Projektion von Ganuba begann sofort zu sprechen:

»Beginn der Aufzeichnung. Eintrag 589. Wir befinden uns nun 4793 Mineostaten von unserem zerstörten Heimatplaneten Hapt'Arian entfernt. Eintrag 589, Ziel C89R900 erreicht. Wir befinden uns in einer stabilen Umlaufbahn. Bei unserer Überprüfung der Eigenschaften des Planeten haben wir festgestellt, dass die Atmosphäre schädlich für uns Kidj'Dan ist. Es gibt vielfältiges Leben hier, auch intelligentes. Projekt Befriedung gestartet. Die Lavumos wurden freigesetzt. Sie werden durch ihre Reaktion auf den Stickstoffgehalt in der Luft die weitergehenden Anpassungen der Atmosphäre und der Zusammensetzung der chemischen Bodenverhältnisse ermöglichen. Welche das genau sein werden, ist in Dossier 84D87 verzeichnet. Wir werden in 479 Duarras feststellen, wie viel Leben noch auf dem Planeten verbleibt. Kultivierung unseres Saatguts und das Einbringen unserer Nutztiere sind dann wahrscheinlich möglich. Ende Eintrag 589.«

Während der Projektion liefen permanent Symbole neben Ganubas Kopf von unten nach oben. John vermutete, dass es sich hier um einige Werte handelte, die Ganuba gerade erwähnt hatte.

»Ich … also, ich verstehe zwar nicht alles, was dein Freund da sagt, aber sie sprechen von Lumera, oder?«, fragte Robert aufgewühlt.

Ondras nickte. »Ganuba spricht von diesem Planeten. Sie haben ihn vermutlich an unsere Bedürfnisse angepasst und die Zerstörung von Umwelt und Leben in Kauf genommen, um Hapt'Urugan für uns bewohnbar und nutzbar zu machen. Ich will sehen, ob ich noch mehr Einträge finde.«

»Und was sind diese Lavumos?«, fragte Robert. Er fuhr mit der Hand durch das Hologramm. Ganubas Gesicht verschwand, und nur noch die Symbole waren zu sehen.

»Ich kenne Lavumos nur als … ihr nennt es Bakterien. Sie sind allerdings anders. Ich kann es nicht beschreiben. Es gibt sie auf diesem Planeten, das weiß ich. Aber ich dachte, sie sind hier beheimatet. Anscheinend haben aber wir sie hier eingebracht, um die Atmosphäre dieses Planeten zu verändern. Anders kann ich Ganubas Ausführungen in der Aufzeichnung nicht interpretieren«, versuchte sich Ondras an einer Analyse des Gesagten.

»Achtung …«, begann Andrew. Aber es war zu spät.

Die Tür zur Brücke öffnete sich, und ein Kidj'Dan betrat die Kommandozentrale. Seine Tentakel leuchteten rot vor Wut. Andrew stellte sich schützend vor seine Freunde, aber er ließ Ganuba eintreten – denn er höchstselbst stand vor ihnen. John beruhigte, dass der Kidj'Dan gegen Andrew nicht den Hauch einer Chance hatte, sollte es zum Äußersten kommen.

»Wie könnt ihr es wagen …«, spuckte Ganuba die Worte förmlich aus.

Ondras kniete in alter Gewohnheit sofort nieder.

»Ich kann es erklären«, wisperte er.

»Nein, nicht wir müssen uns erklären. Du musst es«, rief John aufgebracht. »Was habt ihr getan, Ratsmitglied?«

Ganuba würdigte John keines Blickes, als er wütend brüllte: »Ich werde euch zu Radascha bringen. Der Rat wird über euer aller Schicksal entscheiden!« Seine Stimme hallte in dem großen Raum wider.

John winkte Andrew zu, dass er nicht eingreifen sollte. Der Hohe Rat – das waren genau die Leute, mit denen John jetzt sprechen wollte. Denn der Rat schuldete ihnen eine gute Erklärung.

13 – Julia

Mai 2385 | Dumras

Julia lag am Strand. Durch die geschlossenen Augenlider sah sie ein Wechselspiel an Farben, ausgelöst durch Sonnenstrahlen, die dank einer leichten Brise immer wieder einen Weg durch das sich wiegende Blätterdach über ihrem Kopf fanden. Sie genoss die leise Geräuschkulisse, die die Möwen und das anbrandende Meer verursachten. Sie ließ den warmen Sand durch ihre Hand rieseln. Die Augen noch immer geschlossen, ließ sie die Sonne jede Faser ihres Körpers durchdringen und wärmen. Tiefstes Wohlbefinden durchströmte sie.

Ja, so konnte es bleiben.

Das Spiel der Farben endete abrupt. In ihren Ohren ertönte ein Kreischen, das immer lauter wurde. Sie riss die Augen auf. Die Sonne wurde plötzlich unangenehm heiß und stürzte auf sie zu. Jemand riss sie aus ihrer VR. Sie kauerte sich auf dem sandigen Boden zusammen und wartete, dass die Sonne über ihrem Kopf explodierte.

»Bist du verrü…«, versuchte Julia zu brüllen, aber sie wurde von einem heftigen Würgereiz unterbrochen. Das Zimmer kippte vor ihren Augen, sprang zurück und kippte wieder und wieder. Sie griff nach Halt, fand aber keinen und fiel. Sie warf den Tisch um und schlug gegen Ethans Fuß.

Der sprang reflexartig zur Seite. »Du meine Güte, Julia! Was für eine Scheiße!«

Ihr Magen krampfte sich zusammen, und Julia würgte erneut mit lautem Stöhnen. Ethan hockte sich neben sie und legte ihren Kopf auf seine Schenkel.

»Du weißt doch … wieso hast du …«, sie versuchte ihren Kopf zu heben, wollte sich aufsetzen.

»Jetzt gib mal Ruhe und lass den VR-Schock abklingen! Wir

haben keine Zeit für eine ausgedehnte Kotzerei, die Wachmänner warten nicht ewig.«

Wieder zog sich Julias Magen zusammen. »Du kannst mir doch nicht einfach den VR…« Sie zuckte heftig und erbrach sich auf den Boden.

»Scheiiiße! Letztes Mal war das aber nicht so krass!« Ethan sprang auf und stürzte zum Waschraum, der hinter einem Vorhang verborgen lag.

»Verdammt, Ethan, du … du weißt doch, dass …« Wieder würgte sie, während sie sich aufzurappeln versuchte.

»Nee, nee, nee, schön sitzen bleiben«, sagte Ethan, der mit einem Becher zurückkam. Er hockte sich neben Julia, half ihr, sich einigermaßen aufzurichten, indem er sein linkes Knie als Lehne zu Hilfe nahm und ihr den Becher unter die Nase hielt.

»Was ist da drin?«, fragte sie. Es roch irgendwie gammelig, ungefähr wie ein zwanzig Jahre alter Pfefferminz-Teebeutel, was sie direkt wieder würgen ließ. Ihre Zunge krampfte und schob sich nach vorne. Für ein paar Sekunden blieb ihr die Luft weg.

»Kommt raus!«

»Ist ja gut, wir kommen gleich!«, brüllte er. »So, Julia, reiß dich zusammen und trink das jetzt!«, drängte Ethan.

Sie räusperte sich und hustete einige Male, um das Unausweichliche ein bisschen hinauszuzögern. Schließlich überwand sie sich und stürzte die Flüssigkeit in einem Zug hinunter. Augenblicklich verschwand ihre Übelkeit. Nur das Schwindelgefühl blieb. Zwar schwächer als vorher, dennoch zu stark, um es gänzlich ignorieren zu können.

»Was ist das für eine Zeug? Ist das von dem Heiler?«

»Wenn ihr nicht rauskommt, kommen wir rein«, rief der andere Wachmann. Er hämmerte mehrmals gegen die Tür.

Ethan hielt ihr ein frisches Hemd hin. »Das ist Wasser, in das ich Dörrgras eingeweicht habe.«

Julia zog sich um, während sie auf dem Mikro-Dent herumkaute. »Nicht dein Ernst?!«, nuschelte sie. Das Zeug war tatsächlich für etwas Sinnvolles zu gebrauchen.

»Ondras hat mir vor einer Weile den Tipp gegeben. Aber jetzt haben wir ein anderes Problem.«

Wieder donnerten Fäuste gegen die Tür. »Dies ist die allerletzte Warnung. Wenn wir zu spät kommen, werdet nicht nur ihr bestraft!« Der Wachmann klang beinahe ein wenig besorgt.

»Ja, kapiert, zwei Sekunden bitte!« Sie holte einen großen Lappen, mit dessen Hilfe sie ihr Erbrochenes vorsichtig aufnahm und in einen Zerleger entsorgte, der in die Wand integriert war. Die kleine Öffnung war von einer schwach flimmernden Lichtmembran bedeckt. Julia musste sich dazu überwinden, ihre Hand durch den heißen Strahl zu stecken. Natürlich wusste sie, dass die Kidj'Dan dem Zerleger die Fähigkeit mitgegeben hatten, lebendiges Gewebe von allen anderen Abfällen zuverlässig zu unterscheiden. Sie ließ den Unrat los und zog ihre Hand schnell zurück. Als sie neugierig in die Öffnung lugte, war der Abfall jedoch bereits verschwunden. Mit einem Wimpernschlag konnte die Maschine beinahe alles in seine molekularen Bestandteile zerlegen und dem Replikator zur Verfügung stellen.

»Der Zerleger ist wirklich eine tolle Erfindung. Aber ein bisschen gruselig ist er schon!«, sagte Ethan, der Julia aus dem Hintergrund beobachtet hatte.

Plötzlich öffnete sich die Wohnungstür, und herein kamen die Wachmänner, die offensichtlich keine Geduld mehr hatten.

»Sachen wegpacken, mitkommen!«

»Ethan, was ist denn überhaupt los, verdammt? Was habt ihr jetzt schon wieder angestellt?«, wollte Julia wissen, während sie etwas benommen hinter Ethan hertappte. Ihr Schädel brummte, und das Schwindelgefühl, das Ethan vorhin so gut wie weggezaubert hatte, kehrte leise zurück. Der Boden schien sich unter ihren Füßen zu bewegen. »Dein komisches Gebräu hat übrigens schon wieder aufgehört zu wirken.«

»Also, wenn du wissen willst, was los ist, musst du schon John und die anderen fragen. Die haben das Raumschiff inspiziert, und ich vermute mal, sie sind wieder erwischt worden«, sagte Ethan.

Ohne eine Erklärung der Kidj'Dan wurden Julia und die anderen, die sie auf dem Weg trafen, in Gewahrsam genommen. Julia konnte nur ahnen, wie schwer es für ihren Vater gewesen sein musste, seine schwer kranke Anastacia zurückzulassen.

Nun zerrten die Wachen sie und die anderen zum Großen Haus. Sie wusste, dass es ein Fehler gewesen war, das Schiff zu betreten, aber John und vor allem Robert hatten ja immer alles besser wissen müssen. Wut über ihre Arglosigkeit und Angst bestimmten Julias Gefühle in diesem Moment – abgesehen von den bohrenden Kopfschmerzen, die sie noch immer quälten. Und da war noch

etwas anderes. Irgendetwas, was mit John zu tun hatte. Verflixt, was war das für ein Durcheinander in ihrem Kopf?

Julia spürte die Blicke der anderen Kidj'Dan auf sich ruhen, während sie über den Platz gingen, der zum Großen Haus führte. Wäre sie nackt gewesen – sie hätte sich nicht mehr geschämt als jetzt. Julia hatte einen Kloß im Hals, als sie schließlich den großen Eingang durchschritten und sich im Anschluss in der Eingangshalle des futuristischen Schlosses befanden. Jetzt wurde es also ernst.

Als sie den Saal des Hohen Rates betraten, waren Ondras, Andrew, John und Robert bereits dort. Julia bedachte John mit einem fragenden und zugleich wütenden Blick. Er hätte sie zumindest warnen können. John zuckte nur kurz mit den Schultern und blickte wieder auf Radascha, die Königin.

Julia sah sie heute zum ersten Mal. Allerdings hatte sie sich ein Kennenlernen irgendwie anders vorgestellt. Als Freunde. Nun standen sie vor ihr wie Verräter. Oder noch schlimmer: wie ihre Feinde.

Radascha war eine unglaubliche Erscheinung. Sie war noch größer als die anderen Kidj'Dan. Sie hatte nicht nur Tentakel auf dem Kopf – nein, sie befanden sich am gesamten Körper. Eng aneinandergedrängt pulsierten sie in einem Mix aus Grün und Rot, als könne sie sich nicht entscheiden, welche der beiden Stimmungen, Anspannung oder Wut, die vorherrschende war.

Julia kniete sich respektvoll vor der Königin nieder und senkte den Blick. Sie versuchte, ihre Anspannung zu unterdrücken, rechnete aber mit dem Schlimmsten.

Mit einem verstohlenen Blick zur Seite stellte sie fest, dass sich Ondras nicht bei ihnen im Inneren des Kreises befand, der von den großen Stühlen der Ratsmitglieder eingerahmt wurde. Stattdessen saß er auf einem der Stühle und war mit den Kugeln in dessen Lehnen verbunden, indem seine vier Hände eins mit den leuchtenden Kugeln geworden waren.

Dass Ondras im Kreis mit den Ratsmitgliedern saß, überraschte Julia. Er hatte das Raumschiff betreten und gegen die Anweisungen der Königin gehandelt. Allerdings schien er keine Strafe fürchten zu müssen – oder hatte er sie bereits erhalten?

Julia blickte zu ihrem Vater, der neben ihr stand. Sie legte ihm

beruhigend die Hand auf den Arm. Ein Blick auf ihn verriet ihr, dass er gedanklich ganz woanders war. Die Wachen der Kidj'Dan hatten ihn von Anastacias Seite gezerrt, was Julia mehr als herzlos fand.

Radascha erhob sich.

»Menschen – ihr habt nun zum zweiten Mal gegen unsere Anweisungen gehandelt …«, begann sie. Julia merkte, wie John sie unterbrechen wollte, indem er tief Luft holte.

»Sei still«, befahl sie ihm über ihren BID. »Lass sie ausreden, sonst sind wir alle dran.«

Johns eisiger Blick versetzte Julia einen Stich. Dann erklärte er ihr ebenfalls per BID-Verbindung: »Julia, Andrews Vermutung hat sich bestätigt. Das Schiff gehört nicht irgendwelchen Eroberern, die gegen die Kidj'Dan vorgegangen sind. Es gehört ihnen selbst. Sie wurden nie angegriffen. Es war genau umgekehrt. Sie haben Lumera erobert.«

»Was?«, rief Julia versehentlich laut aus und erntete vernichtende Blicke von den Ratsmitgliedern, die ihr und Johns Gespräch nicht mithören konnten.

»Es ist wirklich wahr. Wir haben Beweise. Und jetzt sei still«, sagte John für die anderen nicht hörbar. Währenddessen sprach Radascha bereits weiter: »Ihr wart auf dem Schiff, das ihr nicht betreten durftet. Ganuba hat euch dort gefunden. Der Rat kann das nicht tolerieren. Ihr seid eine Gefahr für unser Volk, da ihr wiederholt gegen unsere Anweisungen gehandelt habt. Der Rat ist sich nicht sicher, ob ihr überhaupt noch tragbar für uns seid.«

»Wir?«, rief John empört. »*Ihr* habt uns belogen! Es ist euer Schiff. Ihr habt einen halben Planeten vernichtet, um ihn euch anzueignen. Vermutlich habt ihr eine intelligente Spezies ausgerottet, um den Planeten für euch bewohnbar zu machen. Oder wo ist das Volk, das hier vor eurer Ankunft gelebt hat, sonst hin?«

Alles in Julia bäumte sich auf. Sie konnte nicht glauben, was John da von sich gab. Die Kidj'Dan sollten die Mörder einer anderen Spezies sein? Wusste Ondras etwas davon?

Bevor Julia die Chance bekam, ebenfalls etwas zu sagen, erhob Ganuba sich von seinem Platz und trat mit dem krallenbehafteten Fuß so stark auf den Boden, dass kleine Stückchen davon wegsplitterten. John kniff die Lippen zusammen und schwieg.

»Es reicht«, tönte Ganubas tiefe Stimme durch den Raum. »Wir sind nicht hier, um uns vor euch Menschen zu rechtfertigen. Hättest du eine Ahnung von dem, was damals war, Mensch, dann wäre dir

klar, dass wir keine Wahl hatten.«

»Das stimmt nicht. Man hat immer eine Wahl«, sagte John laut.

»Schweig! Wir mussten unseren Heimatplaneten verlassen, weil seine Sonne explodiert ist. Die Supernova hat Hapt'Arian verglühen lassen. Unsere Heimat gibt es nicht mehr, im Gegensatz zu der euren, Mensch, die ihr ja selbst zu Grunde gerichtet habt. Wir brauchten eine neue Heimat und mussten den Planeten anpassen, damit wir hier leben können. Es gab hier eine intelligente Spezies. Sie überlebte die Veränderungen in der Atmosphäre. Aber sie griff uns an, ohne uns anzuhören. Wir mussten sie vernichten, um zu überleben. Ihr hättet nichts anderes getan. Also urteile nicht vorschnell.«

»Eine ganze Spezies vernichtet. Das ist mal harter Tobak und bedarf vielleicht einer Erklärung! Und warum wusste Ondras nichts davon? Was soll diese Geheimhaltung?«, fragte Robert und reckte sein Kinn empor, als würde er sich selbst Mut machen wollen.

Gorjan, ein alter dreiarmiger Kidj'Dan, ergriff mit dröhnender Stimme das Wort: »Nur wir Alten wissen es. Wir möchten unsere Nachkommen nicht damit belasten, was wir getan haben. Wir haben das hiesige Volk nicht auslöschen wollen. Es blieb uns nur schlicht keine Wahl. Diese Spezies wollte den Planeten nicht mit uns teilen. Es wäre unser aller Ende gewesen, hätten wir nicht gekämpft.«

»Es ist schlimm, was passiert ist. Aber ihr belügt euer Volk. Das ist nicht richtig!«, rief nun auch Julia aufgebracht. Sie sah, wie Ondras zusammenzuckte.

Radascha erhob sich abermals. Ihre Tentakel färbten sich rot, als sie sich mit ihren fast drei Metern Körpergröße vor ihrem Stuhl aufbaute.

»Wag es nicht, so mit mir zu sprechen, Mensch!«

Alle im Saal verstummten.

Da schien die Königin sich etwas zu beruhigen. Die meisten ihrer Tentakel färbten sich wieder blau, und sie setzte sich wieder in den großen Stuhl.

»Ich will euch sagen, wie es uns ergangen ist. Es steht euch zwar nicht zu, aber ihr sollt es erfahren, um zu verstehen. Vor langer Zeit sind wir auf Lumera angekommen. Wir waren auf der Flucht, genau wie ihr Menschen. Uns blieb nicht viel Zeit aufgrund der hohen Strahlung, die von unserer Sonne ausging und die immer stärker wurde. Wir konnten etwa eine Million Kidj'Dan auf eine

Raumstation unseres Volkes evakuieren. Danach sind wir aufgebrochen, um neue Planeten zu finden, die uns als neue Heimat dienen konnten.«

Ondras schwieg weiterhin, aber Julia hatte den Eindruck, dass er irritiert wirkte. Ein Blick zu Peter zeigte ihr, dass er gedanklich ganz woanders war. Oder schien er nur abwesend?

»Es gibt in deinen Ausführungen aber eine Unstimmigkeit«, warf Robert mutig ein: »Warum leben die anderen Kidj'Dan denn freiwillig auf einer Raumstation, und ihr habt hier einen ganzen Planeten für euch? Und warum seid ihr hier unter euch? Habt ihr denn keinen Kontakt mehr zu eurem Volk?«

Radaschas Tentakel begannen wieder am ganzen Leib rot zu glimmen und standen steil vom Körper ab, wodurch sie noch größer und massiger wirkte, als sie es ohnehin schon war.

»Erhebe noch einmal deine Stimme gegen mich, und ich entledige mich deines Kopfes, dummer Mensch! Ich erwarte Respekt!«

Robert keines Blickes würdigend, wandte sie sich den anderen zu: »Es gab Gründe, warum eine Gruppe von uns hierhergekommen ist und warum wir unter uns geblieben sind. Aber das hat euch nicht zu interessieren. Mehr werde ich euch zu unseren Beweggründen nicht sagen, denn ihr Menschen seid keine verständigen Wesen. Ihr wisst nicht, was ihr tut. Und ihr wisst nicht, was ihr sagt. Wir können euch nicht trauen.«

Radascha erhob sich und löste ihre Hände von den glimmenden Kugeln. Es sah aus, als wären sie flüssig gewesen und würden sich nun wieder materialisieren. Die anderen Ratsmitglieder taten es ihr nach und erhoben sich ebenfalls.

»Du«, sie zeigte auf Andrew, der die ganze Zeit über unbeweglich hinter John gekniet hatte, »wirst zunächst stillgelegt. Du bist in dieser Situation eine Gefahr für uns.«

»Nein«, rief John mit entsetztem Gesicht aus. »Das lasse ich nicht zu!«

»John, es ist okay«, erklärte Andrew nüchtern. »Wir müssen uns dem Willen dieses Volks beugen. Meine Zeit wird wieder kommen. Die Umstände werden in Kürze erfordern, dass ich wieder aktiviert werde und euch zur Seite stehe. Deshalb werden wir dem Wunsch der Königin Folge leisten. Wir sind nicht in der Position, uns aufzulehnen. Habt Dank, großartige Radascha, für Eure weise Entscheidung!«

John gab nur ein Knurren von sich, als er sah, wie Andrew seine Systeme runterfuhr. Es dauerte nur wenige Augenblicke, und der Android war in seiner Position eingefroren.

Julia sah den Schmerz in Johns Gesicht. Er hing wohl sehr an seinem Freund.

»Und ihr zwei«, sie zeigte mit der rechten oberen Hand auf John und Robert, »werdet für den erneuten Ungehorsam in das Gefängnis verbracht. Ihr kennt es ja bereits aus den Tagen unmittelbar nach eurer Ankunft.«

Julia wollte etwas entgegnen, aber Johns Blick hielt sie davon ab. »Ihr anderen werdet weiterhin streng bewacht.«

»Aber ihr könnt doch nicht einfach … Und was ist mit Ondras? Der wird nicht …«, begann Julia aufgebracht. Sie verstummte, als sie die Hand ihres Vaters auf ihrem Arm spürte. Aber sie konnte nicht verstehen, dass Ethan, Ryan und alle anderen da still hockten und das alles einfach so hinnahmen.

»Ondras hat seine Strafe – fünzig Schläge mit der Gamr'ha Peitsche – bereits erhalten«, erklärte Ganuba mit Blick auf Ondras, der seinen Kopf senkte.

»Ethan«, versuchte sie es über ihren BID, »du hast doch sonst immer so eine Riesenklappe. Tu doch was und hilf John und Robert.«

»Julia, reiß dich zusammen. Sie werden sie wieder freilassen. Da bin ich mir sicher. Die Kidj'Dan werden uns noch brauchen. Deshalb lassen sie uns auch weiter hier herumlaufen. Und jetzt halt endlich den Rand, sonst kannst du John und Robert noch Gesellschaft leisten.«

Julia schwieg. Ethan hatte recht, aber sein Ton war nicht der feinste! Sie sah, wie er neben ihr kaute. Konnte er, verflucht nochmal, nicht die Finger von diesem Gras lassen? Das wurde immer schlimmer.

Die große Tür des Saales öffnete sich. Julia zuckte zusammen. Die zwei Wachen, die sie und Ethan abgeholt hatten, betraten den Raum. Sie knieten unterwürfig vor der Königin nieder, legten die Tentakel an und warteten auf Instruktionen.

»Die beiden hier«, sie deutete auf John und Robert, »ins Gefängnis. Dieser Roboter dort soll weggebracht und eingesperrt werden. Die anderen Menschen bleiben unter Beobachtung!«

»Aber ich habe noch so viele Fragen«, begann Robert.

»Diese Unterredung ist vorbei! Weg mit euch Menschen. Alle

sollen gehen«, erklärte Radascha und ließ das rote Sekret ihrer Tentakel durch den Raum spritzen.

Julia erhob sich und wäre fast umgeknickt. Ihr verdammtes Bein war eingeschlafen. Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten, und ihr Kopf dröhnte noch immer, als würde jemand mit dem Hammer darauf herumschlagen. Wie durch einen Schleier sah sie, wie Robert und John abgeführt wurden.

»Nein, das könnt ihr nicht tun«, rief sie und blickte nacheinander alle Anwesenden an. Die Tentakel der meisten Ratsmitglieder färbten sich rot.

»Julia, laß gut sein. Wir müssen uns fügen. Wir werden sicher nur für kurze Zeit fort sein«, versuchte Robert sie zu beruhigen, während Peter ihren Arm gepackt hatte und sie festhielt. Julias Widerstand schwand augenblicklich. Robert hatte recht – sie konnte ihnen nicht helfen, vor allem nicht, wenn sie hier einen Aufstand probte. Ihr Blick streifte John und eine verstörende Mischung aus Zuneigung und Sorge machte sich in ihrem Herzen breit.

14 – Fay

August 2191 | Erde

Fay stand vor dem trüb gewordenen Spiegel ihres kleinen Badezimmers und versuchte vergeblich, die Haut unter ihren Augen glattzuziehen.

»Verdammt, das wird ja jeden Tag schlimmer«, sagte sie leise zu sich selbst.

»Was wird schlimmer?«, fragte Gerrit, der lautlos den Raum betreten hatte. So ein Mist!

»Gerrit, du solltest eine Glocke tragen. Ich krieg noch einen Herzinfarkt, wenn du dich so anschleichst. Du kannst doch eine Todgeweihte nicht so erschrecken!«, sagte Fay und versuchte sich an einem herzhaften Lachen, das in einen kleinen Hustenanfall mündete.

Gerrit strich ihr mit seiner Hand sanft über den Rücken, bis sich der Husten wieder legte.

»Schatz, lass diese makabren Scherze. Ich finde die ganze Sache nicht lustig.«

»Ach Gerrit, ich werde alt. Das geht mir alles etwas zu schnell, aber mein Gott – noch geht es ja.«

»Also wirklich, Fay, hast du schon vergessen, dass du dich fürs Altern entschieden hast?«, fragte Gerrit wütend und wollte den Raum verlassen, ohne eine Antwort abzuwarten, aber Fay hielt ihn an der Hand fest.

»Gerrit«, sagte sie, »kannst du mir nicht endlich vergeben? Ich habe mich doch bestimmt tausendmal bei dir entschuldigt.«

»Liebling, was du getan hast, war aber nun mal keine Kleinigkeit. Du hast mich ausgetrickst, und ohne mein Wissen dein eigenes Todesurteil unterzeichnet. Und mit deiner Tour durch halb Kanada hast du nicht nur deinen, sondern auch den Hals unserer Tochter riskiert. Du hast mir nicht mal gesagt …«

»Jaaaa, Gerrit. Das weiß ich doch alles. Es tut mir leid, dass ich

dir nichts gesagt habe. Aber auch heute noch bin ich sicher, nein, ich weiß einfach, dass es die richtige Entscheidung gewesen ist, meine Bots und meinen BID auf Miranda zu übertragen. Sie lebt. Gerrit, Miranda lebt, verstehst du?«

Fay spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Es war okay, sagte sie sich. Weinen war okay. Sie spürte Gerrits starke Arme, die sich um ihren Körper schlangen. Sie sog seinen Duft ein. Sie liebte ihn noch wie am ersten Tag. Nein, sie liebte ihn noch viel mehr. Wodurch hatte sie so einen tollen Menschen an ihrer Seite überhaupt verdient? Dankbarkeit erfüllte sie, auch wenn sie nicht genau wusste, wem sie galt. Dem Universum, einem Gott, den sie nicht kannte? Vielleicht dem Schicksal? Und trotzdem war da auch viel Trauer und Wut. Auch wenn Miranda gesundheitlich geholfen war, musste sie bald ohne ihre Mutter auskommen. Fay erinnerte sich noch gut daran, wie Dr. Godwin ihr die Bots und den BID eingesetzt hatte und wie schnell es Miranda danach besser ging. Natürlich musste sie erst lernen, mit dieser Technologie umzugehen, aber so wie junge Menschen eben sind, lernte sie schnell. Sie hatte Miranda – allerdings erst nach dem Einsetzten der Bots – erklärt, dass sie selbst nun schneller altern würde als ein normaler Mensch. Miranda war darüber wütend und redete drei Tage nicht mit ihr. Fay verstand sie und gab ihr die Zeit, damit klarzukommen.

Gerrit drückte sie fest an seine Brust. »Ich bin da, Liebling. Ich bin da, und ich liebe dich! Hab keine Angst.«

Sie begann zu schluchzen und hielt sich eine Hand vors Gesicht. Ihre Kräfte verließen sie. Es war alles zu viel. Gerrit hielt sie fest in seinen Armen. »Ich weiß«, flüsterte er ihr ins Ohr, »ich weiß.«

»Mum!«, hörte Fay die volle Stimme von Miranda aus dem Flur. Die Haustür flog krachend zu. »Mum, Dad, wo seid ihr?«

Gerrit löste sich von Fay, strich ihr über das lichter gewordene Haar und ging in den Flur.

Fay beeilte sich, ihre Augen zu trocknen und betrachtete sich abermals im Spiegel. Wie konnte es nur so schnell voranschreiten? Es war doch erst drei Monate her, dass Dr. Goodwin ihren BID und die Bots extrahiert hatte. Sie selbst war zu der Zeit, körperlich betrachtet, Anfang dreißig gewesen. Und nun, so kurze Zeit später, blickte sie in das Gesicht einer Fünfzigjährigen. Fay war bewusst, dass Miranda sich insgeheim schuldig fühlte, da sie wusste, dass ihre Mutter bald sterben würde, um ihr ein langes Leben zu

schenken. Oft genug hatte Fay mit ihr darüber gesprochen. Für sie war dieses Opfer selbstverständlich und sie hoffte, dass auch Miranda das irgendwann akzeptieren konnte.

Sie rieb sich die Hände und musste unwillkürlich an knarzende Holztüren denken. Gerrit wusste noch nichts von ihren schmerzenden Fingern und den sich bildenden Knötchen. Früher oder später würde ihr Mann allerdings selbst darauf kommen, dass sie die Gicht bekam.

Sie straffte die Schultern und trat ebenfalls in den Flur.

»... und Tony meinte, dass die in den nächsten Monaten beginnen wollen, dort riesige Kuppeln zu bauen. Ist das nicht krass?«

»Was soll wo gebaut werden?«, fragte Fay neugierig.

»In Europa, Mama. Dort wollen sie Menschen, Tiere und die Felder innerhalb großer Kuppeln vor den Zyklonen schützen. Denn das Wetter soll sich wohl in den nächsten Jahrzehnten noch verschlimmern. Und sie prognostizieren, dass sich der Sauerstoffgehalt unserer Atmosphäre stetig verringern wird. Gut, das ist jetzt keine neue Information. Aber es könnte sogar sein, dass die Luft bereits in dreißig Jahren, oder vielleicht auch schon früher, merklich dünner wird.«

»Wo hast du denn den Unsinn her?« Wer erzählte ihrer Tochter nur so einen ausgemachten Mist?

»Das hat Tony gehört.«

»Ach, das hat er gehört? Ich bitte dich, Miranda. Das ist doch totaler Quatsch!«, sagte Fay.

»Mum, aber vielleicht hat es ja doch etwas zu bedeuten? Tony meint, wir sollten überlegen, wie wir uns vorbereiten können. In Europa ...«

»Miranda, wir leben hier doch ganz passabel im Moment. Also die Zyklone … ja, die sind furchtbar und wir hatten dadurch einige Missernten. Aber noch kommen wir klar. Wir werden nichts anderes tun als abzuwarten. Dann werden wir sehen, wie es sich entwickelt. Schon damals, vor dem Klimakollaps, waren die Prognosen völlige Fehleinschätzungen. Deshalb finde ich, wir sollten warten, bis wir Genaueres wissen und erst dann in Aktionismus verfallen.«

»Ich breche ja nicht in Panik aus, Mum. Ich sage ja nur, dass Tony meint, wir sollten vorbereitet sein, falls …«

»Miranda«, fiel Gerrit seiner Tochter ins Wort, »wir sprechen später darüber. Wir sollten deine Mutter nicht so sehr aufregen.«

Fay bemerkte Gerrits strengen Gesichtsausdruck.

»Komm, Miranda. Hilf mir mal schnell in der Küche, Tisch decken und Tee kochen. Mum hat heute Morgen Brot gebacken«, sagte Gerrit und zog Miranda mit sich.

Fay kniff die Augen zusammen. Hatte Miranda recht? Sollten sie Kanada verlassen und eine Reise nach Europa wagen? Konnte sie so eine Reise überhaupt noch überstehen? Die andere Frage war, ob es dort tatsächlich besser sein konnte als hier.

Fay drehte sich um und wollte ebenfalls in die Küche gehen, als es an der Haustür klopfte. Sie öffnete die Tür, und Tony betrat den Flur.

»Hi Fay, wie geht's dir?«

»Hallo Tony, danke. Es geht schon«, antwortete Fay. »Komm rein, Gerrit macht gerade Tee, und wir wollen essen.«

Fay legte Tony die Hand auf die Schulter und bedeutete ihm, ins Wohnzimmer vorauszugehen.

»Hey, mein Schatz«, sagte Miranda und hauchte ihrem Freund einen Kuss auf den Mund. »Bin gleich da.« Voller Elan eilte sie zurück in die Küche und angelte nach dem Brotkorb.

»Tony, erzähl mal, was du über Europa gehört hast«, rief Miranda aus der Küche.

»Mensch, Miranda«, hörte Fay Gerrit leise zischen. Fay musste nun auch schmunzeln. Doch sie war wirklich besorgt, dass Tony ihrer Tochter irgendwelche Flausen in den Kopf gesetzt hatte.

»Ja, also«, begann er und ließ sich in den Ohrensessel am Fenster fallen. »Ich habe mit Freddy gesprochen. Freddy, das ist der mit dem eigenartigen Akzent, na, und der hat ja Kontakt zu Remos. Das ist der Funker aus der Nähe von Indianapolis. Und der hat wiederum …«

»Ach, Tony, komm doch einfach zum Punkt«, rief Miranda. Nachdem sie die Teekanne und Tassen auf den Tisch gestellt hatte, setzte sie sich auf Tonys Knie und fuhr ihm durch die Haare. »Du, mein Lieblingswuschel!«

Gerrit stellte die Zuckerdose auf den Tisch. »Das ist unser letzter Rest.« Er klatschte in die Hände und fügte hinzu: »So, Schluss mit dem Geknutsche, setzt euch her, zack, zack!«

Zäh wie ein Kaugummi löste sich Miranda von Tony, während Fay sich vorsichtig auf ihrem Stuhl niederließ.

»Ja, Tony, lass mal hören, was unsere Tochter so aufregt«, sagte Gerrit und legte dabei seine auf Fays Hand.

»Also gut – ihr wollt es ja wissen. In Europa, besser gesagt in Deutschland, gibt es zwei exzellente Klimatologen. Sie erforschen die weitere Entwicklung des Klimas der Erde. Sie sind zu dem Schluss gekommen, dass sich die Intensität der Zyklone weiter steigern wird. Dass sich der Kohlendioxidgehalt in der Atmosphäre viel schneller erhöht als angenommen ist auch ein Problem, aber eher zweitrangig. Das hat wohl irgendwas mit der Rückkopplung und dem PH-Wert der Ozeane und mit der Keelling-Kurve zu tun. So ganz genau hab ich es auch nicht verstanden. Und ob das wirklich so schnell passiert, ist auch noch unklar. Fragt mich jetzt bitte nicht nach den wissenschaftlichen Details …«

»Und?«, hakte Gerrit nach.

»Also das Problem mit den Zyklonen liegt an der hohen Temperatur der Meere. Das Wasser verdunstet, die feuchte Luft steigt nach oben, und dort sorgt eine Cortisolkraft …«

»Corioliskraft«, verbesserte Fay ihn. Tony drehte den Kopf und blickte sie an, als sähe er sie jetzt zum ersten Mal. Sie spürte seinen kurzen, intensiven Blick auf sich ruhen. Er wirkte irritiert und auch geschockt. Fay wusste, dass es an ihrem schnellen Verfall lag. Es war ja auch nicht zu übersehen, dass sie täglich älter aussah.

»Nun ja, …«, stotterte er, während er offensichtlich versuchte, seine Fassung wiederzugewinnen, »auf jeden Fall sorgt sie dafür, dass die Luft sich dreht und so weiter.«

»Und das mit dem Sauerstoffverlust?«, fragte Miranda.

»Warum genau das passiert, weiß ich nicht«, wandte er sich erleichtert wieder an Miranda, »aber der Sauerstoffgehalt unseres Planeten nimmt ab. Gemessen hat das unter anderem ein Satellit im All – GOSAT 5 heißt er. Er analysiert unter anderem den Gehalt von Methan und Kohlendioxid. Aber wie gesagt, das spielt wohl im Moment eher eine untergeordnete Rolle.«

»Gut, das ist natürlich beides nicht so schön, sollte es stimmen. Aber was genau willst du uns jetzt damit sagen?«, fragte Fay und verstand immer noch nicht ganz, worauf Tony hinauswollte. Oder waren ihre Gedanken einfach nur zu langsam heute?

»Aufgrund der Wetterprognosen für die Zukunft wollen die Europäer damit beginnen, riesige Kuppeln und Bunkeranlagen zu bauen. Ähnlich wie auf der Mars-Basis – die es, wie man so hört, vermutlich nicht mehr gibt. Auf jeden Fall sollen die Menschen in diesen Anlagen autark leben können.«

»Ja, aber bis es so weit ist, dass die Zyklone so schlimm werden,

dass wir hier nur noch Missernten haben werden, können noch viele Jahre vergehen«, sagte Gerrit und schenkte allen die Tassen mit dem duftenden Tee voll.

»Tja, es weiß eben niemand, wie schnell es geht. Ich wollte es euch ja nur berichten.«

»Ach, Tony. Vielleicht sollten wir nicht ganz so schwarzmalen«, fiel ihm Miranda ins Wort. »Um das Thema mal zu wechseln: Wir sollten weiter versuchen, Healthbots zu bekommen. Auf dem Schwarzmarkt soll es ja immer mal welche geben. Vielleicht werden sie ja auch bald wieder hergestellt. Angeblich soll Nantech Industries unter der Führung der Real Mankind wieder daran arbeiten. Und vielleicht werden auch die Amerikaner und Kanadier Kuppeln bauen. Und wenn nicht, dann werden wir alle gemeinsam nach Europa gehen.«

Miranda blickte hoffnungsvoll zu Fay. Diese lächelte ihrer Tochter aufmunternd zu. Aber sowohl Miranda als auch Fay wussten, dass es so gut wie unmöglich war, die Healthbots zu bezahlen. Aber sie wollte ihrer Tochter nicht die Hoffnung nehmen.

»Ich prüfe fast jeden Tag den Schwarzmarkt, Miranda. Leider bislang immer erfolglos. Und es ist ja gut und schön, dass ihr jetzt schon plant, was in hundert oder zweihundert Jahren sein mag. Aber das ist mir noch viel zu weit weg. Wir leben im Hier und Jetzt und das sollten wir uns so angenehm wie möglich machen«, erklärte Gerrit nüchtern. »Außerdem wird es nicht so einfach sein, alle Menschen in solche Kuppeln zu bekommen. Das ist logistisch schier unmöglich. Vermutlich werdet ihr da gar nicht reinkommen, selbst wenn ihr es nach Europa schaffen solltet.«

»Lasst uns doch bitte über was anderes sprechen«, sagte Fay, die diese Diskussion über eine Zukunft, die sie selbst sowieso nicht mehr erleben würde, langsam nervte. »Tony, hast du mir mitgebracht, worum ich dich gebeten hatte?«

»Ach ja – Moment«, sagte Tony und sprang auf. Fay ignorierte Gerrits fragenden Blick. Sie hievte sich von ihrem Stuhl hoch.

»Nein, nein – bleibt ihr mal sitzen«, forderte sie die beiden auf. Langsam folgte sie Tony in den kleinen Flur. Er war wieder unterwegs gewesen, um ein paar Dinge auf dem Schwarzmarkt zu besorgen. Diese Chance hatte Fay genutzt.

»Na, gib mal her«, sagte sie, als Tony eine kleine dunkle Dose aus der Tasche fischte, die er im Flur abgestellt hatte. So vorsichtig, als wäre ein Schatz darin, öffnete Fay sie. Ein Blister mit zehn

kleinen Pillen lag darin.

»Was willst du damit eigentlich?«, flüsterte Tony. Fay warf einen Blick über die Schulter, um zu schauen, ob Miranda oder Gerrit ihnen gefolgt waren, doch sie waren allein.

»Ich habe Schmerzen in den Gelenken und in den Eingeweiden. Vielleicht habe ich auch Krebs … ich weiß es nicht. Will es auch nicht wissen. Es spielt eh keine Rolle. Aber gegen diese Schmerzen hilft das Tramadol. Sage aber bitte nichts zu Miranda. Sie soll nicht wissen, dass ich so starke Schmerzen habe«, bat Fay.

Tony nickte betroffen. »Ich kann nicht glauben, dass es erst drei Monate her ist. Da … warst du noch ein anderer Mensch.«

»Es ist gut, Tony. Kümmere dich nur gut um Miranda, wenn …«

»Das tue ich. Versprochen. Und das eben ... also …«, stammelte Tony.

»Das tut doch jetzt nichts zur Sache. Lass uns das Thema für heute abhaken«, sagte sie. »Gehen wir rüber zu den anderen und essen was.«

Gemeinsam gingen sie zurück zum Wohnzimmer, wo Gerrit und Miranda gerade hitzig über den Bürgermeister ihres kleinen Städtchens diskutierten.

Fays Tochter blickte auf, als sie gemeinsam durch die Tür traten. »Na, was für Geheimnisse habt ihr vor uns?«

»Das würdest du wohl gerne wissen, was?«, stellte Tony die Gegenfrage. Dann setzte er sich zu ihnen an den Tisch und nahm den Faden der Diskussion wieder auf, um Miranda daran zu hindern, weitere Fragen zu stellen.

Fay blieb kurz stehen und genoss diesen Moment. Es hatte auch sein Gutes zu wissen, dass das Leben endlich war. Sie atmete kurz durch und versuchte, den aufkommenden Hustenreiz zu unterdrücken.

15 – James

Mai 2385 | Three Moon

Unruhig lief James Lenoir in seinem Büro auf und ab. Immer wieder ließ er sich die Uhrzeit auf seinen Kontaktlinsen anzeigen. Gefühlt verging sie in Zeitlupe. So war das mit der Zeit: Brauchte man sie, lief sie einem davon. Wollte man, dass sie schneller verging, kam der Sekundenzeiger mehr oder weniger zum Stillstand.

Immer wieder hatte er das anstehende Gespräch mit Fox gedanklich durchgespielt. Er musste ihn einfach überzeugen.

Er hielt seinen Kaffeebecher vor sein Gesicht, wiegte ihn ein wenig umher und sog den heimeligen Duft in seine Nase. Dieser seltsam widersprüchliche Geruch nach Geschäftigkeit im Büro und Familienfest mit Blumen auf dem Tisch. Das kleine Foto von seiner Exfrau und seinen damals noch kleinen Kindern am Strand hielt seinen Blick regelrecht gefangen. Nach ein paar Augenblicken drängten sich ihm Erinnerungen auf: an durch Nichtigkeiten ausgelöste Streitereien, an fast schon zur Gewohnheit gewordene Besuche auf dem Polizeirevier, und an den Tag, an dem ihm seine Frau die Scheidungspapiere gereicht hatte. Weil sie sich fremd geworden seien. Weil James ein besserer Soldat als Familienvater gewesen sei.

James nahm einen Schluck und verzog das Gesicht. Da war er wieder im Hier und Jetzt. Wie konnte der Kaffee so gut duften und dennoch so scheußlich schmecken? Er drückte auf den Knopf der Gegensprechanlage und ließ ihn dann doch wieder los. Sein Blick wanderte zum Fenster. Was für ein herrlicher Morgen! Eigentlich hätte er sich lieber auf eine Erkundungstour gemacht; ohne Verantwortung für tausende Menschen, ohne aufgeblasene Politiker und dümmliche Interviews mit Redakteuren der Three Moon Times. Er drückte erneut auf die schwarze Taste.

»Ähm, Ms. Thistleweed, ich bräuchte die Unterlagen, um die ich Sie vorhin gebeten habe. Und ich würde mit Ihnen gerne kurz über

den Kaffee sprechen.« Er ließ die Taste los und wartete auf eine Reaktion, die aber nicht kam. Stattdessen meldete der Sensor an der Tür einen Besucher. James seufzte. Das hübsche Gesicht von Ms. Thistleweed tauchte auf dem virtuellen Monitor, der daneben hing, auf. Die Tür öffnete sich, und seine Sekretärin trat in den Türrahmen.

»Sir, es ist 9.25 Uhr. Sie baten darum, an Ihren Termin mit Mr. Fox erinnert zu werden.«

»Danke, Ms. Thistleweed.«

»Und Sie haben etwas über den Kaffee gesagt …« Sie lächelte etwas gezwungen.

»Ms. Thistleweed«, er deutete mit kreisendem Zeigefinger auf die Kaffeetasse, »es tut mir leid, das sagen zu müssen, aber der Kaffee, den Sie zubereiten, ist ungenießbar.«

Sie trat nun vollständig durch die Tür und stand verunsichert vor James' fast aufgeräumten Schreibtisch. »Ehrlich gesagt bin ich auch eher Teetrinkerin«, sagte sie leise.

»Stimmt, ich vergaß. Ich mache Ihnen ja auch keine Vorwürfe, aber da ich meinen Kaffee gerne von Hand aufgebrüht trinke, besorge ich Ihnen umgehend einen kleinen Fortbildungskurs in Sachen Kaffeezubereitung.«

Über seinen BID rief er die Kantine an. »Ja, James Lenoir hier. Ich schicke Ihnen kurz Ms. Thistleweed runter. Können Sie bitte dafür sorgen, dass sie morgen früh ein Vollprofi in Sachen handaufgebrühtem Kaffee ist?« Er lächelte. »Da vertraue ich Ihrem Urteilsvermögen. Vielen Dank, Sie wissen dann ja, was zu tun ist. Guten Tag!« Er beendete die Verbindung. »Also, meine Liebe, Sie gehen jetzt da runter, hören aufmerksam zu und ich freue mich jetzt schon auf den Kaffee morgen.«

Sie blickte ihn mit großen Augen an.

»Machen Sie sich keine Gedanken, die werden sich benehmen – und falls nicht, werden Sie mir das mitteilen und ich kümmere mich darum, in Ordnung?«

Sie nickte und hielt ihm eine Aktenmappe hin. »Hier ist Ihre Stichwortliste.«

»Danke. Und, Ms. Thistleweed, wo bitte sind Ihre Schuhe?« Er schielte demonstrativ nach unten.

Ms. Thistleweed wurde schlagartig rot. »O mein Gott! Bitte entschuldigen Sie. Ich halte diese Schuhe einfach nicht aus, Sir, aber es wird nicht mehr vorkommen!« Sie drehte sich um und

wollte gehen.

James musste grinsen. »Tragen Sie doch ab morgen welche, die Sie bequemer finden. Ist doch alles kein Problem. Ich bin ja kein Modedesigner.«

Dankbar lächelnd verließ seine Sekretärin den Raum. Nachdem sie die Tür geschlossen hatte, setzte er sich wieder an den Schreibtisch und überflog seine Stichwortliste.

James freute sich eigentlich fast darauf, Fox die Nachricht zu überbringen, dass die Kidj'Dan es nicht auf die menschlichen Eindringlinge, die sie ja zweifelsohne waren, abgesehen hatten. Der Präsident war in James' Augen ein egomanischer Politiker, der völlig unberechenbare Entscheidungen traf und seine Meinungen nach Gutdünken änderte. Aber Fox war auch clever und konnte sich gut verkaufen. Daher wunderte es James nicht, dass die Bürger von Three Moon ihm ihr Vertrauen schenkten.

Er ließ sich abermals die Uhrzeit auf den Kontaktlinsen anzeigen. Noch fünfzehn Minuten.

Schon im Treppenhaus hörte James die laute Stimme von Elias Fox und die zaghaften Antworten von Ms. Thistleweed. Er stieß die Schwingtüren der Kantine auf und ging mit festen Schritten in Richtung des Lärms. Fox stand viel zu dicht vor seiner Sekretärin und hielt sie, offensichtlich gegen ihren Willen, am Arm fest.

»Sir, lassen Sie mich endlich los. Wie können Sie …«

»Elias, lassen Sie sofort meine Sekretärin los«, sagte James schärfer als beabsichtigt.

Ms. Thistleweed wirkte unendlich erleichtert, als sie James erblickte.

Der Angesprochene zuckte zusammen und verstummte. Dann straffte er seine Schultern.

»Wie können Sie sich anmaßen, so mit mir zu sprechen. Falls Sie es vergessen haben sollten, James: Auch für Sie bin ich Mr. President.«

James unterdrückte einen Kommentar. Stattdessen setzte er sich an den Tisch in der Mitte des Speisesaals, der von dicken Säulen getragen wurde, legte seine Notizen vor sich hin und verschränkte die Arme hinter seinem Kopf.

»Louise, Sie können jetzt gehen«, sagte James, ohne sich umzuwenden.

»Aber General Lenoir, ich muss doch …«, erwiderte Ms.

Thistleweed schüchtern.

»Gehen Sie ruhig, Louise«, antwortete er ruhig.

Er hörte wie sich ihre Schritte entfernten. James war angespannt, doch er gab sich Mühe, gefasst zu wirken.

Endlich setzte sich Fox ihm gegenüber auf einen Stuhl. Er legte seine Hände auf den Tisch und verschränkte seine Finger.

»Folgendes, Elias«, setzte James an, »ich habe Ihnen alle Aufzeichnungen der Gespräche mit den Kidj'Dan und alle Dossiers zur Verfügung gestellt. Wie Sie den Unterlagen entnehmen können, stellen die Ureinwohner Lumeras keine Bedrohung für uns dar. Im Gegenteil, Sie sind an einer friedlichen Koexistenz ebenso interessiert wie wir das sein sollten. Ich rate Ihnen deshalb dringend, von den Angriffsplänen, die Sie verfolgen, Abstand zu nehmen.«

»Folgendes, James«, äffte Fox ihn nach, »Sie haben mir bereits bei unserem letzten Gespräch gedroht, und sollten Sie sich hier und heute nicht kooperativ zeigen, werden Sie das bereuen. Ich habe noch auf der Erde die politische Autorität verliehen bekommen, die Sie höchstselbst offiziell bestätigt haben und der auch Sie sich fügen müssen.«

James hielt dem Blick stand und beugte sich vor: »Das steht hier doch überhaupt nicht zur Debatte.«

»Dann sind wir uns zumindest in diesem Punkt einig.« Elias Fox' Stimme klang überheblich, als diskutierte er mit einem ungezogenen Teenager. In belehrendem Tonfall fuhr er fort: »Punkt eins: Ich werde unsere Streitkräfte noch im Laufe dieser Woche in Bereitschaft versetzen. Punkt zwei: Ich werde mir von den Volksvertretern die Legitimation für einen Gegenschlag besorgen. Punkt dr…«

James schnappte hörbar nach Luft. Er konnte kaum glauben, was er da hörte.

»Gegenschlag? Als Reaktion worauf? Glauben Sie etwa noch immer, dass die Kidj'Dan unsere Siedlungen angreifen werden? Haben Sie sich meine Aufzeichnungen, die Mitschnitte und Memos etwa nicht angesehen? Daraus geht doch unmissverständlich hervor, dass die hiesigen Eingeborenen nicht an einem Konflikt mit uns Menschen interessiert sind. Die Kidj'Dan wünschen sich nichts weiter als ein friedliches Leben auf Lumera!«

Elias rollte mit den Augen, als hätte James etwas unglaublich Dummes gesagt.

»Aber James, Sie wollen doch nicht behaupten, dass Sie diesem Pack Glauben schenken? Diesen Tentakelfreaks? Ich bitte Sie – seien Sie doch nicht naiv! Da hätte ich von Ihnen aber mehr Weitsicht erwartet.« Er schüttelte den Kopf, während er eine metallene Bonbon-Dose aus der Innentasche seines maßgeschneiderten Sakkos fingerte.

»Das ist nicht naiv«, entgegnete James scharf, »sondern basiert auf höchst glaubwürdigen Zusicherungen der Königin des Volkes der Kidj'Dan, mit der ich persönlich sprechen konnte.«

Fox steckte sich ein Pfefferminz in den Mund und hielt James das Döschen hin. »Und dass sich die Aliens dieses Verhalten von den acht Flüchtigen abgeschaut haben könnten, halten Sie für ausgeschlossen?«

James nahm sich ebenfalls ein Pfefferminz, legte es aber nur auf den Tisch neben seine Stichwortliste. Sein Gegenüber zuckte die Schultern und lutschte laut schmatzend auf seinem Bonbon herum.

»Ich sehe keinen Grund für die Annahme, dass die Flüchtigen die Kidj'Dan beeinflussen oder belügen. Auch wenn wir sie des Lagers verwiesen haben …«

Elias lachte laut auf. »Wir? Ich möchte Sie daran erinnern, dass *Sie* es waren, der sich die alberne Verbannung ausgedacht hat. Wenn es nach mir ginge, wären diese Verräter schon längst exekutiert worden.«

Ein Hauch Pfefferminzduft streifte James. Er nahm seine Stichwortliste zur Hand und tat so, als ginge er die Punkte darauf durch.

Fox fuhr fort: »Aber ganz abgesehen davon finde ich es sehr realistisch, dass die Terroristen dieses Volk auf ihre Seite gezogen haben, um sich an uns oder viel mehr an Ihnen, James, zu rächen. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie den Aliens irgendeinen Mist aufgetischt haben. Das haben sie beim Tribunal ja auch getan.«

»Im Gegensatz zu Ihnen stelle ich keine Mutmaßungen an, sondern habe mich persönlich davon überzeugen können, dass die Verurteilten die Kidj'Dan weder belogen noch gegen uns aufgebracht haben«, erwiderte James so ruhig es ihm möglich war.

»Sie haben noch nie mit großer Menschenkenntnis geglänzt«, blaffte Fox ihn an. »Sie sind General und kein Psychologe. Sie sollen Schlachten führen, anstatt Frieden zu verhandeln. Und außerdem unterstehen Sie meiner Befehlsgewalt.«

»Worauf wollen Sie bitte hinaus?«

»Das ist ganz einfach, General. Aber – mit Verlaub – Ihre Fantasielosigkeit enttäuscht mich.«

»Dann helfen Sie mir doch bitte auf die Sprünge« sagte James und legte die Stirn in Falten, da ihn eine Bewegung an der Decke irritiert hatte. Er blickte nach oben und entdeckte ein kleines spinnenartiges Insekt, das neben der Lampe über dem Tisch herumkrabbelte. Es hatte zwölf bestimmt fünf Zentimeter lange, haardünne Beinchen, die Bewegungen machten, als würden sie durch Wasser schwimmen müssen. Er ignorierte den seltsamen Anblick und wandte sich wieder an Fox. »Aber sollte ich nur den Hauch eines Windes davon bekommen, dass Sie die Bevölkerung von Three Moon mit einem fingierten Anschlag in Gefahr bringen, um einen Angriff auf die Kidj'Dan zu rechtfertigen, werde ich Sie zur Verantwortung ziehen!«

»Sie sind ja ein ganz Schlauer, Herr General.« Fox grinste hämisch und erhob sich. »Womit wir bei Punkt drei wären: Wachen!«

Mehrere bewaffnete Männer von Fox' Garde traten plötzlich hinter und neben den Präsidenten. Sie hatten sich hinter den Säulen verborgen und anscheinend nur auf das Zeichen gewartet.

James war tatsächlich überrascht. Was war hier los?

Die mit schwarzen Kampfanzügen ausstaffierten Gardisten standen sichtlich unter Anspannung. Zwei von ihnen traten langsam und vorsichtig auf James zu, während die anderen ihre Handfeuerwaffen auf ihn richteten.

»General James Lenoir, ich verhafte Sie aufgrund des dringenden Verdachts der Verschwörung gegen einen Vorgesetzten beziehungsweise den Präsidenten dieser Kolonie«, erklärte Fox. »Wie Sie ja wissen, kann alles was Sie sagen, gegen Sie verwendet werden. Den Rest kann ich Ihnen ersparen, richtig?«, lächelte Fox spöttisch. Plötzlich runzelte er die Stirn. Er hatte das seltsame Tierchen nun ebenfalls entdeckt und schaute für ein paar kurze Augenblicke in dessen Richtung.

James folgte Elias' Blick und war irritiert. Warum war das Spinnentierchen plötzlich mehr als doppelt so groß? Seine Beinchen nestelten nun am unteren Rand der Lampe herum. Was hatte es nur vor?

»Bevor Sie tun, was Sie offensichtlich nicht lassen können, möchte ich Sie noch um eine Minute Gehör bitten«, sagte James. Zeitgleich

aktivierte er eine BID-Verbindung und sagte für Fox unhörbar: »Sergeant, sind Sie noch auf Posten? Dann kommen Sie runter!«

Elias lächelte währenddessen gnädig und bedeutete seinen Männern Einhalt. »Meine Zeit ist kostbar, schießen Sie los.«

Eine Meldung über James BID kam herein. »Negativ, Sir, einige Männer der Präsidentengarde verwehren uns den Zugang zum Gebäude.«

Mist, dachte James. Er wandte sich wieder an Fox.

»Ich danke Ihnen, Mr. President. Nun, ich wollte Sie lediglich daran erinnern, mit wem Sie sich hier anlegen.« Aus dem Augenwinkel bemerkte James eine Bewegung über ihren Köpfen. Er versuchte, nicht weiter darauf zu achten, um sich auf Fox zu konzentrieren.

»Sollen wir uns gewaltsam Zutritt verschaffen, General?«, fragte Sergeant Schuster unhörbar für Fox über James' BID.

Bevor James antworten konnte, zischte Fox ihn an. »Ich glaube, dass *Sie* nicht wissen, mit wem Sie sich anlegen, James. War es das dann?«

James musste sich eine andere Strategie überlegen. »Sofortiger Rückzug. Falls das nicht möglich ist, werden Sie sich ergeben, Sergeant.« Er hatte nicht damit gerechnet, dass Fox so weit gehen würde. Noch wollte er seine Männer nicht in Gefahr bringen. Fox war gewieft. Er hatte sicher irgendwo noch mehr Männer postiert.

An Fox gewandt, sagte er laut: »Nicht ganz, Mr. President. Ich will, dass Sie wissen, wem die Gewogenheit unserer Streitkräfte gilt.«

Am abwesenden Blick des Präsidenten erkannte er allerdings, dass dieser gar nicht zuhörte, sondern über sein BID kommunizierte. Mit Sicherheit ging es um Verstärkung. Trotzdem sprach James, um Zeit zu gewinnen, möglichst unbeeindruckt weiter: »Dieses Glück wird ausschließlich mir zuteil. Ihre zugegebenermaßen exzellent ausgebildete Leibgarde hat keine Chance gegen die Schlagkraft meiner Truppen. Ich habe diese im Übrigen vorsorglich instruiert, jegliche Militäroperationen gegen die Kidj'Dan unverzüglich zu unterbinden. Sie mögen der Präsident sein, Elias, aber die Befehlsgewalt über meine Truppen habe ich.«

Fox lachte dreckig. »Sie sind erledigt, General. Fisher, Reed, nehmen Sie den Mann fest!«

»Das könnt ihr gerne versuchen!«, sagte James und sprang auf. Er schaffte es, Fisher die Waffe zu entreißen und zur Seite zu

kicken. Fisher schlug zu, aber James hatte den Schlag aus der Bewegung des Soldaten abgelesen und wich geschmeidig aus, nur um Fisher dann selbst einen Aufwärtshaken zu verpassen. Der sackte zusammen und blieb liegen. James wirbelte herum, schnappte sich einen Stuhl und schlug ihn Reed gegen die Brust. Der Getroffene fiel rückwärts gegen die Tischkante, die absplitterte, und rührte sich ebenfalls nicht mehr. Schwer atmend hielt James inne.

Elias Fox glotzte regungslos auf die niedergestreckten Männer, dann grinste er. »Bravo, General, Sie haben sich genauso dämlich verhalten wie ich erwartet habe. Ich habe extra diese beiden Dilettanten ausgewählt. Mir war klar, dass sie sich nicht kampflos festnehmen lassen würden. Aber jetzt haben Sie sich tätlich der Verhaftung widersetzt. Diese Aktion hier wird Sie den Kopf kosten. Wachen!«

Stiefelgetrappel drang vom Treppenhaus in die Kantine herein. »Sind das unsere Männer, die gerade in die Kantine kommen?«, erkundigte sich James per BID.

Die Antwort des Sergeants kam prompt: »Negativ, Sir, wir wurden aufgehalten und haben den Kampf vermieden, wie Sie befohlen haben. Acht Mann der Garde sind unterwegs zu Ihnen.«

»Ihr Befehl, Mr. President?«, riefen zwei der weiter abseits in der Kantine postierten Gardisten beinahe zeitgleich. Sie hatten mit ihren Waffen im Anschlag die Eingänge gesichert und der Schlägerei bis jetzt unschlüssig zugesehen.

»Nehmt den Scheißkerl fest! Braucht ihr ’ne Extraeinladung? Zur Not schießt ihr ihn fluchtunfähig, aber Vorsicht – ich brauche ihn lebend!«

Polternd stürmte die Verstärkung der Präsidentengarde in den Raum. Ohne Umschweife kamen vier Mann auf James zu, drei weitere bezogen in den Ecken der Kantine Stellung. Der Sanitäter der Einheit ging neben Reed in die Hocke und prüfte seinen Puls am Hals. Er drehte sich zu Elias und signalisierte ihm mit einer Handbewegung, dass der Gardist noch lebte.

»General Lenoir, ich muss Sie bitten, mit uns zu kommen«, sagte einer der Gardisten mit dem Sturmgewehr im Anschlag.

»Verdammte Scheiße, was ist das denn?«

Das Spinnentierchen hatte sich in einen schleimig schwarzen Tropfen verwandelt, mindestens so groß wie ein Golfball. Es glitt an einem silbrigen Faden von der Lampe herab, an der es Minuten

zuvor noch so harmlos herumgekrabbelt war. Seine zwölf Beine waren senkrecht nach unten ausgestreckt, wodurch das Wesen noch bedrohlicher wirkte.

Die Gardisten wurden auf das Gebilde aufmerksam und ließen Ihre Blicke kurz von Lenoir ab.

»Keine Zeit für Insektenkunde, nehmt Lenoir fest«, rief Fox.

Zwei Männer packten James am Arm und rissen ihn auf die Beine. Dann zerrten sie ihn ein paar Meter rückwärts und drückten ihn an eine der Säulen. James drehte seinen Kopf nach rechts und beobachtete, wie sich das schwarze Ding, das kurz zuvor noch ein winziges Spinnchen gewesen war, weiter von der Lampe abseilte. »Verschwinden Sie da, Sani!«, rief James, was mit noch festerem Druck der beiden Gardisten rechts und links hinter ihm geahndet wurde.

Der Sanitäter erhob sich und versuchte, den leblosen Körper Reeds unter dem eigenartigen Tropfen, der inzwischen auf Fußballgröße angewachsen war, herauszuziehen. »Kann mir mal jemand hier zur Hand gehen?«, rief er gepresst.

Ein Gardist stellte sein Sturmgewehr ab und eilte dem Sanitäter zu Hilfe.

Elias starrte die merkwürdige, noch immer wachsende Erscheinung mit weit aufgerissenen Augen an. »Sehen wir zu, dass wir hier wegkommen. Sergeant, rufen Sie das Biohazard-Team für biologische Bedrohungen!« Er wandte sich an James: »Wenn das auf Ihrem Mist gewachsen ist, können Sie was erleben!«

Das seltsame Wesen veränderte sich schlagartig. Die dünnen Beine lösten sich nun ab und schossen zu Boden. Wie Nadeln blieben sie, begleitet von einem metallischen ‚Pling' im gefliesten Boden stecken. Einen Augenblick später lösten sie sich in kleinen Rauchwolken auf. Die Haut des Insekts bildete regelmäßige Ausstülpungen von der Größe eines Fingernagels, aus denen sich nadelspitze Stacheln erhoben. Ein unangenehmes Knacken begleitete den Vorgang. Fauchend begann der nun stachelige Tropfen zu pulsieren und blähte sich nach jedem Zusammenziehen wieder auf. Dabei wuchs das Lebewesen jedes Mal um mehrere Zentimeter. Der Gardist, der dem Sanitäter eigentlich helfen wollte, verharrte regungslos und konnte seinen Blick nicht von diesem bizarren Ereignis abwenden.

»Hilf mir gefälligst!«, schrie der Sani ihn beinahe hysterisch an, doch der Soldat reagierte nicht.

Der Präsident riss sich von dem Anblick los. Er bewegte sich zwei Schritte rückwärts und zeigte auf einen wie paralysiert herumstehenden Gardisten: »Hilf ihm, das ist ein Befehl!«

Der Angesprochene ließ seine Waffe fallen und eilte mit großen Schritten auf den Sanitäter zu. Er schob seinen schockerstarrten Kameraden zur Seite, packte Reeds Handgelenke und zog ihn ungelenk weg. Dabei stolperte er über ein Stuhlbein, rutschte weg und krachte hart auf den Steinboden. Völlig verdattert blickte er sich um. Als der Sanitäter das sah, begann dieser wie ein Wahnsinniger zu lachen. Hatte er den Verstand verloren, oder hatte dieses schwarze Ding damit zu tun? Wirkte es bewusstseinsverändernd?

»Seid ihr denn von allen guten Geistern verlassen? Geht verdammt noch mal weg da!« Elias Fox war außer sich. »Legt dem General Handschellen an – und dann raus hier«, rief er, während er sich langsam rückwärts Richtung Ausgang bewegte.

James bekam ein mulmiges Gefühl in der Magengrube, denn das ehemals winzige Tierchen hatte mittlerweile einen Durchmesser von mindestens vierzig Zentimetern erreicht und kam den drei Männern zudem bedrohnlich nahe.

»Um Gottes Willen, tut doch endlich was für eure Kameraden!«, brüllte James.

»Okay, Sir, okay«, sagte der Mann links hinter ihm und ließ James’ Arm los.

Das pulsierende Insekt, das mittlerweile stark an einen Kugelfisch erinnerte und fast die Größe eines Gymnastikballs erreicht hatte, begann zuerst leiser, dann zunehmend lauter und schriller zu kreischen. Der Sanitäter versuchte, seinem hingefallenen Kameraden auf die Beine zu helfen, als er die Spitze eines Stachels berührte, die der kreischende Ball aus sich herauswachsen ließ. Augenblicklich verstummte das Geräusch und leise knirschend schien seine wabernde Oberfläche zu erstarren.

»Scheiße«, sagte der Sanitäter und richtete sich ganz auf, wobei der Stachel abbrach. Instinktiv ließ er sich wieder zu Boden fallen und hielt seine Hände vor das Gesicht. Die erstarrte Kugel gab einen durchdringenden Ton von sich, und die Stacheln schossen in alle Richtungen davon. Der Gardist hinter James brach lautlos zusammen. Zwei seiner Kameraden taten es ihm gleich. Der Sani war von zwei Stacheln in den Rücken getroffen worden und schrie auf. Auch der gerade eben noch vor ihm sitzende Soldat hatte einen

Stachel ins Gesicht bekommen und starrte leer vor sich hin, bis er langsam zur Seite kippte und liegen blieb. Schmatzend zersprang die Kugel schließlich und verspritzte dabei eine schwarze Flüssigkeit. James sprang geistesgegenwärtig hinter die Säule und blinzelte vorsichtig um seine Deckung herum. Überall dort, wo die Stacheln eingeschlagen waren, hatten sich binnen kürzester Zeit eigenartig glitzernde Flechten ausgebreitet. Wo die ölschwarze Substanz klebte, stieg Rauch auf. Ein großer, schwarzgrauer Matschhaufen blubberte auf dem Rücken des Sanitäters. Wie die Arme einer Anemone arbeiteten sich zitternde Stängel vorwärts und bedeckten innerhalb weniger Atemzüge den gesamten Körper des mittlerweile nur noch schwach stöhnenden Mannes.

»Alle raus hier!«, rief James und rannte kreidebleich ins Treppenhaus, wo er beinahe mit zwei Küchenbediensteten zusammenstieß.

Auf halber Höhe traf er auf die Biohazard-Spezialisten. »Sie sollten sich beeilen! Da unten ist die Hölle los!« Endlich oben angekommen, blickte er in einen wunderschönen Nachmittagshimmel. Der Kontrast zwischen dem Chaos in der Kantine und der friedlichen Ruhe hier oben war für ihn unfassbar. Ihm war klar, dass das nun seine Chance für eine Flucht war, so schrecklich das eben Erlebte auch gewesen sein mochte. Er musste versuchen, an einen Skyrider zu gelangen. Damit konnte er schnell aus der Basis kommen. Und er hatte schon eine Idee, wohin er fliehen könnte. Aber erstmal galt es, hier ungesehen wegzukommen.

James blickte sich um. Etwas abseits vom Haupteingang standen mehrere Gardisten. Ihre ausdruckslosen Gesichter ließen vermuten, dass sie über ihre BIDs Anweisungen erhielten. James nutzte die günstige Gelegenheit und stahl sich flink um die Ecke des Gebäudes. Ein Glück, dass ihn die Gardisten nicht bemerkt hatten.

Er öffnete die Einstellungen seines BIDs und prüfte vorsichtshalber noch einmal die GPS-Optionen. Ja, er hatte die Funktion schon vor dem Gespräch abgeschaltet. Man konnte nicht sicher genug gehen.

James kontaktierte Elias über eine verschlüsselte Verbindung, mit der sichergestellt war, dass dieses Gespräch nicht aufgezeichnet werden konnte und wartete. Als der Kontakt hergestellt war, sagte Fox ohne abzuwarten: »Sie sind erledigt. Sie werden den Rest Ihres kurzen Lebens alle paar Sekunden nachsehen müssen, ob Ihnen

jemand folgt. Sterben Sie wohl.« Dann brach die Verbindung ab, ohne dass James etwas hatte sagen können.

16 – Elias Fox

Mai 2385 | Three Moon

Elias Fox deaktivierte den Holocube. Das Hologramm des neu ernannten Generals Allen Bonnevilles zog sich in den kleinen Würfel zurück. Fox schloss für einen Moment die Augen. Dieser dämliche Bonneville war eine verdammt harte Nuss. Er brauchte die Armee. Lenoir war geflohen und Barnes inhaftiert. Aber die starrsinnigen Soldaten waren ihrem alten General weiterhin treu. Und das, obwohl Fox ihn der Befehlsverweigerung und des Verrats bezichtigte. Er hatte sich alles so gut zurechtgelegt. Das Gespräch mit Lenoir war wie geplant verlaufen, von einigen unplanbaren Kollateralschäden abgesehen. Lenoir hatte sich, wie erwartet, der Verhaftung widersetzt. Er hatte vor den Augen mehrerer Zeugen einen Gardisten niedergeschlagen. Zwar gelang es ihm leider zu fliehen., aber es konnte keine Zweifel daran geben, dass Lenoir die Gemeinschaft verraten würde und dafür zur Rechenschaft gezogen werden musste.

Doch die Loyalität der Soldaten zu ihrem alten General hatte all seine Pläne durcheinander gebracht. Damit hatte er nicht gerechnet und er hatte Bonneville früher als geplant zum neuen General befördern müssen. Somit unterstand dieser dem direkten Oberbefehl des Präsidenten – und der war er, Dr. Elias Fox! Er würde diesen starrsinnigen alten Trottel schon zur Vernunft bringen und ihm und seinen Leuten Gehorsam abverlangen. Ansonsten hatte er immer noch ein Druckmittel gegen General Bonneville in der Hand: dessen Familie. Es wäre ein Leichtes für ihn, ihnen etwas anzulasten und Bonnevilles Frau oder dessen erwachsenen Sohn inhaftieren zu lassen. Der Zweck heiligte nun mal die Mittel.

Fox blickte aus dem Fenster seines Büros auf die wachsende Stadt. Mittlerweile lebten nach der Ankunft weiterer Raumarchen hier in Three Moon fast 50 000 Menschen, die kontinuierlich die Basis

erweiterten und die Grundlage für eine glorreiche Zukunft auf Lumera schafften. Die alles entscheidende Frage für Fox war, ob diese vierarmigen Freaks sie auch gewähren ließen. Einen möglichen Angriff dieser Viecher konnte er nicht zulassen. Er musste den Rest der Menschheit um jeden Preis beschützen. Dafür hatte er auch bereits einen perfekten Plan entwickelt. Vielleicht konnte er dieses merkwürdige Spinnentier, das in der Kantine ein solch verheerendes Blutbad angerichtet hatte, noch als Biowaffe benutzen? Derzeit forschte das Biohazard-Team noch, was es damit auf sich hatte. Vielleicht war es möglich, dieses Ding in seine Pläne gegen die Aliens mit einzubeziehen. Apropos Pläne … er musste später noch ...

Fox schreckte aus seinen Gedanken hoch. Sein BID vermeldete, dass jemand vor der Tür stand.

»Wilkens, rein mit Ihnen!«, kommandierte er.

Die Tür öffnete sich, und Dr. Wilkens trat vorsichtig in das geräumige Büro. Fox konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Der Wissenschaftler fühlte sich offensichtlich ziemlich unwohl. Vielleicht lag es daran, dass er sich außerhalb der vertrauten Umgebung seines Labors befand. Vielleicht hatte er aber auch einfach nur die Hosen voll.

»Guten Morgen, Mr. President«, begrüßte ihn der dunkelhaarige Mann.

In beiden Händen hielt er große metallene Koffer, die scheinbar für medizinische Utensilien gedacht waren.

»Ah, Wilkens, endlich. Wurde auch Zeit. Ich sehe, Sie haben, worauf ich warte?«

»In der Tat, Mr. President. Ich habe die Prototypen der modifizierten Brain- und Healthbots mitgebracht. Ich möchte aber noch einmal dringend darauf hinweisen, dass es keinerlei Tests gege…«

»Schluss jetzt mit dem Gejammer«, unterbrach ihn Fox. »Ich möchte Sie stattdessen noch mal darauf hinweisen, dass diese Bots von höchster Relevanz für die nationale Sicherheit sind. Und wie soll sich die Menschheit weiterentwickeln, wenn die Größten unter ihnen nicht bereit sind, Risiken einzugehen? Also los, lassen Sie mal sehen.«

Wilkens wollte etwas erwidern, besann sich dann aber eines Besseren und stellte beide Koffer auf den großen Schreibtisch. Er öffnete den ersten. Es klickte einige Male, bevor der Deckel scharf

zischend einen schmalen Spalt weit aufsprang. Beinahe andächtig hob Wilkens ihn an und klappte ihn nach hinten, während ein Schwall warmer Luft aus dem Koffer strömte. In dickem Schaumstoff steckten zwei Phiolen, die jeweils halb mit einer durchsichtigen, schimmernden Flüssigkeit gefüllt waren. Im anderen Koffer, den er ebenfalls öffnete, befanden sich Spritzen und weiteres medizinisches Gerät.

Fox schaute mit leuchtenden Augen auf die beiden Phiolen.

»Das sind sie? Können sie alles, was ich Ihnen aufgetragen habe?«

Wilkens unterbrach seine Vorbereitungen und blickte zu Fox auf.

»Wie gesagt: Ich hatte nur wenig Zeit für die Entwicklung und überhaupt keine für Tests. Aber ich habe die Leistungsfähigkeit beider Bots massiv steigern können. Ohne zu übertreiben, möchte ich behaupten, dass ich den nächsten Meilenstein in der Optimierung augmentierter Menschen erreicht habe«, sagte der Nanorobotic-Ingenieur mit sichtlichem Stolz, während er sich alle notwendigen Gegenstände zurechtlegte.

»Wir können beginnen, aber…«

»Großartig«, fuhr ihm Fox über den Mund. Er hatte keine Lust, sich wieder irgendwelche Reden anzuhören, die ihn von seinem Vorhaben abbringen sollten. »Dann lassen Sie uns keine Zeit verlieren. Was muss ich tun?«

Resigniert zeigte Wilkens auf die Spritzen und eine komplexe Halterung, die er auf dem Schreibtisch platziert hatte.

»Ich werde Ihnen nun die – ich nenne sie Hyperbots – injizieren,« sagte er, und ein stolzes Lächeln huschte über sein Gesicht. »Dazu werde ich Sie schlafen legen und Ihren Kopf in dieser Halterung fixieren, um sicherzustellen, dass ich die Bots exakt dort injiziere, wo Akzeptanz und Verteilung durch Ihren Körper am wahrscheinlichsten sind. Denn im Gegensatz zu den normalen Brain- und Healthbots, die in die Halsvene gespritzt werden können, sind meine Hyperbots nicht nur leistungsfähiger, sondern auch aggressiver. Um Abstoßungs- und andere ungewollte Reaktionen zu vermeiden, muss ich bei Ihnen deutlich vorsichtiger vorgehen. Sobald die Bots injiziert sind, müssen Sie unbedingt für mindestens einen Tag strikte Bettruhe wahren, um die bestmögliche Akzeptanz durch Ihr Immun- und Nervensystem sicherzustellen.«

»Jaja, schon gut, genug gefaselt. Ich ruhe mich also aus. Kein Problem. Dann legen Sie mal los, Wilkens«, sagte Fox ungeduldig

und setzte sich in seinen Bürosessel, den er in eine Liegeposition fuhr und dort arretierte.

Er bemerkte Wilkens Kopfschütteln. Wie sollte dieser Wissenschaftler auch verstehen, wie wichtig ihm diese optimierten Bots waren. Der Mann war ein Genie in seinem Bereich, aber ein Kleingeist, wenn es darum ging, große Pläne zu schmieden.

Wilkens trat von hinten an Fox heran und begann mit dem Eingriff. Den ersten Stich der Betäubungsspritze spürte Fox noch, doch dann schwanden seine Sinne, und ihm wurde schwarz vor Augen.

Er erwachte und etwas war anders. Er war hellwach. Zu wach. Dennoch wollten seine Augen sich nicht öffnen. Hatte es funktioniert? Fox spürte in sich hinein. Es brannte leicht, überall. Aber es war auszuhalten. Seine Arme und Beine kribbelten. Was war das? Er aktivierte den BID. Text- und Zahlenkolonnen liefen durch seinen Geist. Sein BID ließ sich nicht bedienen. War das Ding etwa kaputt, oder startete es sich gerade neu? Er schloss die Fäuste. Dann spürte er den Schmerz und fühlte eine warme Flüssigkeit auf seinen Handinnenflächen. Was zum Henker? Panisch riss er die Augen auf. Endlich klappte es. Vor ihm stand Wilkens und betrachtete ihn mit dem typisch kritischen Blick eines Forschers.

»Wie geht es Ihnen?« fragte er.

Fox wollte antworten, aber sein Mund war trocken und seine Zunge klebte am Gaumen, weshalb seine Stimme versagte. Er betrachtete die kleinen Schnitte auf seinen Handinnenflächen, die er sich wohl beim Ballen der Fäuste selbst zugefügt haben musste. Er beäugte seine Fingernägel und folgte einem Rinnsal von Blut, das aus der Verletzung quoll. Schnell wischte er sich die Hände an einem weißen Tuch ab, dass auf seiner Brust lag. Er wollte nach einem Glas Wasser greifen, das neben ihm auf dem Schreibtisch bereitstand. Aber seine Hand schoss schneller vor als vermutet und stieß das Glas vom Tisch.

»Krass«, krächzte er.

Wilkens musste lächeln.

»Sehr gut, sie beginnen bereits zu arbeiten. Der Eingriff war, meiner Einschätzung nach, ein voller Erfolg. Aber Sie müssen sich nun mindestens einen Tag lang absolut schonen. Ich lasse Ihnen etwas zu essen bringen. Und, Sir, trinken Sie bitte die Wasserkaraffe auf dem Nachttisch noch heute leer. Es ist immens wichtig, dass

sich die Bots gut bewegen können. Ich rolle Sie jetzt in ihr Schlafzimmer, wo sie sich unverzüglich zu Bett begeben werden.«

»Ausruhen? Das ist nicht nötig, ich fühle mich wie ausgewechselt.« Fox wollte gerade aufstehen, als ihn Wilkens an der Schulter wieder nach unten drückte. »Ich muss Sie warnen, Mr. Präsident. Wenn Sie sich zu früh verausgaben, kann das irreparable Schäden verursachen.«

Fox drehte sich um und sah dem Mediziner ins Gesicht. Was er sah, beeindruckte ihn für einen Moment.

»Schlimmstenfalls wird die Struktur ihres Kreislaufsystems beschädigt, oder Sie erleiden unter Umständen einen toxischen Schock, gegen den selbst ich machtlos bin.«

»Jaja, okay, verstanden. Ich werde es beherzigen, Doc.«

Während Fox in Richtung seiner Gemächer geschoben wurde, spielte ein Lächeln um seine Lippen. Endlich war seine Zeit gekommen.

17 – Peter

Mai 2385 | Dumras

Peter vernahm ein Stöhnen. War er das? Träumte er? Seine Sinne steckten noch tief im Nebel. Bleierne Müdigkeit hielt ihn fest umklammert, und er schaffte es nicht, sie abzuschütteln.

Nur sehr langsam lichtete sich der Nebel und ließ seine Gedanken ein wenig klarer werden. Wie lange war er wach gewesen, bis er schließlich doch vor Erschöpfung eingeschlafen war? Vierzig Stunden, fünfzig? Und wie lange hatte er geschlafen?

Mit aller Kraft gelang es ihm, ein Auge zu öffnen. Vor sich sah er verschwommen das Gesicht von Anastacia. Ihre Hand war warm. Nicht sehr warm, aber warm genug, um Peter wissen zu lassen, dass sie am Leben war.

Peter stellte fest, dass er auf dem Stuhl in einer ziemlich unbequemen Position eingeschlafen war. Er bewegte vorsichtig seinen Kopf hin und her, um seine Nackenmuskulatur zu dehnen. Anschließend streckte er sich ausgiebig. Er brauchte ein Glas Wasser.

»Hmmm …«

»W … was? O mein Gott! Anastacia?« Peter konnte es nicht fassen. Wachte seine Liebste nun endlich auf? Er betrachtete ihr Gesicht. Das Anastacia dort eine große Narbe trug, registrierte er längst nicht mehr. Diesmal sah er ganz klar.

»Verdammt, was zum Henker!?« Peter sprang auf, konnte sich aber kaum auf seinen Beinen halten. Er schwankte gefährlich hin und her, konnte sich aber noch rechtzeitig an der gegenüberliegenden Wand festhalten. Sein rechtes Bein war eingeschlafen.

»Peter? Hey ...«, sagte Anastacia schwach, und ein zaghaftes Lächeln huschte über ihr Gesicht.

»Wie fühlst du dich?«, fragte Peter. Er konnte den Blick nicht von ihr wenden. Irgendetwas stimmte mit ihr nicht.

»Ich fühle mich erschöpft«, sagte sie schwach.

Peter wusste nicht, was er sagen sollte. Ihre Haut … es sah so aus, als kröchen Millionen winziger Tierchen darunter umher und sie schimmerte in einem deutlichen Grau.

Plötzlich rannte er zur Tür und stürmte aus dem Zimmer. Das schwache »Peter« von Anastacia nahm er kaum mehr wahr.

»Ondras, Ondras, du musst sofort mit mir kommen. Es ist etwas mit Anastacia geschehen«, rief Peter dem Kidj’Dan entgegen, der gerade in seiner kleinen Behausung lag und bei geschlossenen Augen sein Essen verdaute. Dass ihm eine Wache seit mehreren Minuten mit großem Geschrei gefolgt war, ignorierte Peter.

»Peter, wie kannst du es wagen?«, war Ondras’ Reaktion auf diesen unerwünschten Besuch. »Von Anstand habt ihr wohl noch nichts gehört, oder? Man stört nicht den Verdauungsprozess eines Kidj’Dan!« Ondras erhob sich. Peter hörte es im Bauch des Kidj’Dan laut rumoren.

»Es ist ein Notfall, Ondras. Irgendetwas ist mit Anastacia nicht in Ordnung. Sie ist wach … aber … du musst Eruba holen. Er muss sie sich anschauen«, bellte Peter geradezu.

»Peter, beruhige dich. Ich schaue zunächst …«

»Nein! Hole den verdammten Heiler! Sofort!« Peter hatte die Faxen dicke. Es ging hier schließlich um Leben und Tod. Es war ihm herzlich egal, dass Ondras nun wohl auch den Heiler wecken musste. Aber er musste sich Anastacia anschauen. Sofern sie überhaupt noch am Leben … – nein, daran wollte er jetzt lieber nicht denken.

Mit einem Signal der Tentakel schickte Ondras die Wache weg. Ohne ein weiteres Wort stand der Kidj‘Dan auf, ging an Peter vorbei aus dem Zimmer und marschierte mit raumgreifenden Schritten zum Großen Haus. Peter eilte hinterher. Er hätte am liebsten geschrien, um seinen Gefühlen Luft zu machen, aber gleichzeitig schnürte ihm die Angst um Anastacia die Kehle zu.

»Warte hier, Mensch. Ich komme gleich.«

Ondras verschwand ins Große Haus und ließ Peter bei den beiden wachhabenden Kidj’Dan zurück, die ihn musterten. Er sah, dass sie miteinander kommunizierten. Ihre Tentakel wechselten die Farben und pulsierten dabei intensiv.

Peter musste nicht lange warten, da kam ihm Ondras in Begrleitung von Eruba entgegen. Der Heiler lief voran.

»Was ist los, Mensch, das nicht warten kann? Warum werde ich gestört?«, fragte er, während sie über den Platz eilten.

»Anastacia«, keuchte Peter. Sein BID schlug Alarm. Puls bei 180 Schlägen pro Minute, Cortisolausschüttung im roten Bereich. Er ignorierte es.

»Etwas ist in ihr – unter ihrer Haut. Ich glaub, sie stirbt«, versuchte er zusammenzufassen, was er gesehen hatte.

Niemand antwortete ihm. Sie fuhren mit dem Lift nach oben in die vierunddreißigste Ebene. Eruba betrat als Erster den Raum, der als Anastacias Krankenzimmer hergerichtet worden war.

War Anastacia wieder bewusstlos? Es wirkte so. Noch immer bebte ihr ganzer Körper.

Eruba sagte nichts, sondern trat an ihr Bett. Er hockte sich hin und beugte sich über sie. Peter, noch immer atemlos und voller Adrenalin, tat es ihm nach. Der Heiler zog Anastacias Lid nach oben, um ihre Augen zu betrachten. Peter zuckte zurück und unterdrückte einen Aufschrei.

»Was ist mit ihr? Was ist das?«

Eruba schwieg. Seine Tentakel pulsierten und streckten sich in Anastacias Richtung, als würden sie von ihr angezogen.

Peter wagte einen vorsichtigen Blick auf seine Partnerin. Ihre Augen hatten sich verändert. Es war kein Weiß mehr darin zu sehen. Sie waren pechschwarz und schienen nur noch aus einer Pupille zu bestehen. Ihr Antlitz war beängstigend.

Plötzlich stöhnte sie leise. Peter nahm ihre Hand. Was auch immer mit ihr passiert war – sie war noch immer die Frau, die er liebte, und diese konnte er nicht im Stich lassen. Eruba wandte sich unterdessen der leicht wabernden Haut Anastacias zu. Sie schimmerte jetzt stärker als zu dem Zeitpunkt, als Peter gegangen war, um Hilfe zu holen. Ihre Hand fühlte sich merkwürdig an. Die Haut war fest und ein wenig rau, als befänden sich kleine Sandkörnchen darauf.

»Was passiert mit ihr?«, versuchte er es erneut.

Eruba ließ von ihr ab und erhob sich wieder.

»Es sind die Nalans. Wirklich faszinierend. Sie verändern diesen Menschen auf körperlicher Ebene. Ich denke nicht, dass sie in ihren Geist eingreifen. Aber sie werden vermutlich noch mehr bei ihr bewirken. Ich kann es nicht erklären, denn ich habe keinen Vergleich. Aber ich denke, dass sie überleben wird. Und das ist es,

was wir wollten.«

Peter wusste nicht, was er sagen sollte. Anastacia drückte zart seine Hand.

»Ja, aber was passiert nun mit ihr?«, fragte Peter abermals und spürte, wie sich Panik in ihm ausbreitete. Er hielt zwar noch immer ihre Hand, aber es fiel ihm sichtlich schwerer als noch vor wenigen Augenblicken.

»Ich weiß es nicht. Ich muss nun gehen. Bleibe du bei ihr.«

Der Heiler drehte sich langsam um und trat zur Tür hinaus. Peter war fassungslos. Ondras stand stumm und mit noch immer laut knurrenden Eingeweiden vor ihm.

Peter bemühte seine Datenbank, auf der sich das Wissen aller Passagiere der Platon befand. Da musste es doch irgendwo Informationen geben. Und tatsächlich – er hatte das Wissen von Exobiologe Ted Patterson. Aber auch in seinem Wissensschatz gab es nichts, was ihm weiterhelfen konnte. Vielleicht bei der Zellbiologin, die im Dschungel umgekommen war? Es fiel ihm schwer, auf die Erinnerungen und das Wissen von Sarah zuzugreifen. Immerhin hatte er ihren Tod im Dschungel von Lumera mit ansehen müssen. Wieder sah er die Bilder von dem Gollgos vor sich, der ihr die Kehle zerriss. Verdammt, er musste sich zusammenreißen. Aber auch ihre Erinnerungen halfen ihm nicht weiter. Unsanft wurde er aus seiner Datenbank gerissen.

»Dad! Was ist los?«

Ondras trat zur Seite und ließ Julia eintreten. Peter hatte ihr eine Kurznachricht geschickt.

»Grundgütiger! Was ist mit ihr, Dad? Was habt ihr mit Anastacia gemacht?«, rief sie schockiert.

Peter zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht. Der Heiler meinte, dass die Nalans, diese kleinen Insekten, die er auf sie losgelassen hat, sie verändern. Er glaubt, dass sie leben wird, aber wohl körperlich nicht mehr dieselbe sein wird wie zuvor. Es ist so furchtbar, Julia. Ich kann einfach nichts für sie tun. Ich habe gerade in meiner Datenbank gesucht, aber ich finde auch dort keine Antworten, die zu etwas nütze sein könnten. Ich frage mich, wozu ich diesen ganzen Mist in meinem Kopf habe, wenn er so nutzlos ist.«

Peter spürte, wie tiefe Verzweiflung von ihm Besitz ergriff. Julia streichelte seinen Arm und starrte weiterhin auf Anastacia. Sie schien tatsächlich etwas zu sich zu kommen. Sein Herz machte

einen Sprung.

»Peter«, stöhnte sie und öffnete die Augen.

Er bemerkte, dass Julias Augen schreckgeweitet waren.

»Was geschieht mit mir? Ich fühle mich so merkwürdig«, sagte Anastacia mit dünner Stimme.

»Ich weiß es nicht, mein Schatz. Aber du wirst leben, das ist alles, was im Moment zählt.« Peter spürte einen Kloß im Hals.

Anastacia hob vorsichtig ihren Arm und blickte auf die Stelle, an der das Sphaa sie berührt hatte. Es war kaum noch etwas von der violetten Schwellung zu sehen. Trotzdem weiteten sich ihre Augen vor Schrecken. Die kleinen Tierchen hatten ihren Platz unter ihrer Haut verlassen und sich anscheinend in Anastacias Körper zurückgezogen. Ihre graue Haut schimmerte, als hätte jemand Glitter darübergestreut.

»Peter, was ist mit meiner Haut? Was ist das?«

Panisch rieb sie mit der Hand über ihren Arm, als könne sie damit etwas bewirken. Es tat Peter weh, seine Partnerin so panisch zu sehen, und unwillkürlich musste er an seine verstorbene Frau Martha denken. Sie starb an unausgereiften Prototypen der Healthbots. Ob es ihr ähnlich ergangen war, bevor sie starb? Er verdrängte diesen Gedanken.

»Peter, Julia, da seid ihr ja! John hat mich gerade kontaktiert …« Ryan war ebenfalls herein gestürmt. Sein Blick blieb an Anastacia hängen.

»Verdammt – was ist mit ihr passiert?« Anstelle einer Antwort erhielt er nur einen bösen Blick von Julia. Er verstand, dass er wohl besser den Mund halten sollte, um Anastacia nicht noch mehr zu beunruhigen.

Peter tippte mit zwei Fingern an Ryans Arm und deutete mit einem Wink auf die Tür. »Nicht hier. Komm mal kurz mit.«

Sie gingen in den Vorraum.

»Was ist los, Ryan?«

»John … John hat sich bei mir gemeldet«, erklärte er, noch immer außer Atem.

»Und? Was ist so wichtig?«

»Lenoir … der General, er hat ihn kontaktiert. Er musste aus Three Moon fliehen.«

Bei Peter klingelten die Alarmglocken. »Wie bitte? Aber wie ist das möglich? Ich verstehe das nicht.«

»John weiß im Moment auch nicht mehr. Aber der General … nun ja, er ist anscheinend auf dem Weg zu uns.«

18 – James

Mai 2385 | Dumras

James steuerte den Skyrider über die Ebene auf die nahen Berge zu. Die Control Unit des kleinen Flugzeugs arbeite dank Andrews Hilfe nun einwandfrei. James spürte, wie die Anspannung langsam von ihm wich. Noch immer war sein Adrenalinpegel hoch, was ihm sein BID verriet.

»Mr. Stanhope – ich bin gleich bei Ihnen. Diesmal lande ich direkt vor der Tür, damit ich nicht wieder Gefahr laufe, Tierfutter zu werden.«

»General, was zum Henker hat sich da bei Ihnen abgespielt? Ich dachte, sie wollten nur mit Fox reden und ihn zur Vernunft bringen?«, ertönte John Stanhopes aufgebrachte Stimme über den BID.

»Das war mein Plan. Aber Fox ist völlig übergeschnappt. Er wollte mich festnehmen. Ich habe ihm sogar mit einem Aufstand meiner Männer gedroht, sollte er seine Angriffspläne nicht noch mal überdenken. Mir war nicht klar, dass er so weit gehen würde.«

»Aber wie haben Sie es geschafft zu fliehen?«

»Hören Sie, Mr. Stanhope, das ist eine längere Geschichte. Ich muss gleich landen und kann Ihnen später alles im Detail berichten. Ich werde allein kommen, denn ich bekomme keine Verbindung zu meinem First Lieutenant Steve Barnes. Fox wird ihn vermutlich weggesperrt haben.« Das Fluggerät verlangsamte sich und verringerte gleichzeitig die Flughöhe. »Ich lande in zwei Minuten vor Ihrer Tür. Vielleicht können Sie mich dort abholen? Alleine finde ich den Weg durch dieses Tunnelgewirr niemals«, sagte Lenoir und musste sich bemühen, nicht in den Autopiloten einzugreifen. Er hasste es, nichts tun zu können. Diese Maschinen flogen ihm immer ein bisschen zu rasant.

»Nun ja«, stammelte John, »das ist etwas schwierig. Robert und ich wurden festgenommen.«

»Wie bitte?« James war nicht sicher, ob er das richtig verstanden hatte.

»Das ist auch eine längere Geschichte, James. Ich schicke Ihnen jemanden, der sie abholt.«

»In Ordnung.« James beendete die Verbindung. Was ging im Dorf der Kidj'Dan nur vor sich? Hoffentlich wartete keine weitere böse Überraschung auf ihn.

»Mann, das ist wirklich eine haarsträubende Geschichte! Besonders dieses schwarze … Ding … Das hätte ich gerne mit eigenen Augen gesehen.«

»Das wollen Sie nicht sehen«, sagte James zu Ethan und Julia, die ihn nach seiner Landung in Empfang genommen hatten. »Der Sani aus Präsident Fox' Garde ist von dem Tier mehr oder weniger verspeist worden. Das Biohazard-Team wird Three Moon gründlich auf den Kopf gestellt haben, um sicher zu stellen, dass es nicht nochmal zu einer unheimlichen Begegnung mit solchen Dingern kommt.«

» Wo kam dieses Ding denn her? Hat Fox es selbst dort platziert? Dieser verdammte Bastard!«

»Ich weiß nicht, wo es herkam, aber Fox hatte höchstwahrscheinlich nichts damit zu tun. Er war ja selbst total überrascht«, unterbrach James Ethan.

»Das ist aber wirklich ein komischer Zufall, dass das Ding genau zu der Zeit aufgetaucht ist«, sagte Julia.

»Das war auch mein Gedanke. Deshalb habe ich auch Fox Reaktion im Auge behalten. Und wie gesagt, er wirkte genauso überrascht wie alle anderen. Es *muss* ein Zufall gewesen sein.«

»Aber ganz ehrlich«, meinte Ethan, »egal, ob Fox damit was zu tun hat oder nicht: Er scheint echt nicht alle Tassen im Schrank zu haben. Der verliert ja völlig die Kontrolle. Tja General, jetzt rächt sich das Schicksal an Ihnen, weil Sie uns damals so mies behandelt haben«, sagte er und grinste.

»Mein Bild von Ihnen hat sich gewandelt. Das habe ich Ihnen bereits nach der Gerichtsverhandlung gesagt. Aber auch wenn ich Ihnen gewogen war, musste ich Ihren Taten eine Strafe folgen lassen. Sie wissen ganz genau, dass ich gezwungen war, so zu handeln, Mr. James.«

»Ach kommen Sie, General. Sie denken, Sie waren dazu gezwungen …«

»Ich werde mich nicht für meine Handlungen rechtfertigen – so wenig wie Sie dies bislang getan haben.« Irgendetwas war komisch an dem jungen Mann. »Was gibt es da zu grinsen, Mr. …«

»Scheiß auf die Vergangenheit. Mein Gott, können wir uns denn nicht endlich beim Vornamen nennen? Immerhin stecken wir doch alle ziemlich in der Scheiße«, erklärte Ethan kauend.

»Mensch, Ethan, verdammt! Reiß dich mal zusammen«, zischte Julia.

»Ist ja gut, ist ja gut«, sagte er beschwichtigend.

James beobachtete Julia für einen Moment. Ihm war bewusst, dass auch sie von seinem Besuch nicht besonders angetan war. Er konnte sie verstehen, aber für Animositäten war jetzt kein Platz. Nun galt es, nach vorne zu blicken und zu verhindern, dass Fox sie alle vernichtete.

»In einem Punkt hat Mr. Ja… Ethan recht«, nahm James den Faden wieder auf. »Sie können gerne James zu mir sagen. Ich habe nichts dagegen. Ich denke, die Umstände unseres Zusammenseins haben sich erheblich geändert. Da können wir getrost auf unnütze Förmlichkeiten verzichten.« James blickte sich um. »Wo ist denn eigentlich Mr. … äh, Peter Jennings?«

»Der ist bei Anastacia, seiner Lebensgefährtin. Direkt nach Ihrer Abreise ist sie mit einem hochgiftigen Insekt in Kontakt gekommen. Die Kidj'Dan konnten sie mit einer … Medizin retten. Allerdings geht es ihr noch nicht so gut, und sie hat sich … ziemlich verändert«, fasste Julia knapp zusammen.

»Das tut mir leid. Aber was meinen Sie mit ›verändert‹?

»Sie sieht nicht mehr so aus, wie wir sie kannten. Ihre Haut, Augen und Haare verändern sich. Eigentlich ihr ganzer Körper. Das muss mit diesen Tierchen zu tun haben, die ihr ein Heiler der Kidj'Dan eingeflößt hat, um sie zu retten. Sie können ja später mal nach Anastacia und Dad sehen.«

James nickte beunruhigt und fragte sich, was ihn wohl erwarten würde.

»Ich muss dringend mit der Königin sprechen. Aber vorher würde ich dann zumindest gerne John sehen. Was ist mit ihm? Wieso wurde er von den Kidj'Dan festgenommen?«, fragte er und blickte ernst in die Gesichter der anderen, die sich alle in dem kleinen Essensbereich versammelt hatten.

Ryan ergriff das Wort. »Das geht im Moment leider nicht. Aber ich überspiele Ihnen all mein Wissen zu den letzten Geschehnissen.«

Bevor James etwas sagen konnte, fuhr Ethan etwas zu laut dazwischen: »Und dann wollen wir wissen, was der irre Fox plant.«

»Ja, darüber werden wir gleich sprechen«, versuchte James ihn zu beruhigen. Dieser Ethan schien ziemlich launisch zu sein. Ob es was mit dem Zeug zu tun hatte, auf dem er permanent herumkaute?

James fühlte die Verbindung zu Ryans BID. Nachdem er diese angenommen hatte, strömten Bilder und Informationen durch seine Gedanken. Er schloss die Augen, um sich darauf konzentrieren zu können.

»Ein Raumschiff? Das sind wichtige Neuigkeiten. Und es gehört sicher den Kidj'Dan?«, fragte James, nachdem er die Informationen aufgenommen hatte und durchgegangen war.

»Ja, John und Robert waren mit Andrew und Ondras dort. Wir haben es auch gesehen, aber nur die Außenhülle. Es ist wirklich sehr imposant«, erzählte Julia.

»Nun gut – vielleicht kann ich es mir später einmal ansehen, aber zunächst …«

»Das können Sie vergessen, General. Wir werden hier bewacht, als hätten wir die Kronjuwelen von England gestohlen«, stellte Ethan fest. Er blickte ihn an, schien aber gedanklich weit entfernt zu sein.

James hielt es für klüger, sich an Ryan und Julia zu wenden. »Dann würde ich gerne, trotz der ungünstigen Umstände, Peter sehen, bevor ich mit der Königin und dem Rat spreche. Ist sie denn noch da? Sie sollte erfahren, was Fox plant.«

James erhob sich von seinem Stuhl.

»Und was plant Fox?«, fragte Ethan und räkelte sich auf seinem Stuhl.

»Er will die Kidj'Dan angreifen und vernichten.«

»Er will *was* ?«, rief Julia und hielt sich die Hand vor den Mund. Ryans Reaktion war ähnlich. Ethan wirkte weniger überrascht, obwohl auch er ungläubig die Augenbrauen hochzog.

»Ich habe viel darüber nachgedacht, ob ich mit der Königin darüber sprechen sollte oder nicht. Immerhin birgt das die Gefahr, dass sie die Menschen ihrerseits vernichten will. Aber wenn wir mit den Kidj'Dan in Frieden leben wollen, darf ich nicht schweigen. Ich muss das Risiko eingehen, um eine friedliche Lösung zu finden.«

»Die Gefahr sehe ich auch. Aber ich sehe es ähnlich wie Sie, James. Wir sollten das Risiko eingehen, selbst wenn das vielleicht einen Schlag gegen unser eigenes Volk bedeuten könnte«, erklärte

Ryan.

»Ja, General. Es bleibt uns vermutlich nichts anderes übrig, als mit ihr und dem Rat zu sprechen«, stimmte Julia zu.

»Mann, das ist ja alles krass«, sagte Ethan, »aber geht ihr mal und regelt das, ich bleib hier. Brauch ’ne Pause. Ist mir alles zu viel«, sagte er und zauberte aus seiner Jackentasche die zerbeulte Blechdose.

James schüttelte den Kopf. Der Junge brauchte dringend einen Entzug. Er schien vollständig von diesem Gewächs abhängig zu sein.

James folgte Julia und Ryan in Richtung des hohen Gebäudes mit den wabenförmigen Behausungen. Ein Blick nach hinten bestätigte ihm, dass zwei Wachen der Kidj’Dan ihnen in gebührendem Abstand folgten.

»Was plant Fox denn genau?«, fragte Julia während des kurzen Marsches entlang der Höhlenwand.

»Das hat er natürlich nicht mit mir besprochen. Aber er hat gute Männer vor Ort, die in der Kriegsführung sehr erfahren sind. Ich kenne viele taktische Angriffsmanöver. Welche Taktiken sie aber im Detail wählen werden, kann ich natürlich nicht sagen. Aber ich möchte jetzt nicht zu sehr ins Detail gehen. Wahrscheinlich ist es am besten, wenn wir das Ganze nachher gemeinsam mit den Kidj’Dan besprechen. Und wir brauchen Robert und John. Wir müssen versuchen ihre Freisetzung zu erwirken«, sagte James.

Julia nickte. Unvermittelt lenkte sie das Gespräch auf ein ganz anderes Thema: »General … ’tschuldigung, James, was ist eigentlich mit Christopher Woodruff? Unser Freund liegt noch immer oben auf der Aristoteles im Kryoschlaf.«

James kratzte sich am Kinn. »Tja, das stimmt. Ich kann im Moment nicht viel für Woodruff tun. Sollten wir Three Moon irgendwann von Fox befreit haben, sieht die Sache ganz anders aus. Spätestens dann stehen mir alle Wege offen, mich für ihn einzusetzen. Das bedeutet, dass Sie sich noch gedulden müssen. Und ehrlich gesagt ist Woodruff im Moment meine geringste Sorge. Solange er schläft, wird ihm nichts widerfahren.«

»Na, hoffen wir es. Er fehlt mir«, flüsterte Julia, während sie den Lift, der sie soeben nach oben gebracht hatte, verließen.

Sie folgten einem Gang, der in eine Art Vorzimmer mündete, das von einer kleinen Hängekuppel überspannt war. Sonnenlicht fiel durch das sternförmige Auge an der Kuppelspitze, und ein schmaler

Lichtstrahl stach bis zum Boden herab. James blieb stehen und beobachtete winzige Staubpartikel, die in dem Lichtstrahl umherschwebten.

»Ich finde es wunderschön«, sagte Ryan mit gedämpfter Stimme. »Die Kidj'Dan lieben den Kontrast zwischen schroffen Felswänden und solchen prächtigen Kammern.« Er hielt seine Hand in den Lichtstrahl. »Und wenn man die richtige Uhrzeit erwischt, erstrahlt der ganze Raum, aber nur solange das Sonnenlicht auf das Bodenmosaik fällt.«

»Es ist wirklich überaus faszinierend«, fand James.

»Wir sind da«, stellte Julia fest und blieb vor einer bewachten Tür stehen.

»Hallo Na'Ram. Wir wollen zu meinem Vater«, erklärte sie dem Wächter.

Na'Ram ließ seine Tentakel pulsieren und streckte sie ihnen zum Gruß entgegen. Dann öffnete er den Besuchern die Tür.

Als James durch die Tür getreten war, sah er auf den ersten Blick Peter, der auf einem Stuhl saß und die Hand seiner Freundin hielt, die neben ihm auf einem Bett lag. Ihn wollte James sprechen. »Hallo Mr. Jennings. Darf ich Peter sagen?« James schüttelte Peters Hand.

»Oh, General Lenoir ... James. Sicher dürfen Sie das, lassen wir die Förmlichkeiten. Julia, Ryan.« Er nickte den beiden zu. Er wirkte etwas verloren und blickte Julia aus traurigen Augen an. »Dad«, sagte sie und schloss ihren Vater in die Arme. Ryan legte ihm kurz die Hand auf die Schulter.

»Vielleicht wissen Sie schon über die vergangenen Ereignisse Bescheid?«, wandte sich Lenoir an Peter.

»Ja, General, ich wurde von Julia bereits per BID darüber informiert, dass Sie aus der Basis fliehen konnten … mussten. Wie schrecklich. Ich bin … nun, es ist gerade etwas schwierig bei mir«, versuchte Peter ihm seine Situation zu schildern, während er zu Anastacia blickte.

»Ja, Ihre Tochter hat mir davon erzählt. Es tut mir leid, was Ihrer Partnerin passiert ist. Ich … oh …«

Mehr bekam James nicht heraus, als er Anastacia betrachtete. Er kannte sie aus der Basis. Aber von der Frau, die er in Erinnerung hatte, war nicht mehr viel zu sehen. Ihr Gesicht war dunkelgrau und schimmernd, die Haare schulterlang und violett. Sie wirkte irgendwie massiger, muskulöser.

Peter bedeutete James, ihm nach draußen zu folgen. Im Nebenraum angekommen, schloss er die Tür hinter sich.

»James«, sagte Peter und versuchte sich an einem Lächeln. »Ich weiß, dass ich mich um die Freilassung von John und Robert bemühen müsste und noch vieles mehr, aber in letzter Zeit ist es wirklich schwierig. Sie haben Anastacia gesehen. Es geht ihr … nun ja. Sie wollte sich vorhin unbedingt im Spiegel ansehen und seither steht sie ziemlich unter Schock. Ich kann sie jetzt nicht allein lassen. Zumindest nicht, ehe sie wieder halbwegs auf den Beinen ist und mit ihrem neuen … Aussehen klarkommt.«

James nickte. »Das ... das ... verstehe ich. Ich kann mir nur ansatzweise vorstellen, wie Sie sich fühlen. Aber ich bin erleichtert, dass sie lebt.«

»Wir wissen nicht genau, was noch mit ihr passieren wird. Wir werden Zeit brauchen, um uns zu sortie...«

Weiter kam Peter nicht. Plötzlich zuckte er zusammen. James blickte ihn irritiert an, als er sich ruckartig umdrehte.

»Das war Anastacia!«, sagte Peter, riss die Tür auf und eilte zu seiner Freundin. James folgte ihm. Hatte er etwas verpasst? Hatte Peter etwas gehört, was ihm entgangen war?

»Was ist los, Schatz?«, fragte Peter.

»Peter, du musst James helfen!«, sagte Anastacia. »Ich weiß nicht genau, was los ist, aber ein paar Bruchstücke habe ich mitbekommen. Geh bitte, hilf den anderen, die brauchen dich gerade mehr als ich.«

»Nein, ich kann dich doch nicht einfach …«

»Schau, Julia ist hier. Sie kann doch bei mir bleiben. Ich fühle mich wieder gut. Geh’ du mit James zum Rat … zur Königin.«

Julia nickte. »Ist kein Problem, Ryan und ich bleiben hier und kümmern uns um Anastacia.«

James beobachtete, wie Peter die Stirn runzelte und seine Partnerin zweifelnd anblickte. »Bist du dir wirklich sicher?«

»Ja, Peter, mach dir um mich keine Sorgen, mir geht es ... eigentlich gut!« Sie drückte seine Hand und sah ihrem Partner in die Augen.

Obwohl James diese unnatürlich schwarzen Augen einen Schauer durch den Körper jagten, erkannte er, dass ihr Blick voller Flehen war.

Aber Anastacia hatte sich schon wieder gefangen und wandte sich an alle Anwesenden im Zimmer. »Besorgt mir bitte was zu

essen, Leute! Ich sterbe gleich vor Hunger! Und General ... schauen Sie nicht so irritiert! Ich bin nicht tot.«

»Äh ... Verzeihung«, stammelte James perplex. »Wer so einen Hunger hat, steht voll im Leben. Es freut mich, dass Sie sich erholen.«

James blickte weiterhin fasziniert zu Anastacia, die sich im Bett aufgesetzt hatte. Ihr Zahnfleisch war, wie auch ihr Haar, violett, wie James feststellen musste, als Anastacia versuchte zu lächeln.

»Dad, geh mit James. Ich bleibe mit Ryan hier. Wir besorgen Anastacia was zu essen, und ich melde mich sofort, sollte etwas sein.«

»Na gut, Julia. Vielen Dank. Ich bin nachher wieder hier. Bis später, meine Liebe«, hauchte Peter und drückte Anastacias Hand.

James fühlte sich etwas unwohl. Er hatte das Gefühl, mit seiner Anwesenheit in Anastacias und Peters Intimsphäre einzudringen. Er überlegte, ob er den Raum schon verlassen sollte, aber entschied sich dagegen. Immerhin waren auch Ryan und Julia noch hier.

»Peter!«, sagte Anastacia und erhob sich von der Bettkante. Sie gab ihm einen innigen Kuss. »Ich liebe Dich!«

Peter lächelte verlegen, aber sichtlich erfreut über das Leben, das in Anastacia zurückkehrte. James konnte sich vorstellen, dass das alles die reinste Überforderung für ihn war. Peter drehte sich um und machte sich gemeinsam mit James auf den Weg zum hohen Rat.

»Das sind keine guten Neuigkeiten«, sagte Radascha, während die Tentakel, die ihren gesamten Körper bedeckten, hin und her wogten wie Getreide im Wind. Die roten Kugeln, die mit ihren Händen verschmolzen schienen, glommen dabei im selben Takt auf.

»Nein, das sind sie wahrlich nicht. Es tut mir leid, dass ich nichts anderes berichten kann«, erklärte James.

»Ich muss die Kidj'Dan vor jeder Bedrohung beschützen. Daher sehe mich gezwungen, euer Volk zu vernichten«, entschied Radascha.

»Majestät, ich bitte Euch, tut das nicht! Ich verstehe Eure Wut, aber die Menschen hier wollen den Krieg nicht. Ich kenne sie. Es ist Fox, der unser Feind ist. Er ist es, der Euer Volk auslöschen will. Wenn Fox ausgeschaltet ist, wird der Krieg nicht stattfinden oder zumindest sofort beendet werden können. Das müsst Ihr uns glauben«, versuchte James, die Königin zu überzeugen. Sie saß wie

erstarrt auf ihrem Thron, während ihre Tentakel permanent die Richtung wechselten.

»Ich muss darüber nachdenken«, sagte Radascha schließlich. »Aber ich glaube dir, Mensch. Was kannst du mir noch sagen?«

»Ich würde gerne die möglichen Angriffsmuster, die Fox plant, mit den Verantwortlichen Eurer Armee besprechen, damit Sie sich entsprechend vorbereiten können. Aber zunächst noch eine andere Sache …«

»Dann sprich, Mensch!«, befahl Radascha.

»Ich möchte um die Freilassung von John Stanhope und Robert Sullivan bitten. Ich brauche die beiden Männer …, oder besser, wir brauchen die beiden Männer im Kampf gegen Fox.«

Radascha schien nachzudenken, während die restlichen Ratsmitglieder die unterschiedlichsten Reaktionen zeigten, was an den Farben und dem Spiel ihrer Tentakel zu erkennen war.

»Ich habe die beiden Männer wegsperren lassen, weil sie sich gleich zweimal meinen Anweisungen widersetzt haben und unser Raumschiff unerlaubterweise betreten haben. Ich bin nicht gewillt, die von mir auferlegte Strafe nun abzumildern. Es geht hier darum, dass euer Volk das unsere vernichten will. Wer garantiert mir, dass diese Menschen nicht im Kampf die Seiten wechseln. Ich kann ihnen nicht trauen«, erklärte sie dann zu James Bedauern. Er hatte gehofft, sie leichter überzeugen zu können.

»Wir können Euch nur unser Wort geben«, versuchte Peter sein Glück. »Wir wollen Fox unschädlich machen, damit James wieder die Regierung übernehmen und den Krieg auf diese Weise beenden kann. Aber wir brauchen dazu die beiden Männer. Sie haben eine hervorragende Ausbildung genossen. Sie werden keinen Ärger mehr machen. Das verspreche ich. Fox ist unser gemeinsamer Feind – wir brauchen John und Robert an unserer Seite.«

Der Blick der Königin ging zwischen Peter und James hin und her. »Ich verstehe«, sagte sie schließlich.

»Hört nicht auf diese Menschen«, spuckte Gondul förmlich aus. Der alte Kidj'Dan schien kein Freund der Spezies Mensch zu sein, das erkannte James sofort. Seine Tentakel pulsierten in einem dunklen Rot.

»Schweig, Gondul. Der Mensch hat Recht. Nur ein Mensch kann wissen, wie ein Mensch denkt. Wenn sie diese beiden Männer brauchen, sollen sie sie haben. Wenn uns dadurch der Verlust Angehöriger unseres Volkes erspart bleibt, ist das die richtige

Entscheidung.«

An James und Peter gewandt fuhr sie fort: »Wir werden die beiden und den Roboter freilassen. Aber ich warne euch: Sollten sie abermals gegen unsere Regeln verstoßen, werde ich euch alle dafür verantwortlich machen. Und dann wird euch die volle Wucht meines Zorns treffen. Ist das klar?«

James nickte. »Selbstverständlich. Ich danke Euch vielmals, Majestät. Ihr werdet es nicht bereuen.«

»Wache, bring die beiden Gefangenen und den Roboter zu mir!«, sagte die Königin bestimmt. James war erleichtert, dass die Königin so verständig war. So einschüchternd und herrisch sie auch wirkte, sie war viel empfänglicher für Sachargumente als dieser verfluchte Elias Fox!

Eine der Wachen, die am Ausgang des riesigen Raumes platziert waren, trat still durch die Tür und verschwand.

»Ich werde Godj'aan zu uns rufen. Er befehligt unsere Armee«, sagte die Königin. Radaschas Tentakel pulsierten und richteten sich steil nach oben. James vermutete, dass sie gedanklich mit dem Anführer der Armee sprach.

Nach wenigen Augenblicken senkten sich ihre Tentakel wieder, und sie wandte den Blick zu James und Peter.

»Er ist auf dem Weg zu uns«, erklärte sie schließlich.

»Gut – vielen Dank. Ich bin froh …«, begann James, da öffneten die Wachmänner bereits die Flügeltüren und John und Robert, gefolgt von Andrew, betraten den Ratssaal.

»General«, rief John überrascht aus, »bin ich froh, Sie zu sehen. Peter, dich natürlich auch.«

James musste feststellen, dass er, wie auch Robert, ziemlich erschöpft aussah. Beide trugen einen ungepflegten Dreitagebart und hatten dunkle Ringe unter den Augen.

»John, Robert, Andrew – ich freue mich, Sie wiederzusehen, auch wenn die Umstände heute weniger erfreulich sind.« James konnte nur ahnen, wie belastend die letzten drei Tage für den FBI-Agenten und den Piloten gewesen sein mussten.

John und Robert traten in die Mitte des großen Saales und verbeugten sich vor der Königin. Diese nickte ihnen zu und ließ ihre Tentakel zum Gruß kurz blau pulsieren.

In diesem Moment betrat eine weitere Person den Raum. James war kurz irritiert. War das ein Kidj'Dan, der da eintrat? Er war viel größer und dunkler als die anderen Kidj'Dan – fast schwarz – und

seine Augen waren nicht schwarz, sondern violett. Er besaß eine gewisse Ähnlichkeit mit Anastacia. Ob Peter das auch auffiel? Er sah zu ihm. Peter stand mit geweiteten Augen neben ihm und starrte den Kidj'Dan an.

»Meine Königin! Ihr habt nach mir gerufen?«, sagte er, nachdem er sich niedergekniet und wieder aufgerichtet hatte. Sein durchdringender Blick flog zu James und den anderen.

Wirkte er verunsichert? James konnte den Gesichtsausdruck nicht zuordnen. Die Mimik der Kidj'Dan war so anders als die der Menschen!

Radascha nickte in James Richtung, während sie zu Godj'aan sprach: »Dieser Mensch ist zu uns gestoßen. Er kommt von dem ... Menschendorf jenseits des Dschungels. Es gibt dort einen neuen König, der uns zu vernichten sucht. Das werden wir verhindern. Unser Verbündeter – er nennt sich James Lenoir – kennt die möglichen Angriffspläne des neuen Herrschers.«

»Ich kann euch die möglichen Taktiken von Fox zeigen«, versuchte es James.

»Mensch – wie kannst du es wagen, unaufgefordert zu sprechen?«, herrschte Ganuba James an.

»Schweig, Ganuba!«, befahl die Königin. »Lass James Lenoir sprechen. Sein Ansinnen ist aufrichtig. Ich sehe, dass er einem höheren Ehrenkodex folgt, sonst hätte er seinen Anführer Fox nicht hintergangen. Er sorgt sich um seine Artgenossen wie wir uns um die Unseren. Ich verbitte mir, dass du mein Urteil infrage stellst, Ganuba!« Dann wandte sie sich wieder an James. »Erkläre Godj'aan, was du weißt.«

James griff in seine Tasche, woraufhin die beiden Wachen neben der Tür auf ihn zugestürmt kamen und ihn mit ihren langen Lanzen, mittelalterlichen Hellebarden recht ähnlich, bedrohten.

Er hob beschwichtigend seine Hände. »Königin Radascha, wenn Sie gestatten?«, fragte James ruhig.

»Fahre fort, Mensch.« Die Tentakel auf ihrem Körper richteten sich gnädig nach unten und leuchteten blassgrün.

»Dieser Würfel«, er hielt ihn auf seiner flachen Hand vor sich, »ist ein harmloser Holoprojektor. Er enthält die Bilder, die wir brauchen«, erklärte James, und zeigte den Projektor, den er zwischen Zeigefinger und Daumen hielt, der Reihe nach allen Anwesenden. Dann legte er den Würfel vor sich auf den Boden.

Auf einen Wink der Königin senkten die Wächter ihre Waffen

und begaben sich wieder an ihre angestammten Posten neben der Tür, jedoch nicht ohne den Würfel misstrauisch zu betrachten.

»Bevor ich Euch die Details unserer Basis zeige, möchte ich Euch noch einmal eindringlichst darum bitten, dass die Menschen in dieser Stadt verschont bleiben. Es befinden sich dort Unschuldige, viele Kinder und Frauen. Es ist mir wichtig, dass Ihr einen möglichen Gegenangriff auf Fox und seine Kämpfer - und damit meine ich vor allem seine Androiden - beschränkt. Wie gesagt: Fox sollte unser Ziel sein. Die Soldaten werden danach meinem Befehl unterstehen und ich werde den Krieg umgehend beenden«, erleuterte James. Dann aktivierte er den Holocube, und ein Hologramm des Dschungels erschien.

»Geht das auch größer?«, blaffte Gondul mit rot pulsierenden Tentakeln.

James nickte der Königin zu und erhob sich langsam, ein Auge auf die Wachen, denn er wollte nicht wieder gegen irgendeine Regel verstoßen. Aber wenn er das Hologramm, dass im Moment etwa 1,5 mal 2 Meter maß, bedienen wollte, musste er stehen.

Godj'aan trat neben ihn. James vergrößerte die holographische Abbildung und senkte sie bis zum Boden, sodass die Darstellung jedem die nötige Übersicht bot.

»Hier befindet sich die Basis«, erklärte er und ließ ein 3D-Bild von Three Moon erscheinen. Mit der Hand bewegte er die virtuelle Kamera weiter über die Ebene, hin zu den ersten Ausläufern des Dschungels.

»Auf dieser Route wird Fox mit seiner Armee – meiner Armee – in den Dschungel vorstoßen. Er wird dann vermutlich über die Ebene kommen.«

»Denkst du, er wird auch aus der Luft angreifen?«, fragte Godj'aan.

»Davon ist auszugehen. Wir … Fox verfügt über eine Vielzahl unbemannter Kampfdrohnen sowie bemannter Skyrider. Ich bin außerdem sicher, dass er schnell herausfinden wird, wo sich Dumras befindet. Er verfügt über winzige Spionage-Drohnen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis er diese nach Dumras schickt. Er wird jetzt die Armee überzeugen müssen und sich einen Plan zurechtlegen. Fox ist ziemlich … verschlagen«, erklärte James und rieb sich das Kinn.

»Godj'aan?«, fragte die Königin und blickte ihren Oberbefehlshaber an.

»Zunächst einmal brauchen wir Waffen. Ich werde alle Dörfer anweisen, ihre Krieger mit Waffen ausstatten. Dann brauchen wir hier eine möglichst große Armee. Ich gehe davon aus, dass der König der Menschen nicht weiß, dass es noch mehr Dörfer und noch viel mehr Kidj'Dan gibt?«, richtete er seine Frage an James.

»Nein – das weiß er nicht. Das war ja selbst für mich neu. Wie groß ist eure Streitkraft?«, fragte James und suchte mit seiner Zunge unbewusst nach seiner Zahnlücke.

»Wenn alle kampffähigen Kidj'Dan zusammenkommen, die es auf Hapt'Urugan – also Lumera – gibt, sind wir etwa 110 000 Kämpfer. Allerdings ist Lumera groß. Wir werden nicht alle holen können. Wenn wir 70 000 Kidj'Dan ungesehen hierherbekommen, wäre das gut«, sagte Godj'aan.

»Das stimmt«, bestätigte die Königin.

»Wichtig ist, dass wir im Verborgenen agieren, damit wir das Überraschungsmoment auf unserer Seite haben«, sagte James.

Der dunkle Kidj'Dan verzog keine Miene.

»Ich empfehle, das Dorf zu evakuieren«, sagte James an die Königin gewandt.

Diese schien kurz nachzudenken. »Das wäre möglich. Wir können die Bewohner in einer Höhle nicht allzu weit von hier unterbringen. Das wird Zeit in Anspruch nehmen. Wann wird der, den ihr Fox nennt, angreifen?«

»Ich kann es nicht exakt sagen. Aber bis er seine Truppen mobilisiert hat und ihm eine ausgearbeitete Angriffsstrategie vorliegt, können noch Wochen ins Land gehen. Wir sollten mit unseren Vorbereitungen umgehend beginnen. Ich habe mir auch schon einen Plan zurechtgelegt, wie wir Fox austricksen und ins offene Messer laufen lassen können.«

Die Königin lehnte sich auf ihrem Stuhl nach vorne. »Gut, Stratege James Lenoir, dann erkläre uns, was du planst.«

Es wunderte James etwas, wie leicht er Gehör fand. Andererseits hatte er kaum eine Chance, in den Gesichtern der Kidj'Dan zu erkennen, ob sie ihm etwas vorspielten. So weit reichten seine Kenntnisse über dieses Volk nicht.

Die Königin schien jedenfalls sehr weise zu handeln, denn nun kam sie an wichtiges strategisches Wissen über einen Feind, den sie nicht gut kannte. Auch die Aufnahme der verurteilten Menschen hatte sich für die Königin als ein profitabler Schachzug erwiesen. Denn so wusste sie mehr über die Gegenseite als die Gegenseite

über sie. Doch ob die Königin ihn nun aushorchte oder nicht, ob sie ihn am Ende vollkommen oder nur halbherzig unterstützen würde, sie war die einzige Chance, die er hatte, um Fox aufzuhalten.

James atmete tief durch und schloss seine Augen, um sich zu sammeln. Dann begann er, seinen Plan darzulegen.

19 – Julia

Juli 2385 | Dumras

»Und, Anastacia? Wie geht es dir?«, fragte Julia neugierig.

»Julia, bitte! Es geht mir noch genauso wie vor drei Minuten, und vor zehn Minuten und vor einer halben Stunde, und …«

»Okay, entschuldige. Du hast recht. Ich finde es nur so faszinierend, und irgendwie bist du … wunderschön.«

»Na, schönen Dank aber auch. Ich finde mich furchtbar. Zum Glück gibt es in dieser Höhle keine Spiegel. Dann muss ich nicht ständig einer Fremden ins Gesicht blicken…«

»Anastacia, du bist wirklich bewundernswert. Ich weiß wirklich nicht, wie ich an deiner Stelle mit solchen Veränderungen zurechtkäme. Mir ist schon klar, warum mein Vater dich so sehr in sein Herz geschlossen hat«, sagte Julia. Es war mehr als verständlich, dass Anastacia verstört war. Sie war kaum wiederzuerkennen.

»Diese Höhle hier ist wirklich faszinierend, oder? Mich würde interessieren, wovon diese riesigen Pilz … -Bäume leben. Hier unten gibt es kein natürliches Licht und der Boden ist doch bestimmt nicht sonderlich nährstoffreich, oder?«, fragte Julia, um das Thema zu wechseln.

»Hm, mit solchen Behauptungen wäre ich vorsichtig. Es müssen Nährstoffe im Boden enthalten sein, von nichts kommt nichts. Nur nicht solche, die wir kennen. Und diese Pilzbäume, wie du sie nennst, haben mit den Pilzen auf unserer Erde absolut nichts gemein. Außer vielleicht, dass sie gut schmecken.«

»Du hast sie gegessen? Aber mein Foodscanner hat angezeigt, dass sie hochtoxisch sind«, sagte Julia entsetzt.

»Für einen Menschen – ja. Aber ich habe dir doch erzählt, dass ich merkwürdige Gelüste habe, seit diese … Insekten in mir drin sind.« Flüsternd fügte sie hinzu: »Ich höre Stimmen, schlafe zu den merkwürdigsten Zeiten, esse Dinge, die für Menschen giftig sind. Es

ist schrecklich.«

»Aber wie …«, sagte Julia laut.

»Psst. Sprich leise. Ich möchte Peter nicht noch mehr beunruhigen. Er hat von dem ganzen Stress mit mir und dem geplanten Angriff von Fox im Moment genug Sorgen.«

»Wie meinst du das?«

»Nichts Schlimmes, sagt er. Er hat Probleme mit seinem BID. Er hat die Erinnerungen der Platon-Besatzung nicht so ganz unter Kontrolle, und schon zweimal hat er versehentlich seine Gestalt geändert …«

»Puh, ›nicht schlimm‹ scheint mir da eher relativ zu sein«, meinte Julia. Es kam gerade alles zusammen. Fox war mit winzigen Spionage-Drohnen in der Höhle der Kidj'Dan und plante seinen Angriff, während sie und ihre Freunde und die Mehrzahl der Kidj'Dan sich in dieser riesigen Höhle versteckt hielten, die die Drohnen wegen eines verschlossenen Tores nicht erreichen konnten. Darüber hinaus ähnelte Anastacia im Aussehen kaum noch einem Menschen, und jetzt hatte auch noch ihr Vater Probleme. Ethan war auf Dörrgras-Entzug und hatte eine unterirdische Laune, und John ging ihr aus dem Weg. Klasse!

Beide schwiegen für einen Moment. Julia konnte von ihrem Platz aus quer durch die Höhle blicken, in der die meisten Kidj'Dan, die nicht zu den Kämpfern zählten, ihren Verdauungsschlaf hielten. Dieser Anblick erinnerte Julia daran, dass auch sie extrem müde war. Sie hatte seit fast zweiundzwanzig Stunden nicht geschlafen.

»Ich muss mich auch einen Moment ausruhen, Anastacia. Die letzten zwei Tage waren echt anstrengend. Diese Evakuierung, so wichtig sie auch sein mag, ist schon eine ziemliche Nummer.«

»Das kannst du laut sagen.«

Julia betrat den kleinen Raum. Die kahlen Wände ließen ihn ungemütlich erscheinen. Ihr fröstelte.

»Josie, alles ist gut. Hattest du einen Albtraum?«, fragte Julia.

»Julia, Julia!« Josie saß mit vor Panik geweiteten Augen in ihrem Bett.

»Meine Süße, ich bin ja bei dir.«

»Aber es war so schlimm, Julia.«

»Was hast du denn Schlimmes geträumt?«, fragte Julia.

»Meine Eltern … und mein kleiner Bruder. Da war alles voll Wasser, und es hat geregnet. Dann ist Mama untergetaucht. Papa

hat Haley festgehalten, und Mama ist nicht mehr hochgekommen. Es war so kalt und dann war Papa auch weg und Haley und ich waren ganz allein und ich hab keine Luft gekriegt!« Josie weinte bittere Tränen. »Julia, sie sind ertrunken!«

»Ach, Josie.« Sanft streichelte sie über das lange Haar des kleinen Mädchens. Große traurige Augen blickten zu ihr auf. Sie erkannte so einen tiefen Schmerz darin, dass es ihr schier das Herz zerriss.

»Ich weiß, es war schlimm, was du erlebt hast«, sagte Julia.

Josies blaue Augen ertranken in Tränen.

»Aber es war doch nur ein Traum, Julia. Ein böser Traum. Kannst du Mum holen? Jetzt?«

»Josie, du hattest zwar einen Albtraum. Aber deine Eltern … und Haley … sie sind wirklich … fortgegangen.« Es fiel Julia so schwer, diese Tatsache auszusprechen. War das eine Lüge? War es genügend nah an der Wahrheit? Josies Augen senkten sich, und ein Zittern ging durch ihren kleinen Körper.

Plötzlich hob Josie ihren Kopf und starrte Julia aus pechschwarzen Augen an, das kleine Gesichtchen zu einer wütenden Fratze verzogen. Ihre Haut schimmerte dunkel und violettes Haar umrahmte ihr Gesicht.

»Du hast sie getötet! Und dafür wirst du bezahlen!«, kreischte Josie, sodass Julia nach hinten sprang und stürzte. Josie erhob sich und stand vor Julia, die noch immer am Boden lag. Das Gesicht veränderte sich wieder.

»Anastacia?«, fragte Julia panisch, »wieso bist du hier?«

»Julia! Julia, wach auf!«

Unsanft wurde Julia durch ein Rütteln geweckt.

»W… was ist los?«, fragte Julia benommen. Puls auf 182. Anweisungen des Health-Systems: Atemfrequenz senken und Bauchatmung nutzen.

»Du hattest einen Albtraum, Julia.«

»Verdammt, schon wieder.«

»Josie?«

»Ja. Wie immer.« Julia setzte sich auf und horchte. »Wieso ertönt das Horn?«

»Fox’ Leute sind bereits auf dem Weg nach Dumras. Die Kidj’Dan rufen alle Gollgos.«

»Was?« Julia traute ihren Ohren nicht. »Die sind schon

unterwegs zu uns?«

»Ja, es scheint so. Es sind etwa tausend Mann. Fox weiß dank seiner Drohnen, dass nur noch wenige Kidj'Dan im Dorf verblieben sind. Keine Ahnung, was er daraus schließt. Peter möchte, dass wir zu ihm und den anderen kommen. Ondras kommt wohl auch. Sie haben etwas mit uns zu besprechen.«

»Und was will Dad von uns?«, fragte Julia. »Ich dachte, wir sollen hier bleiben und uns still verhalten.« Trotzdem stand sie auf und merkte, wie ihr Puls wieder in die Höhe schnellte. Dieser verflixte Traum!

»Ich weiß es nicht, Julia. Wir gehen zu ihnen und schauen mal. Und … verdammt!« Anastacia schüttelte den Kopf. Benommen hielt sie sich an Julias Schulter fest. »O Gott, stopp!«, ächzte sie.

»Was ist los?«

»Ach, ich glaube, es sind die Midas.« Sie ließ sich neben Julia aufs Bett fallen. »Wenn ich Kontakt zu ihnen bekomme, wird mir immer schwindelig.«

»Wie bitte?«, fragte Julia irritiert. »Soll das heißen ...«

»Ich kann sie hören.« Anastacias Augen schimmerten plötzlich smaragdfarben.

»Anastacia, deine Augen, sie … sie sehen so anders aus!«

»Und ich sehe Bilder aus der Luft. Männer und Androiden. Bewaffnet.«

»Das ist unglaublich, ist dir klar, was das heißt? Du hast eine Verbindung zu den Kidj'Dan. Vielleicht kannst du sogar mit ihnen direkt kommunizieren, mit Gedankenkraft, so wie sie es untereinander tun.«

»Gut möglich. Aber nun komm. Wir haben keine Zeit für Ursachenforschung.«

»Anastacia, eine Sache noch: funktioniert dein BID noch?«

»Erstaunlicherweise ja. Alles arbeitet so wie es soll. Aber jetzt komm! Die anderen warten.«

»Bist du überhaupt fit genug?« Julia runzelte die Stirn. Anastacia war heute irgendwie merkwürdig. Wie konnte sie so ruhig bleiben, wenn um sie herum so viele beunruhigende Dinge geschahen?

»Ja, es geht schon, am Anfang war es wesentlich schlimmer.« Sie stand vorsichtig auf. »Dann mal los!«

Obwohl sie es eilig hatten, mussten sie leise sein, um nicht versehentlich einen der verdauenden Kidj'Dan zu stören, die sich

hier niedergelegt hatten.

»Julia, Anastacia, hier sind wir!«, rief Peter ihnen von der gegenüberliegenden Wand der Höhle halblaut zu, wofür er einige unwirsche Stöhngeräusche von schlafenden Kidj'Dan erntete.

In der Höhle wuchsen ein paar vereinzelte Pilzbäume. Deren wabernde Lamellen pulsierten in einem fahlen Weiß, und Julia hatte den Eindruck, als transportierten sie etwas vom äußeren Rand hin zum Stamm. Es wirkte beinahe unheimlich hier.

»Dad, John, was gibt es Wichtiges?«, fragte Julia, nachdem sie die anderen erreicht hatten.

»Setzt euch erst mal zu uns. Ondras kommt in wenigen Minuten auch dazu«, antwortete Peter und deutete mit einer Kopfbewegung neben sich.

Schnaufend ließen sich die beiden zwischen John und Peter nieder, wobei Julias Hand ungewollt Johns berührte. Sie spürte einen angenehmen Schauer, der sie von Kopf bis Fuß durchströmte. Das wohlige Kribbeln im Bauch war wieder da.

»Hey John«, sagte sie und nickte ihm zu, doch der zeigte keine Reaktion. Verdammt! Rückte er von ihr ab? Es kam ihr fast so vor, und sie ärgerte sich darüber, dass sie es überhaupt wahrnahm.

»Na, endlich ausgeschlafen, Julia?«, fragte Ethan zynisch lächelnd dazwischen und legte provokant den Kopf schief.

»Ethan, halt die Klappe«, sagte Anastacia mit fester Stimme.

»Uhhh, ist ja gut. Entspann dich, schwarze Frau!«

»Ethan, es reicht! Reiß dich zusammen. Was ist denn los mit dir?«, fragte Peter wütend.

»Was soll mit mir … oh verdammt. Dein Gesicht!«

»Was ist damit?«, fragte Peter irritiert.

»Dad, du hast von jetzt auf gleich deine Gestalt verändert«, sagte Julia mit aufgerissenen Augen.

»Sorry.« Peter konzentrierte sich kurz und wechselte in seine normale Gestalt zurück. »Jetzt wieder besser? Im Moment bin ich etwas gestresst, da passiert das manchmal unbewusst. Kommt nicht noch mal vor.«

Für eine kleine Weile herrschte betretene Stille. Die anderen schienen nicht recht zu wissen, wie sie damit umgehen sollten. Peter selbst war es, der die Stille schließlich durchbrach: »Also, was ist los mit dir, Ethan?«

»Nix. Ich bin auch manchmal gestresst, da passiert das manchmal unbewusst, weißt du?«, äffte Ethan Peter nach.

»Er ist auf Entzug vom Dörrgras«, erklärte Julia trocken.

»Na danke, soll ich mir ein Schild umhängen, damit es auch jeder weiß?«, blaffte Ethan.

»Das wäre doch vielleicht eine gute Idee. Dann kann man deine Laune wenigstens einem Anlass zuordnen«, sagte Julia und bemerkte Johns interessierten Blick auf sich ruhen. Sie spürte, wie sie schwitzige Finger bekam. Er machte sie nervös. Auf angenehme Art.

»So – und jetzt entspannen sich alle wieder. Unsere kleinen Plänkeleien müssen warten. Uns steht ein Kampf bevor. Wir haben gemeinsam mit James eine Strategie ausgetüftelt und müssen sie besprechen«, wies John an.

»Amen«, flüsterte Ethan, hob aber sofort beschwichtigend die Hände. »Sorry. Ich halte meinen Mund. Leg los!«

20 – Peter

Juli 2385 | Dumras

Peter bewegte das riesige Hologramm hin und her.

»Es ist eigentlich ganz einfach für mich. Ich spaziere vorne durch das Tor. In meiner Datenbank habe ich einen Chad Doyle gefunden, und der scheint mir der Richtige zu sein. Er geht da ständig ein und aus und ist den Wachen sicherlich bekannt, sodass man mich nicht lange am Tor aufhalten sollte.«

»Chad Doyle?«, fragte Anastacia.

»Ich zeige ihn euch.«

Peter rief in Sekundenbruchteilen die nötigen Daten über seinen BID ab. Er spürte ein Kribbeln, das fast schon in ein leichtes Brennen überging. Er wusste, dass seine Verwandlung geklappt hatte.

»Oh, Peter. Bist du das?«, fragte Ondras, der sich zu ihnen gesellt hatte. Peter sah, wie Anastacia dem Kidj'Dan beruhigend die Hand auf den Arm legte.

»Ja, ich bin's.«

»Ein Gestaltwandler«, flüsterte Ondras ehrfürchtig.

»Ja, so könnte man es auch nennen«, sagte Peter und konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Also, dieser Chad Doyle ist einer der Bohrspezialisten. Das passt also.«

»Aber Dad, ich verstehe nicht, warum ihr in die Basis wollt. Der Kampf findet doch nicht dort statt. Fox wird seine Leute doch begleiten, oder etwa nicht?«, fragte Julia verwundert.

James kam Peter zuvor: »Julia, die Lage hat sich verkompliziert.«

Er ließ eine kurze Pause verstreichen.

»Fox hat vor wenigen Stunden eine Vorhut ausgesandt. Es handelt sich dabei um etwa tausend bewaffnete Männer. Sie sind unterwegs nach Dumras, wo sie dank der stillen Evakuierung nur wenige Kidj'Dan vorfinden werden. Der Plan, den wir gemeinsam

mit der Königin entwickelt haben, sieht vor, dass die verbliebenen Kidj'Dan Fox' Truppen von Dumras aus in den Dschungel locken. Dort sind die Kämpfer der Kidj'Dan postiert, um Fox' Soldaten samt Nachhut anzugreifen, die im Laufe der nächsten Stunden ebenfalls hierher unterwegs sein dürften.«

Peter erkannte den Schmerz in James' Augen. Immerhin sprach er von Menschen, die ihm mehrheitlich treu ergeben waren. Und diese sollten nun den Kidj'Dan in die Falle laufen?

»Entschuldigung, James, aber nochmal die Frage: Wieso wollt ihr dann nach Three Moon?«, hakte Julia nach.

»Ich hatte gehofft, Fox würde sich seinen Truppen anschließen und die Geschicke vor Ort lenken. Es sieht allerdings so aus, als ob Fox, entgegen meiner Vermutung, beim Militärstützpunkt bleiben und die Armee von dort aus kommandieren wird. So hat er den besten Überblick über die Situation.«

»Oder Fox hat einfach Schiss!«, sprach Ethan seine eigenen Rückschlüsse aus.

»Oh Mann, Ethan«, sagte Ryan kopfschüttelnd.

»Heißt das, ihr wollt Fox in der Basis … ausschalten?«, fragte Anastacia und strich sich eine Strähne ihres violetten Haars aus dem Gesicht.

»So ist es«, sagte John.

»Ihn töten?«, flüsterte Julia.

»Wenn es sein muss, auch das«, antworte James.

»Fuuuck«, vernahm Peter Ryans leise Stimme. »Und die Königin? Was macht sie?«

»Sie wird gleich eine Ansprache an alle Kidj'Dan halten«, erklärte John. »Und zwar in genau achtzehn Minuten. Anschließend wird sie abreisen und sich in Sicherheit bringen. Die Kidj'Dan brauchen ihre Königin noch.«

»Okay, macht Sinn«, sagte Ryan nickend.

Peter drehte das Hologramm nun weg vom Tor und scrollte am großen Zaun entlang. An einer bestimmten Position hielt er das Bild an.

»Was ist da jetzt anders als die paar hundert Meter weiter vorne? Ich sehe keinen Unterschied«, motzte Ethan.

Julia rollte mit den Augen.

»Ist ja gut, Mann!«, zischte er ihr zu.

Peter überging Ethans Kommentar. »Dies ist eine Schwachstelle, denn an der Schnittstelle zwischen dem Zaun und den überirdischen

Zuleitungen nach Three Moon lässt er sich ziemlich leicht überwinden. Die dicken überirdischen Rohre kreuzen an dieser Stelle den Zaun, und genau dort können meine Mitstreiter über den Zaun gelangen. Wir müssen nur den Moment abpassen, wenn die Wachen auf ihrem Rundgang am weitesten entfernt sind. Andernfalls werde ich sie überwältigen. Das wäre auch kein Problem. Immerhin bin ich dank Kevin Chau Großmeister im Baguazhang«, erklärte Peter.

»Was ist das jetzt wieder, und wer ist Kevin Chau?«, fragte Robert und fummelte in seiner Hosentasche herum.

»Ein Passagier der Platon. Und seine Fähigkeiten sind ja bekanntermaßen in meinem Kopf. Hoch lebe der Fehler in meinem BID, durch den ich – zumindest theoretisch – diesen Sport bis ins Detail beherrsche.«

Ethan kicherte. »Theoretisch, das ist gut!«

»Und was ist dieses Bagua…gua…dingsda?«, fragte Ryan, der zwar von Programmierung viel verstand, von Kampfkunst dafür aber umso weniger.

»Ein chinesischer Kampfkunst-Stil. Höchst effektiv, wenn man ihn denn beherrscht«, erklärte Ethan und blickte Peter provokant an.

»Ähm, Peter, ich traue dir durchaus zu, dass du die Wachmänner geregelt kriegst, es wäre meiner Meinung nach aber vorzuziehen, jeglichen Kontakt zum Wachpersonal zu meiden«, erklärte John.

»Das ist ein guter Einwand«, betätigte James. »Sie könnten über ihren BID Hilfe anfordern oder Fox warnen. Dann wäre der Plan hinfällig und Fox außer Reichweite.«

»Gut, das sehe ich ein«, bestätigte Peter. »Dann werde ich also vorsichtig sein, den richtigen Zeitpunkt abpassen und jedem aus dem Weg gehen. Krieg ich hin.«

»Gut, alle weiteren Details klären wir gleich.« James nahm sich das Hologramm vor und zoomte an ein wichtig aussehendes, mehrstöckiges Gebäude heran.

»Dies ist das Hauptgebäude des Militärstützpunktes. Dort hält sich Fox laut Andrews Drohnenaufzeichnungen meistens auf, und von dort aus werden alle strategischen Entscheidungen koordiniert. Fox wird vermutlich Major Bonneville auf seine Seite gezogen haben. Vielleicht hat er ihn erpresst. Mit hoher Wahrscheinlichkeit hat er ihn aber kürzlich zum General befördert. Er braucht ihn in dieser Position, um die Truppen, die eigentlich meiner

Befehlsgewalt unterstehen, befehligen zu können.«

»Wow, Three Moon hat sich wirklich sehr verändert«, staunte Julia, die gebannt auf das Hologramm starrte. Auch Peter musste zugeben, dass es beeindruckend war. Noch vor einem halben Jahr, zum Zeitpunkt ihrer Flucht, hatten dort nur Zelte und vereinzelte Häuser gestanden. Nun glich Three Moon bereits einer Kleinstadt, wie Peter sie von der Erde kannte. Obwohl ihm bewusst war, dass es sich hier um eine virtuelle Darstellung handelte, ging eine gewisse Anziehungskraft von der Stadt aus.

James schloss unvermittelt das Hologramm und steckte den Holocube in seine Hosentasche.

»Wir sollten uns anhören, was die Königin noch zu sagen hat.«

»Und du, Peter, versuche dich zu entspannen, damit du nicht wieder versehentlich die Gestalt änderst. Und bitte, probiere diese Kampfkunst mal aus. Du magst sie zwar in der Theorie in- und auswendig kennen, dein Körper ist allerdings nicht daran gewöhnt.«

»Wird erledigt, James«, sagte Peter pflichtbewusst. »Ich weiß, was auf dem Spiel steht.«

»Gut. Irgendwelche Fragen?«

Peter überlegte, ob er noch etwas zu James' Kommentar bezüglich seines Stresslevels sagen sollte, überlegte es sich aber anders. Im Grunde hatte er ja recht. Er musste sich entspannen, denn einen Fehler konnten sie sich nun wahrlich nicht leisten.

John übernahm nun die Gesprächsführung: »Gut, so weit also der Plan, der Peter, Ondras, Andrew und James einbezieht. Robert und ich werden in den Dschungel reiten und den Kidj'Dan zur Seite stehen.«

»Hallooo, ich komme natürlich mit. Immerhin bin ich von uns allen der beste Nahkämpfer und der beste Schütze bin ich auch, oder habt ihr das vergessen?«, pöbelte Ethan unvermittelt los.

»Auch gut. Dann reiten wir eben zu dritt in den Dschungel und kämpfen mit den Kidj'Dan gegen Fox Leute. Und zwar nüchtern!«

»Pfff«, erklang es aus Ethans Richtung.

Peter wartete auf mehr, aber John war offensichtlich fertig mit seinen Ausführungen.

»Und was genau habt ihr da vor?«, fragte Julia.

»Wir werden uns Reittiere mitnehmen. Wir kennen die Menschen, ihre Kampftaktiken. Ich denke, dass wir sie mit unserer Anwesenheit ziemlich durcheinanderbringen können. Das könnte den Kidj'Dan und damit auch uns einen Vorteil verschaffen«,

erklärte John.

»Wir haben bereits alles mit der Königin und dem Rat besprochen«, ergänzte Robert.

»Und Ondras: noch etwas zu den Waffen. Wir wollen coole Waffen. Kannst du euren Replikator anschmeißen und was Geiles zaubern?«, fragte Ethan.

»Bitte?«, fragte Ondras irritiert.

»Oh Mann, Ethan«, sagte Robert. »Ondras, er meint, ob du uns gute Waffen organisieren könntest, damit wir im Dschungel nicht unbewaffnet sind.«

»Ah ja, das werde ich auch gleich übernehmen. Ich muss zu Gaban. Er wollte mir Waffen geben, bevor Radascha spricht. Bis später, Menschen.« Ondras stapfte davon.

»Mir gefällt das alles nicht«, sagte Julia.

»Julia, du musst dich nicht sorgen. Hier seid ihr in Sicherheit. Ich werde dafür Sorge tragen, dass dein Vater sich konzentriert und keinen Fehler macht«, erklärte Andrew.

Peter seufzte. »Das ist aber lieb, Andrew.«

»Und was mache ich?«, fragte Ryan.

»Ich wäre ganz glücklich, wenn einer von euch Männern noch hier bleiben und ein Auge auf die Frauen haben könnte. Würdest du diesen Part übernehmen, Ryan?«, fragte Peter

»Na, hör mal, was ist denn das für ein Steinzeitgefasel, Dad?«, raunzte Julia.

Anastacia hob ihren Daumen in Julias Richtung und schlang einen Augenblick später ihre Arme um sie. »Ich Mann, ugga ugga, das meins, ugga! Ich aufpassen gutt!«

Julia prustete laut und umklammerte nun ihrerseits Anastacia. »Treffer – versenkt!«

»Sehr lustig, so war das aber nicht gemeint.« Peter fühlte sich in eine ihm unangenehme Ecke gestellt, obwohl er es doch nur gut gemeint hatte.

»Also es ist so: Jemand sollte alle Aufnahmen und Informationen, die über unsere BIDs reinkommen, auswerten, gegebenenfalls zusammenführen und entsprechend weiterleiten. Wir brauchen also jemanden, der dazu in der Lage ist«, sagte Peter in versöhnlichem Tonfall.

Ryan schien kurz nachzudenken. »Hm, das kann ich gerne übernehmen. Sobald ich sehe, dass ich irgendwo vor Ort gebraucht werde, kann ich diesen Posten Julia und Anastacia übertragen. Helft

ihr beiden mir, Julia? Anastacia?«

»Das ist eine gute Idee, Ryan. Wir sind dabei«, erklärte Anastacia lächelnd. Ihr violett glänzendes Zahnfleisch irritierte Peter noch immer.

»Okay, wir sollten…«, begann Peter, brach aber irritiert ab, als er in Anastacias schmerzerfülltes Gesicht blickte. »Was ist mit dir?«

»Die Midas haben ... Fox' Truppen ... gesichtet. Ich ... sehe sie auch«, stammelte Anastacia mit geschlossenen Augen. Peter hatte es die Sprache verschlagen.

»Wie ist das möglich?«, sprach James seinen eigenen Gedanken aus.

»Es sind die Nalans«, erklärte Andrew.

»Nal-was?«, fragte John.

»Die kleinen Tierchen, die der Heiler Eruba Anastacia verabreicht hat, haben komplexe neuronale Veränderungen sowie Mutationen an ihr vorgenommen, die noch immer physiologische Veränderungen nach sich ziehen. Ich sagte ja bereits, dass ich noch nicht genau nachvollziehen kann, was mit ihr geschehen ist. Die Eingriffe sind zu vielschichtig, als dass ich sie vollständig durchschauen könnte, und Spekulationen bringen uns nicht weiter. Aber so viel kann ich mit Sicherheit sagen: Diese kleinen Lebewesen haben die Funktionsweise der Neuronen und deren ...«

»Kürzer bitte, Andrew«, unterbrach John.

»Um es zuende zu führen, Anastacias BID und ihre Healthbots sind weiterhin voll funktionstüchtig. Allerdings ist nicht gesagt, dass das so bleibt. Noch immer sind bei ihr einige Veränderungen, sowohl in den Zellen als auch in den Neuronen festzustellen«, ergänzte Andrew.

Anastacia ergriff wieder das Wort. »So verwirrend diese Sache auch sein mag, müssen wir uns nun konzentrieren. Fox' zweite Truppe ist unterwegs.«

Peter war sprachlos. War das noch seine Freundin? Sie wirkte unglaublich stark. Es gefiel ihm irgendwie … sie war so fokussiert … so rational und nüchtern. Und voller Tatendrang.

»Ich stimme Anastacia zu. Ich verfüge allerdings über die nötigen Bilder von dem Gebiet, in dem die Kidj'Dan gegen Fox Leute kämpfen werden. Ich werde sie euch gleich übertragen. Zum besseren Verständnis habe ich hier und da noch ein paar Hinweise eingefügt.« Andrew blickte mit leicht schiefem Gesichtsausdruck in die Runde, als warte er auf etwas.

»Super mit den Hinweisen. Das macht es ein bisschen einfacher. Vielen Dank, Andrew«, sagte John.

Ein lautes Horn ertönte dreimal. Es war so weit. Radaschas Ansprache stand unmittelbar bevor.

»Los, lasst uns weiter nach vorne gehen, damit wir besser hören, was sie sagt. Bei uns funktioniert das ja nicht mit der Gedankenübertragung«, sagte Robert.

»Das sagst du«, bemerkte Anastacia lächelnd. Peter und die anderen warfen ihr fragende Blicke zu.

»Egal«, winkte sie ab und eilte voran.

Peter und die anderen liefen hinter ihr her, vorbei an Kidj'Dan, die anscheinend alle zeitgleich ihre Verdauungsphase abgeschlossen hatten. Auf einer Erhöhung stand Radascha. Peter und die anderen befanden sich etwa zehn Meter vor ihr, inmitten einiger hundert Kidj'Dan. Die Königin hatte sich zu ihrer vollen Größe aufgebaut. Ihre Tentakel wehten um ihren Körper, als wären sie Ähren im Wind. Sie pulsierten und leuchteten dabei in wechselnden Farben. Sicherlich übermittelte sie die Rede auch telepathisch an ihre Untertanen, die nicht hier waren.

»Mein Volk, Menschen, die ihr an unserer Seite kämpft! Es ist so weit. Was wir immer gefürchtet, und womit wir dennoch gerechnet haben, ist nun eingetroffen: Wir werden in unserer Existenz bedroht. Ich habe versucht, einen Krieg zu verhindern, doch ich habe versagt. Wir mussten bereits unsere Heimat Hapt'Arian aufgeben und haben die Chance bekommen, uns hier auf Hapt'Urugan ein neues Leben aufzubauen. Wir haben dafür einen weiten Weg zurückgelegt, gelitten und gekämpft und allen Widrigkeiten getrotzt. Wir dürfen nicht zulassen, dass unsere harte Arbeit zunichte gemacht wird. Die tapferen Krieger unseres Volkes versammeln sich seit vielen Tagen in den Höhlen dieser schönen Stadt. Sie alle sind bereit, ihr Leben für uns zu lassen. Dafür danken wir ihnen und ehren sie. Volk der Kidj'Dan und Krieger von Dumras, Humril, Hamt'Darr, Rad'Mil, Kud'Schan und ihr Menschen, die ihr an unserer Seite steht: Ich muss meinen Posten hier in Dumras nun verlassen, um das Überleben unseres Volkes zu sichern. Der Hohe Rat wird, sobald die Männer des Feindes dort sind, wo wir sie haben wollen, unsere Geheimwaffe aktivieren. Nun sei noch eines gesagt: Wir müssen stark bleiben! Aufzugeben ist keine Option, egal wie viele Leben es kosten mag.«

Radascha hielt kurz inne und ließ das Gesagte wirken.

»Ich möchte den Menschen danken, die hier an unserer Seite stehen und ich möchte, dass ihr sie besonders schützt, Kidj'Dan. Ihr Überleben ist von großer Bedeutung, denn nur sie können später zwischen unseren Völkern vermitteln. Seid stark! Gebt nicht auf! Dann werden wir obsiegen!«

Für einen Moment herrschte andächtige Stille in der großen Höhle. Nur die Geräusche, die die Pilzbäume mit ihren Lichtblitzen erzeugten, waren zu hören. Dann brach plötzlich Jubel aus. Die Kidj'Dan-Krieger reckten ihre Waffen und riefen ihren Kampfruf »Hum'Da«, ›Für den Sieg‹. Sie wiederholten den Ruf, als wäre es ein Mantra, während die Krieger die Höhle verließen. Mit jedem Schritt stießen sie ihre Speere auf den Boden. Das Geräusch schuf eine bedrückende Atmosphäre.

Radascha stieg von ihrem Podest. Ihre Tentakel verblassten und schmiegten sich an ihren Körper. Sie wirkte erschöpft nach ihrer Rede. Trotz der fehlenden Mimik aufgrund ihrer Facettenaugen spürte Peter die Entschlossenheit aber auch die Fassungslosigkeit über den unausweichlich gewordenen Krieg. Oder waren das seine eigenen Gefühle?

Peter fiel auf, dass Radascha in ihrer Rede erwähnt hatte, dass die Kidj'Dan nicht von hier stammten. Anscheinend hatte sie sich entschieden, ihr Volk über ihre Herkunft aufzuklären. Das musste vor der Rede geschehen sein. Peter fand es gut und richtig, dass die Königin ihrem Volk die Wahrheit über ihre Vergangenheit nicht weiter vorenthielt.

Plötzlich hörte er ein lautes Kreischen. Mehrere Midas ließen sich von der hohen Decke fallen und landeten in der Nähe des Ausgangs. Peter wusste, dass sich unweit der Höhle eine Öffnung, ähnlich wie ein großer Schornstein befand, durch den die Midas die Höhle verlassen konnten. Nun tänzelten sie mit angelegten Flügeln vor den Kriegern und warteten. Peter hatte von Ondras gehört, dass die Kidj'Dan im Kampf auch die Midas nutzen, hatte zuvor aber noch nie ein für diesen Zweck genutztes Fledertier gesehen. Auf jedes der riesenhaften Tiere setzte sich ein Krieger. Die Satteltaschen waren mit eigenartigen Behältnissen bestückt, in denen sich irgendetwas Dunkles bewegte.

Peter sah, wie die Midas die Höhle verließen, noch am Ausgang ihre Flügel ausbreiteten, und sich in die Höhe schwangen.

Es war also so weit. Peter schloss seine Augen und drückte

Anastacias Hand, die in seiner lag. Es ging los.

21 – Elias Fox

Juli 2385 | Three Moon

Die Meldungen kamen endlich herein.

»Division Alpha: bereit.«

»Beta: bereit.«

»Gamma hier: wir sind auch bereit.«

»Delta: bereit zuzuschlagen.«

Dr. Elias Fox war zufrieden. Der Funkkontakt war ausgezeichnet. Er vernahm die Stimmen der Kommandanten der einzelnen Einheiten klar und deutlich in seinem abgedunkelten Kommandoraum in Three Moon. Die Operation konnte in Kürze beginnen. Vor ihm leuchtete ein mehrere Meter großes Hologramm, auf dem die Standorte der Soldaten als bewegliche Symbole in Echtzeit verfolgt werden konnten. Zusätzlich konnte er sich in die Kontaktlinsen der Soldaten schalten und so ein Bild von jedem Winkel des Schlachtfelds erhalten.

Sergeant O'Hara, eine erfahrene Kommunikationsoffizierin, war für die Weiterleitung der Befehle ihres Präsidenten zuständig. Sie saß ebenfalls an einem großen holografischen Terminal, um Fox' Befehle von dort aus zu verschicken und die eingehenden Informationen zu analysieren. Sie blickte kurz von ihrer Arbeit auf. Ihr Gesicht war bläulich beleuchtet und gab ihren Augen einen seltsamen Glanz, als sie sagte: »Sir, alle Einheiten sind in Position. Wir sind bereit für den Angriff.«

»Ausgezeichnet, Sergeant« grinste Fox. »Sind die Drohnen in Position?«

»Ja, Sir. Seit wir den genauen Aufenthaltsort dieser Spezies ausgemacht und gelernt haben, dass wir die Tarntechnologie des Feindes problemlos durchfliegen können, haben wir immer wieder Minidrohnen in die Höhle geflogen, um alle Aktivitäten der Kidj'Dan, also … der Aliens ... auskundschaften zu können. So haben wir in den letzten Tagen einen guten Überblick über deren

Truppenstärke gewonnen.«

Sie holte tief Luft und ergänzte mit hochgezogenen Augenbrauen: »Was mich allerdings etwas stutzig macht: Heute morgen haben wir erneut die Drohnen in die Höhle geschickt. Haben wir ihre Stärke vor kurzem noch auf etwa 5 000 Individuen geschätzt, scheinen es heute weniger als zweihundert zu sein. Das gefällt mir nicht.«

Fox kniff die Augen zusammen. Könnte es sein, dass die Drohnen entdeckt wurden? Oder waren die anderen Biester vielleicht auf den Feldern? Oder war das sogar ein Hinterhalt? Dieser verdammte Lenoir …

Er wandte sich wieder an O'Hara.

»Sehen Sie irgendwelche Anzeichen für Kampfvorbereitungen?«

»Negativ, Sir. Keine Waffen, auch keine Bunker oder Befestigungen. Sie scheinen sich normal zu verhalten, aber es sind bei Weitem zu wenige, um Vorbereitungen für einen Kampf treffen zu können. Sollen wir trotzdem angreifen?«

Fox überlegte. Wenn die Aliens auf einmal weniger waren als geplant, konnte das nur zwei Gründe haben: entweder waren die verdammten vierarmigen Feiglinge geflüchtet, oder diese Scheusale planten etwas. Das gefiel ihm ganz und gar nicht. Aber er konnte und wollte vor der Armee keine Schwäche zeigen. Fox spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Die gesamte Haut seines Körpers prickelte unangenehm. Diese verfluchten Bots. Sie wollten einfach keine Ruhe geben. Trotz der permanenten Kopfschmerzen, die er verspürte, seit die Hyperbots sich in seinem Kreislauf befanden, aktivierte er die Übertragung an die Offiziere der Einheiten.

»Alle herhören! Heute ist der Tag gekommen, an dem wir unser Schicksal in die Hand nehmen und Lumera zu unserer Heimat machen. Wir befreien uns von der Bedrohung durch diese Monster. Wir greifen an wie geplant – und wir werden siegen. Für die Menschheit!«

»Mr. President?«

Die Stimme von General Allen Bonneville ließ Fox zusammenzucken.

»Was ist?«, raunzte er, während er durch die Echtzeitaufnahmen der Kampfdrohnen durchschaltete. Er hatte unglaubliche Kopfschmerzen. Und diese neuen Hyperbots – sie sprachen zu ihm oder lösten Halluzinationen aus. Genau wusste Fox es nicht, und er

hatte auch keine Zeit sich diesem Problem zu widmen, aber es nervte ihn gewaltig.

»Wir haben den Feind nun über eine Distanz von fast fünf Kilometern überirdisch verfolgt. Unsere Truppe hat sich erfolgreich in die Höhle abseilen können. Das Dorf war, erwartungsgemäß, fast leer. Die Scouts von Einheit Alpha befindet sich immer noch im Gang, durch den der Feind offenbar geflohen ist. Die restlichen Truppen sind ihnen überirdisch gefolgt. Wir stehen nun am Rand des Dschungels, und der Gang führt unter Tage in den Wald hinein…«

»Geben Sie mir ein Bild«, unterbrach ihn Fox und klinkte sich aus der Drohne aus.

Die Übertragung der Kontaktlinsenbilder von General Bonneville wurde gestartet. Fox aktivierte seinen Holocube. Das war einfacher und er musste seinen Kopf nicht so anstrengen. Diese verdammten Schmerzen!

Er sah größere Einheitenverbände, die auf einer grasbewachsenen Ebene am Rande des massiven Dschungels standen und auf ihren Angriffsbefehl warteten. Schwere Fahrzeuge standen herum, in der Luft kreisten Skyrider.

»Ich muss Ihnen leider mitteilen, dass wir die Flüchtigen bislang nicht haben stellen können«, fuhr Bonneville fort. »Sie scheinen ihren Vorsprung ausgebaut zu haben. Wenn Sie mich fragen, war das eine sorgfältig geplante Evakuierung.«

»Wie meinen Sie das? Reden Sie, Mann!«

»Als wir das Dorf angegriffen haben, waren etwa 200 Aliens vor Ort. Leider haben wir aber keine Ahnung, wo die anderen alle stecken. Die verbliebenen Aliens haben bei unserem Angriff nur geringe Gegenwehr geleistet und sind nach einem kurzen Gefecht in die Tunnel geflohen. Wir haben natürlich die Verfolgung aufgenommen, aber die Gänge waren alle fünfzig Meter mit durchsichtigen Barrieren versperrt, die uns viel Zeit gekostet haben.«

»Jaja, das habe ich erwartet. Selbstverständlich sind sie geflohen, da muss man nicht herumrätseln. Aber wir müssen nachsetzen und dem Spuk jetzt ein für alle Mal ein Ende bereiten«, sagte Fox.

Es dauerte einige Sekunden, bis Bonneville antwortete: »Sir, ich bin skeptisch, dass es eine gute Idee ist, sie auf direktem Wege weiter zu verfolgen, wenn sie uns in einen Hinterhalt locken

wollen.«

Fox wollte Bonneville zurechtstutzen, um wieder die Oberhand zu gewinnen, aber es ging nicht. Die Worte kamen nicht durch den Nebel, der über seinem Bewusstsein lag. Stattdessen machten sich seine Gedanken, die er an seinen General übertrug, selbstständig. Oder übernahm etwas die Kontrolle über ihn? Was es auch war – er musste sich enorm anstrengen, um seine Antwort herauszupressen.

»Und Sie wollen der Anführer der menschlichen Streitmacht sein, die im Namen der Erde neue Planeten erobert? Mein Gott, was für eine Enttäuschung! Wir haben überlegene Waffen und einen überragenden Intellekt. Diese Biester hingegen sind froh, dass sie halbwegs aufrecht gehen können. Wir sind ihnen in allen Belangen haushoch überlegen. Das müssen wir ausnutzen, bevor sie uns später mit irgendwelchen Selbstmordkommandos oder Hinterhalten terrorisieren. Wir müssen das jetzt zu Ende bringen.«

»Meine Aufgabe als General der Armee ist es, unsere Zivilisation zu beschützen – und dazu zählen auch meine Soldaten. Und bei allem nötigen Respekt, Mr. President: so unterlegen, wie Sie die Aliens darstellen, sind sie nicht. Die Tarntechnologie, mit der sie ihr Dorf so lange vor unseren Drohnen verbergen konnten, ist uns gänzlich unbekannt. Ihre Tunnelbarrieren sind ausgesprochen schwer zu überwinden. Und ihre Art der Kommunikation scheint auch völlig anderen Gesetzen zu folgen, als wir sie kennen. Ich will nicht sagen, dass wir sie nicht besiegen können, möchte aber vor unnötigen Schnellschüssen warnen – vor allem, wenn wir auf dem Gebiet des Feindes kämpfen. Denn obwohl wir den Dschungel mittlerweile etwas besser kennen, stellen Flora und Fauna immer noch eine erhebliche Gefahr für unsere Soldaten dar.«

Fox spürte den unbändigen Drang, auf die dunkle Konsole vor sich zu schlagen. Sein Arm zuckte beim Versuch, diesem Drang zu widerstehen. Er bemerkte die Blicke einiger Leute, die sich mit ihm im Kommandoraum befanden und ihn beobachteten.

»Das ist doch Blödsinn, wir haben den Dschungel erforscht. Okay, es gibt dort ein paar piksende Blümchen und ein paar Viecher mit Zähnen, aber die gibt … gab es auf der Erde auch. Und trotzdem hat die Menschheit stets gekämpft. Auf der Erde gab es auch Dschungel, und trotzdem haben die Starken ihren Feinden die Hölle heißgemacht, anstatt sich wie Angsthasen zu verstecken. Wir dürfen uns jetzt nicht zurückziehen, sondern müssen das Momentum nutzen und diese Plage ein für alle Mal auslöschen.«

»Aber es gibt noch viel zu viele Unbekannte in der Gleichung: Wir wissen nicht, welchen Verlauf der Tunnel nimmt und wo er endet. Wir wissen nicht, was uns dort erwartet. Wir kennen weder das Terrain noch die genaue Anzahl und Bewaffnung unserer Gegner. Zum Schutz unserer Frauen und Männer schlage ich vor, dass wir versuchen, den Feind aus seinem Versteck zu locken.«

»Und wie wollen Sie das machen?«

»Ehrlich gesagt habe ich darauf zurzeit noch keine adäquate Antwort. Wir sollten zur Basis zurückkehren und mit Drohnen, Spähandroiden und kleinen Stoßtrupps die Lage sondieren, um mehr über die Gegebenheiten in Erfahrung zu bringen.«

»Was reden Sie da, Mann? Das dauert Tage, wenn nicht Wochen. Wir verlieren das Überraschungsmoment und die Gefahr eines Gegenangriffs ist viel zu groß. Das ist Schwachsinn! Sie werden dieses Pack unverzüglich verfolgen, aufspüren und vernichten! Ist das klar?«

General Bonneville schwieg für einige Sekunden. Fox konnte fast hören, wie er überlegte. Dann antwortete er etwas zögerlich: »Wie Sie befehlen, Mr. President. Parallel zur Alpha Einheit, die sich im Tunnel befindet, werde ich die Bodentruppen anweisen, in den Dschungel vorzurücken. Allerdings werden wir einen Teil der Ausrüstung zurücklassen müssen. Wir müssen zu Fuß vorrücken und können nur die Drohnen und die Skyrider als Unterstützung über den Bäumen mitnehmen.«

»Das sollte auch reichen. Und falls es Gegenwehr gibt, drängt sie aus dem Wald und macht sie dort platt. Mit den Drohnen und den Androiden wird das ein Spaziergang. Ich zähle auf Sie!«

»Danke, Sir. Wir werden Sie nicht enttäuschen.«

Das hoffe ich für dich, dachte Fox und beendete die Verbindung. Er ballte die Faust und rief den Arzt, damit er ihm etwas gegen die Kopfschmerzen und die merkwürdigen Stimmen in seinem Kopf geben konnte.

22 – General Allen Bonneville

Juli 2385 | Dschungel

»Goldwin, halten Sie Ihre Einheit zusammen. Die Waffen müssen aktiviert bleiben«, befahl General Allen Bonneville seinem Major. Er war unheimlich wütend auf Elias Fox. Dieser Wahnsinnige schickte ihn und seine Männer leichtfertig in den Tod. Er konnte die Entscheidung des Präsidenten, weiter vorzurücken, nicht nachvollziehen. Natürlich war es aus militärischer Sicht sinnvoll, mögliche Bedrohungen für die Zivilbevölkerung frühzeitig möglichst vollständig zu eliminieren. Aber seine Armee sehenden Auges in einen Hinterhalt zu schicken, hatte mit durchdachter Planung und verantwortunsbewusstem Handeln nichts zu tun. Kein richtiger Präsident würde seine eigenen Leute derart unnötig in Gefahr bringen.

Seine Männer gingen nebeneinander in einer lockeren Kette durch den hohen Farn. Ihre Waffen im Anschlag, rückten sie Meter für Meter vor. Alle waren angespannt und rechneten jederzeit mit einem Angriff.

Plötzlich raschelte etwas vor ihnen im Gestrüpp. Was zum Henker war das? Die Blätter bewegten sich. Bonneville hob die Faust, und seine Truppe verharrte. Die Infrarotdarstellung seiner Kontaktlinsen war leider nicht zu gebrauchen, denn in diesem Dschungel herrschte ein Durcheinander von Temperaturen, wie er es von der Erde schlicht nicht kannte. »Bereitmachen, Männer!«, kommandierte er über seinen BID und deutete mit dem Arm auf einen vielleicht fünf Meter entfernten Busch mit faustgroßen Früchten. »Cooper, Johnsten, überprüfen Sie das!« Seine beiden Flügelmänner lösten sich aus der Kette und näherten sich vorsichtig dem Gebüsch, aus dem er die verdächtigen Geräusche zu hören gemeint hatte.

»Meldung!«, forderte Bonneville über den BID.

»Sieht okay aus«, antwortete Johnsten.

Auch Cooper reagierte: »Wenn hier was war, hat es sich verpisst, Sir«.

Bonneville deutete mit dem Daumen hinter sich, worauf Johnsten sich umdrehte und seine Position in der Reihe wieder einnahm.

»Cooper, zurück ins Glied!«

Der Angesprochene hob kurz seine Hand. »Hier ist was«, übermittelte Cooper per BID. Wie in Zeitlupe bog er mit dem Lauf seines Sturmgewehrs ein großes Blatt zur Seite. Plötzlich machte er einen Satz zurück und fiel zu Boden. »Ach du Scheiße!«, rief er fast hysterisch und beeilte sich, wieder aufzustehen.

Bonneville konnte noch immer nichts Bedrohliches ausmachen. Er aktivierte den Zoom seiner Kontaktlinsen, um zu sehen, was Cooper so erschreckt hatte. Eine margeritenartige Blüte, in deren Mitte ein fast menschlich wirkender Augapfel saß, glotzte Cooper an.

»Abstand, Cooper!«, brüllte er.

Plötzlich gerieten Gebüsch, Wurzelwerk, Farne und Moose in Bewegung und schoben sich gut einen Meter nach links. Dann wuchs es plötzlich mehr als mannshoch in die Höhe. Der linke Teil, auf dem sich noch weitere Stielaugen geöffnet hatten, schwenkte in Coopers Richtung.

Bonneville musste zweimal hinschauen, doch er hatte sich nicht getäuscht: Er konnte riesige Pranken erkennen. »Das ist ein Tier! Ducken und bereit halten!«, befahl er über den BID.

»Ihr Befehl, Sir?«, fragte einer der Soldaten zu seiner Linken.

Plötzlich brachte ein Knurren die ganze Umgebung zum Vibrieren.

»Warten!«, befahl Bonneville. Er spürte, dass die Vibrationen allmählich in ein kräftiges Beben übergingen. Im Blätterdach direkt über ihnen gerieten die umgebenden Bäume ebenfalls in Schwingung. Nach kurzer Zeit schwankten ihre gewaltigen Kronen um mehrere Meter hin und her, und eine Unzahl von Kleintieren und Blättern, Ästen und nussartigen Objekten prasselte auf Allen und seine Männer herab.

»Verdammt noch mal, Johnsten, du hast doch gesagt, es wäre okay«, rief Cooper, »und jetzt schau dir diesen Mist an, Mann!«, schimpfte er, während er rückwärts an seinen angestammten Platz neben Bonneville zurückgestolpert war.

Johnsten streckte seinem Kameraden den Mittelfinger entgegen. »Ich sagte, es sieht so aus!«

Bonneville nahm im Augenwinkel wahr, dass einige Meter neben ihm ein Soldat von einem herabstürzenden Ast zu Boden gerissen wurde. Seine Kameraden wichen erschrocken zurück. Unmittelbar daneben stieß ein anderer einen verzweifelten Schmerzensschrei aus. Mit der Hand an seinem Hals, die das spritzende Blut aber kaum bremste, fiel er zu Boden. Das Knurren des Tieres wechselte jetzt zu einem rhythmischen Brummen.

»Sani …«, begann Bonneville.

»Schon dabei, Sir«, übermittelte einer der Sanitäter per BID an seinen Vorgesetzten. »Wir werden versuchen, die Blutung zu stoppen.«

Bonnevilles Wut auf Präsident Fox wuchs von Sekunde zu Sekunde. Wenn er diesen Mistkerl in die Finger bekam, konnte er nicht garantieren, ihn nicht an Ort und Stelle abzuknallen!

Das von Blättern und Farnen bewachsene, fast drei Meter große Wesen – augenscheinlich mehr Tier als Pflanze – riss sein riesiges Maul auf und entblößte furchterregende Reißzähne.

Plötzlich zerriss ein lauter Knall die Luft und eines seiner tennisballgroßen Stielaugen zerplatzte wie ein wassergefüllter Ballon. Weitere Soldaten eröffneten daraufhin ebenfalls das Feuer. Sie hatten es auf die anderen Stielaugen abgesehen, die nun aber von dem Wesen eingezogen wurden. Große Blätter und Farne wurden von den Geschossen durchbohrt oder abgerissen. Es war kaum auszumachen, was zum Dschungel und was zum Tier gehörte, aber sicher war, dass das eigentümliche Wesen in Sekundenbruchteilen von unzähligen Projektilen durchsiebt war. Dennoch verharrte es an seinem Platz.

Bonneville war fassungslos über seine pflichtvergessene Truppe.

»Verdammt, ich habe keinen Feuerbefehl gegeben«, brüllte er.

»Sir, das mu…«, begann einer der Einheitenführer, brach dann aber ab, denn das riesige Tier schien die Treffer kaum wahrzunehmen. Stattdessen veränderte es nun seine Haltung und sah so aus, als würde es zum Sprung ansetzen.

»Ausschalten!«, entschied Bonneville in Sekundenbruchteilen.

Beinahe zeitgleich machte das Tier einen Satz auf die beiden Männer zu, die noch vom Sanitäter behandelt wurden. Wie in Raserei verbiss es sich in einen der beiden Verletzten. Die Schreie des Mannes erfüllten die Luft.

»Feuer, das ist ein Befehl!« Bonneville zog seine Glock aus dem Halfter, zielte und drückte mehrfach ab. Der lange Schwanz, den er erst jetzt registrierte und an dessen Ende Steinbrocken hingen, peitschte in ausladenden Schwüngen durch den Dschungel und traf einen weiteren Soldaten, der gegen einen Baum geschleudert wurde und bewusstlos liegen blieb. Doch der Dauerbeschuss aus mindestens zwanzig Sturmgewehren begann endlich Wirkung zeigen, denn die Bewegungen des Tieres wurden nun langsamer.

»Johnsten, Granate!«, befahl Bonneville.

Johnsten zückte eine Granate. In diesem Augenblick zuckte der Kopf der Kreatur herum und, als wüsste sie, was Johnsten vorhatte, stürzte sie sich wütend fauchend auf ihn.

Entsetzt musste Bonneville zusehen, wie Johnsten mit Händen und Füßen gegen die Attacke des bewaldeten Monstrums ankämpfte. »Bringt dieses verfluchte Vieh endlich um!«, schrie er wutentbrannt.

Das monsterartige Wesen biss sich in Johnstens Bauch fest und drückte ihn mit aller Kraft gegen eine Wurzel, die aus dem Boden ragte. Wenn sie ihn nicht schnellstens retteten, würde Johnsten diesen Kampf nicht überleben.

Die oberen Schneidezähne schrammten über Johnstens Stirn. Seine Schreie gingen Bonneville durch Mark und Bein. Doch plötzlich bäumte Johnsten sich auf. Mit seinem unverletzten Arm schob er die Granate, die sich immer noch in seiner Hand befand, zwischen die Zähne ins Innere des Mauls. »Lebt wohl«, brachte er mit erstickter Stimme hervor.

»Nicht! Wenn du das machst, gehst du drauf, Mann! Wir retten dich!«, schrie Cooper und schoss eine weitere Salve auf die zischend ein- und ausatmende Kreatur. Doch Bonneville hörte schon das metallische Klimpern des Sicherungsstifts, den Johnsten in diesem Moment gezogen und fallen gelassen hatte. Er streifte seinen Blick. Lächelte er ihm zu? Dann schloss Johnsten die Augen.

Bonneville aktivierte den BID. »Weg hier!« befahl er, setzte sich in Bewegung und zählte die Sekunden bis zur Detonation. Die Explosion ließ ihn zusammenzucken. Sofort blieb er stehen und richtete den Blick auf das Ungeheuer. Zum Glück hatte es ihn nicht von den Beinen gerissen. Johnsten war vermutlich sofort tot, aber auch das widerliche Monstrum war kaum mehr zu erkennen. Seine Kiefer waren zerfetzt, und es brach zusammen. Dabei begrub es den

Soldaten unter sich.

»Gott, wie ich Lumera hasse!«, schrie Cooper, »Ich hasse dich, du Scheißplanet!« Völlig außer sich, lief er zu den Überresten seines Kameraden. »Es tut mir leid, Ron, es tut mir so leid! Ich werde auf Annie aufpassen, versprochen!«

Bonneville konnte seinen Blick nicht abwenden. »An alle: kurze Pause, aber schickt ein paar Drohnen raus. So etwas soll nicht noch mal passieren«, übermittelte er an die Truppe, während Cooper nach Fassung rang. Er wusste von Johnstens Frau, die beim Bau der Poliklinik von einer abgestürzten Trägerdrohne beinahe erschlagen worden war. Nun befand sie sich auf einem der Raumschiffe im Orbit, auf der Artemis, in einer Pflegestation und konnte sich nicht mehr an ihren Ehemann erinnern. Anscheinend war es ihr wegen einer Unverträglichkeit nicht möglich, sich Healthbots einsetzen zu lassen. Eine Tragödie.

Dieser verfluchte Fox: Größenwahn, gepaart mit einer ausgewachsenen Paranoia. Schon allein für die Unverfrorenheit, seine Familie als Druckmittel einzusetzen, damit er die Truppen in den Kampf schickte, verdiente er, selbst von einem dieser Ungeheuer aufgefressen zu werden. Bonneville fragte sich die ganze Zeit, ob es richtig gewesen war, sich erpressen zu lassen, obwohl seiner Familie gedroht wurde. Immerhin ging es hier um das Leben von rund 10 000 Menschen. Die Androiden waren ihm egal. Aber war das Leben seiner Frau und seiner beiden Kinder es wert, den Tod von tausenden Vätern, Brüdern, Ehemännern, zu riskieren? Warum nur wurde er zu dieser grausamen Entscheidung gezwungen? Die Gesichter seiner beider Kinder leuchteten vor seinem inneren Auge auf. Was auch immer jetzt passiert, dachte Bonneville, Fox wird dafür bezahlen.

»Sani, schicken Sie einen von den PST-Spezialisten zu Cooper!«

Nachdem die fünfminütige Verschnaufpause vorüber war, erteilte Bonneville neue Befehle. »Goldwin, Silvestre, wir brauchen Luftaufklärung. Wenn jetzt noch ein paar dieser verfluchten Urwaldviecher unseren Weg kreuzen, können wir einpacken, und das bevor wir den Feind überhaupt aus der Nähe gesehen haben! Rücken Sie mit Ihren Truppen weiter vor, wenn das Gelände gesichert ist. Es ist mir außerdem viel zu still hier. Die Blätter bewegen sich, aber es ist nichts zu hören. Das gefällt mir nicht.«

Er aktivierte seinen BID: »Colonel Tipper, was ist da unten bei

Ihnen im Tunnel los? Machen Sie Meldung!«

»Tipper hier. General, seit wir dem Gang folgen, haben wir keines der Alienwesen mehr zu Gesicht bekommen. Es gibt ab und zu Krallenspuren, mehr aber nicht. Das Ende des Gangs haben wir immer noch nicht erreicht, es gibt nun aber eine leichte Steigung. Ich hoffe, wir kommen bald hier raus. Sollen wir unsere Verfolgung fortsetzen? Ich gehe weiterhin davon aus, dass sie uns am Ende des Gangs in eine Falle laufen lassen. Ich wiederhole: Das könnte eine Falle sein. Erwarte weitere Anweisung!«

»Scheiße, Tipper. Gehen Sie weiter. Ich habe ebenfalls meine Anweisungen. Keinen Rückzug. Ich wiederhole: keinen Rückzug!«

»Roger, General.«

Bonneville beendete die Verbindung. Er hatte ein verdammt beschissenes Gefühl bei der Sache. Colonel Tipper war ein kompetenter Mann. Er mochte ihn und was noch wesentlich bedeutender war: seine Einheit vertraute ihm. Doch wie auch Bonneville musste er den Befehlen des Präsidenten gehorchen. Und hier oben war die Lage auch nicht besser als in den Gängen unter ihnen.

Bonneville schaltete auf die X-Drohne um. Sie war besonders klein und konnte sich unterhalb des Blätterdachs bewegen und Hindernissen selbstständig ausweichen. Das Bild zeigte den Dschungel etwa fünfhundert Meter vor ihm. Es war nichts Auffälliges zu sehen. Wo steckten diese Aliens bloß? Waren sie unsichtbar, oder heckten sie eine Teufelei aus?

Die Drohne verharrte plötzlich in der Luft. Was zum Henker? Die Kamera zeigte auf einmal die Fratze eines unheimlichen Wesens mit großen schwarzen Augen und einem riesigen Maul? Es näherte sich der Kamera mit enormer Geschwindigkeit. Fast wirkte es so, als grinste es in die Linse. Sekunden später wurde das Bild der Drohne schwarz. Sie war offline.

Allen Bonneville versuchte gar nicht erst, die anderen Drohnen zu erreichen. Es reichte ihm, dass die Aliens irgendwo da vorne auf sie lauerten.

»Goldwin, Silvestre, fünfhundert Meter vor uns verschanzt sich der Feind. In Gefechtsstellung gehen! Feindberührung in sieben Minuten. Division Gamma und Delta: haltet die Flanken! Wir müssen den Feind zurückdrängen. In zwei Kilometern quert eine breite Schneise den Dschungel. Wenn wir die Biester vor uns her aus dem Dschungel treiben, können wir unsere Air Force einsetzen.«

Bonneville flüsterte dem Soldaten zu seiner Linken etwas zu: »Faivre, gleich ist es so weit. Wie geht es Ihnen?«

Nervös rückte Faivre seinen Helm zurecht. »Verflucht, mir geht der Arsch auf Grundeis, General.«

»Ganz ruhig, Faivre. Wir sind gut ausgestattet. Ihre Frau und Ihre Tochter werden Sie am Stück wiederbekommen. Dafür sorge ich.«

Er erhielt keine Antwort und blickte zu Faivre, sah ihn aber nirgends.

»Faivre, verdammt. Faivre! Wo sind Sie? Wollen Sie mich verarschen?«

Bonneville suchte die Umgebung ab. Die anderen Soldaten waren noch da. Etwa zehn Meter rechts war Tucker, und hinter sich hörte er im Dickicht die Nachfolgenden. Zehn Meter links von ihm war eben noch Faivre durch das Dickicht gestiegen. Nun fehlte von ihm jede Spur. Auch sein BID war offline.

Augenblicklich blieb Bonneville stehen und wies seine Männer durch die gehobene Faust an, ebenfalls stehenzubleiben. Er musste kurz die Lage sondieren und überlegen, was zu tun war. »Hat irgendwer Faivre gesehen?«, fragte er fast schon panisch, aber er bekam nur ein paar ›Neins‹ zur Antwort.

Ungläubig ging er zu der Stelle, wo Faivre eben noch gewesen war, doch so verrückt sich das auch anfühlte, es war, als hätte der Erdboden ihn verschluckt. »Nicht zu fassen«, murmelte er.

Wenn Bonneville eines nicht war, dann ein Angsthase. Er hockte sich hin und strich mit der Hand über den Fußabdruck am Boden. Es war der letzte, den er von Faivre noch finden konnte. Er tastete den Waldboden ab, doch da war nichts. Kurz überlegte er, Fox zu kontaktieren, verwarf den Gedanken aber wieder. Was sollte das nützen? Fox konnte ja kaum anders, als sie weiter in den Dschungel vorzuschicken. Eine andere Möglichkeit akzeptierte sein fanatischer Geist nicht.

Ganz sanft spürte er ein vertrautes Plätschern auf seinem Helm. Regnete es? Er fasste mit seiner behandschuhten Hand auf seinen Helm – und erstarrte. Es war Blut. Menschliches Blut, da war er sicher.

Er hob den Kopf.

»Männer, kommt vorsichtig her. Ich fürchte, ich habe Faivre gefunden.«

23 – John

Juli 2385 | Dumras

John versuchte zu atmen, aber er bekam keine Luft. Panik riss ihn aus seiner Schockstarre. Warum konnte er nicht atmen? Dann fand er die Antwort: Erde – in seinem Mund befand sich die lockere Erde des Waldbodens. Würgend spuckte er sie aus und hustete ausgiebig.

Noch immer hatte er buchstäblich einen Kloß im Hals. Da wurde ihm klar, dass er die restliche Erde, die sich nicht rauswürgen ließ, runterschlucken musste. Er kniff die Augen zusammen und zwängte die Erde seine Speiseröhre hinunter. So schmeckte Lumera, dachte er unwillkürlich und atmete schließlich tief ein. Endlich konnte er wieder frei atmen! Dass die Luft von dichtem Rauch erfüllt war, kümmerte ihn erst, als ihn eine Hustenattacke schüttelte.

Nachdem er sich wieder beruhigt und für ein paar Sekunden zu entspannen versucht hatte, aktivierte er den BID, um seinen Gesundheitsstatus zu checken: ›Hoher Blutverlust an der linken Hand. Blutung muss extern gestoppt werden. Ventilpneumothorax. Sofortige externe Drainage notwendig.‹ Verdammt, seine Lunge hatte was abbekommen. Er spürte, dass er mit jedem Atemzug schlechter Luft bekam. Außerdem konnte er seinen Kopf nicht heben, um sich seine Hand anzusehen. Sie schmerzte, und in seinen Ohren pochte es.

»Robert?«, fragte er über seinen BID in den Dschungel hinein. Auf die Ellbogen gestützt, wälzte er sich schwerfällig zur Seite. Nur wenige Meter von John entfernt lag Nuno, sein Reittier. An seinem linken Hinterlauf klaffte ein langer Riss, und Knochenspitzen ragten heraus. Dem armen Tier war nicht mehr zu helfen. Seine markerschütternden Rufe wichen bald schweren Atemstößen und versickerten im Gefechtslärm.

»Robert? Bist du da?« Tränen liefen ihm aus den Augenwinkeln über die Wangen. »Robert, hilf mir!«, wimmerte er. Ganz weit weg in seinen Erinnerungen hallte das Lachen eines Kindes. Seines

kleinen Sohnes.

»Halte durch, ich bin gleich bei dir, John. Wie geht es dir?« Robert war doch noch in seiner Nähe.

»Gott sei Dank!« John suchte im Hauptmenü seines BIDs nach der Funktion für die Übertragung. »Ich schicke dir die Diagnose rüber«, sagte John. Irgendetwas war in seinem Auge und brannte wie Feuer.

»Was machst du denn? Deine Niven-Sammlung hast du mir schon vor Wochen kopiert. Konzentriere dich auf die Diagnose!«

Robert hatte recht. Er hatte ihm einfach irgendetwas rübergeschickt, er musste sich wirklich besser fokussieren. Er schloss die Augen und wühlte in seinen Gedanken. So schaffte er es schließlich, die richtigen Daten zu schicken.

»Ach du Scheiße! Das ist nicht gut«, rief Robert aus.

Johns linkes Auge durchfuhr ein stechender Schmerz. »Was ist nicht gut?« Er fuhr sich mit der Linken darüber, und endlich war der Krümel fort.

»Was ist passiert, Robert?« Aus tränengetränkten Augen betrachtete er seine Hand. Sie sah verbogen aus und blutete stark.

Plötzlich erschien Roberts Gesicht in seinem immer noch unscharfen Blickfeld. John war noch nie so froh gewesen, seinen Freund wiederzusehen.

»Ich habe Peter die medizinischen Infos übertragen. Mal sehen, was er sagt«, erklärte Robert. Dabei riss er Johns Hemd nach oben und betrachtete seinen Oberkörper. »Ja, da sind lauter kleine Schnitte«, sagte Robert laut, damit John das Gespräch mithören konnte. Seine Stimme zitterte. »Ich habe doch keine Ahnung, wie das geht!« Wieder eine Pause. »Erste-Hilfe-Kurs? Da lernt man so was nicht. Okay, kannst du nicht einfach von irgendeinem die Infos auf mich übertragen, sodass ich das schnell lerne?«

Johns Hand schmerzte immer mehr, und als er sie sich erneut vor sein Gesicht hielt und genauer betrachtete, sah er, dass Ring- und Mittelfinger fehlten. Sein letztes Stündlein hatte geschlagen, Davon war er überzeugt.

»Robert, ich kann nicht richtig atmen«, sagte er.

Robert nickte bestätigend, sprach aber weiter: »Wenigstens eine Filmaufnahme, oder ein paar Fotos?« Wieder riss Robert an Johns Hemd, und diesmal zerriss es. »Ich weiß, aber ich will zumindest versuchen, ihm zu helfen.«

Plötzlich durchfuhr John ein schneidender Schmerz, und er

schrie auf. »Zur Hölle, Robert, das … das tut weh!«

»Das kann ich jetzt nicht ändern. Sorry, John, ich hab's gleich. Aber ich muss das vernünftig verbinden, um die Blutung zu stoppen!«

Jede von Roberts Berührungen jagte schmerzliche Schauer durch seinen Oberkörper.

»Ich glaube, John muss zu einem Heiler. Danke für das Video, Peter, aber ich hab hier keine Nadel. Ich versuche es bei Anastacia, vielleicht weiß sie was über eine Pflanze, die wie eine Hohlnadel funktionieren könnte, mehr fällt mir auch nicht ein. Ciao.« John sah, wie Robert sich über ihn beugte. Sein Blick war ernst und seine Pupillen stark geweitet.

»Anastacia, ich bin's, Robert … Anastacia, ich brauch dich hier, sofort!«

John horchte in den Dschungel, um sich von seinen Schmerzen abzulenken. Er nahm untypische Geräusche wahr, als würden elektrische Generatoren laufen und schwere Maschinen sich durch dichtes Gestrüpp arbeiten. Weit entfernt bellte irgendjemand unverständliche Befehle.

»Hast du gehört, John? Anastacia kommt und holt dich!«

»Okay, das ist gut, aber ich krieg einfach keine Luft, auch wenn ich tief einatme.« Panik flackerte wieder in John auf. Er hatte das Gefühl, als läge er in heißem Wasser. »Robert? Ich kann nicht atmen!«, ächzte er und klammerte sich an Roberts Arm. ›Sauerstoffsättigung kritisch‹, verkündete Johns BID. Als ob er das nicht wüsste!

»Anastacia, ich flehe dich an, beeil dich, er wird schon ganz blau im Gesicht!«

Weit hinten in seinen Gedanken konnte John schnelle Schritte näher kommen hören. Er fühlte ganz dumpf, dass sein Körper bewegt wurde. Schritte entfernten sich und kamen wieder näher. Es war zu spät, dachte John. Er sah seine Frau vor sich und wurde traurig. Sein Sohn huschte an ihm vorbei und John lächelte, während er langsam sein Bewusstsein verlor. Etwas bohrte sich schmerzhaft unter seine Schulter, und alles wurde schwarz.

John wurde unaufhörlich hin und her geschüttelt, als er, durch grelles Licht geblendet, wieder zu sich kam. Er bekam wieder Luft. Es kostete ihn große Anstrengung, seinen Kopf zu heben. Leuchtendes Grün floss an ihm vorbei, riesige blassgelbe Blüten

streiften sein Sichtfeld, als er sie endlich erkannte: Peters Gefährtin.

Anastacia blickte ihn für einen Augenblick an. »John, wie schön, du bist noch bei mir«, stieß sie zwischen schnellen Atemzügen hervor. »Das war kurz vor knapp!«

Hinter ihnen detonierte eine Granate, doch das lag weit genug entfernt. John versuchte, sich dem ruckartigen Auf und Ab hinzugeben. Mit jedem dritten Schritt, den Anastacia tat, atmete er ein. Sie schien ihn mühelos durch den Dschungel zu bugsieren. Wie war das möglich? Mit jedem Ausatmen zuckte ein stechender Schmerz durch seine Schulter.

»Anastacia, hier bin ich!« Das musste Ethan gewesen sein.

»Na, Gott sei Dank! Wo ist Eruba?«, rief sie laut.

Ethan lief nun neben ihnen und versuchte, Johns Kopf zu stützen. »Du machst mal wieder Sachen!«, keuchte er.

»Wo ist Eruba?«, fragte sie wieder.

»Er ist bei den Verwundeten seines Volkes. Aber Mudj'Gin wartet auf uns.«

Endlich ließ das unangenehme Wippen nach. Anastacia ging vorsichtig seitwärts zwischen den steinernen Säulen hindurch, die den Eingang in die Höhlenanlage bildete, die weit genug weg vom Dorf Dumras lag, um den Kidj'Dan vor Fox' Leuten eine sichere Zuflucht zu gewähren.

»Da vorne«, schnaufte Ethan und zeigte auf den Heiler in seinem typischen Gewand.

»Hier entlang«, sagte Mudj'Gin leise. »Der andere Gang ist von der Explosion verschüttet worden, aber wir wollen sowieso noch ein Stück weiter, in die Rückzugshöhle.«

John spürte mehrere schnelle Richtungsänderungen. Eine neue Panikattacke ergriff ihn, und er bekam wieder keine Luft mehr. Auch das Ausatmen fiel ihm plötzlich schwer. Der Kriegslärm verebbte, und endlich legte ihn Anastacia auf eine weiche Liege.

Mudj'Gin räumte seine Utensilien sorgfältig an ihren angestammten Platz zurück. »Dass das mit den beiden Fingern gelingen wird, kann ich nicht versprechen, Mensch. Bei uns Kidj'Dan ist das eine Sache von wenigen Stunden. Wie das bei Menschen aussieht, kann ich nicht sagen. Es wird mir allerdings allerlei Material für unsere Aufzeichnungen liefern.« Er deutete auf Johns Drainage: »Das hat die Frau mit dem Namen Anastacia sehr gut gemacht. Ich wäre

auch so vorgegangen.«

»Was hat sie gemacht?«, fragte John schwach.

»Sie hat mit einem hohlen Stängel eines Dschungelgewächses, das wir Narom nennen, die Druckveränderungen deiner Atmungsorgane ausgeglichen«, sagte Mudj'Gin mit abwechselnd blau und gelb leuchtenden Tentakeln. Er lächelte.

John richtete sich auf. »Wann kann ich wieder los?« Er musste doch … verdammt, das tat weh … zurück und den anderen helfen! Zum Ausruhen war später genug Zeit, dachte John, aber der Schmerz zwang ihn zurück aufs Kissen.

»Gestürzte Krieger verlassen die Schlacht. Des Midas Schlaf sei seine Uhr«, sagte Mudj'Gin.

John blickte irritiert. »Und was soll das heißen?«

»Ist doch klar, was Mudj'Gin meint«, sagte Anastacia, die in der Nähe stand. »Du solltest dir etwas Zeit geben, John. Mindestens für die Dauer der Schlafphase eines Midas. Lass die Healthbots ein bisschen arbeiten, denn es hilft dir und den anderen gar nichts, wenn du mitten im Getümmel wieder zusammenklappst. Ich möchte dich nicht erneut aus dem Dschungel tragen müssen.«

Von draußen dröhnte ein dumpfes Grollen herein, das erst nach langen Sekunden wieder zur Ruhe kam.

»Was war das?«, fragte John, der durch die Detonation seine eigentliche Frage an Anastacia vergessen hatte. Er schwang seine Beine von der Liege, wofür er wieder einen Stich in der Schulter kassierte. »Und wie lange schlafen Midas?«

Mudj'Gin stellte sich ihm in den Weg. »Von dem Vorhaben, sofort wieder aufzustehen, kann ich nur abraten«, sagte der Heiler scharf. »Warte wenigstens zwei Stunden ab. Du würdest es andernfalls sehr bereuen.« Schließlich trat er einen Schritt zur Seite und deutete mit allen vier Händen in Richtung der Öffnung, die sich zwischen den Tüchern befand und die diesen Bereich vom Rest der Höhle abgrenzten. »Aber es ist deine Entscheidung. Wenn du gehen willst, werde ich dich nicht davon abhalten.«

»John, John!«

Er schlug die Augen auf und blickte direkt in Anastacias Gesicht.

»Was ist los?«, fragte er und war plötzlich hellwach.

»Mudj'Gin konnte die Drainage vor knapp zwanzig Minuten entfernen, und die Healthbots haben dich schon nach drei Stunden

komplett zusammengeflickt.«

John setzte sich auf und betrachtete seine linke Hand. Die beiden abgerissenen Finger waren tatsächlich nachgewachsen. Zwar waren sie ein wenig kürzer und besaßen keine Fingernägel, aber damit konnte er vorerst leben; wenigstens hatte er sie wieder. Und vielleicht waren die Healthbots mit ihrer Arbeit noch nicht fertig. Er betastete die Stelle knapp unter seiner Schulter und fand keinen Grund, warum er dort so starke Schmerzen verspürt hatte. Er rotierte seinen Arm vorwärts und rückwärts, als prüfe er ein neues Werkzeug auf seine Funktion. »Das ist ja krass! Als wäre überhaupt nichts geschehen!« Er zog sich eilig an. »Wie ist die Lage? Wo sind Robert und Ethan? Wo ist Mudj'Gin?«

»Jetzt lass mich!«, zischte es hinter dem Vorhang. Das war Julias Stimme. Johns Herz setzte für einen Augenblick aus. Plötzlich flog der Vorhang zur Seite, und Julia stand vor ihm, umarmte ihn und sagte: »Ich bin so froh, dass du wieder unter den Lebenden weilst!« Sie blickte etwas verlegen zu Ethan, der sich zu ihnen gesellt hatte, und sich darin versuchte, unschuldig zu lächeln. Der registrierte ihren Blick aber schon nicht mehr, soweit John das zu erkennen glaubte, sondern hantierte mit einer Metalldose herum. »Ja, ist super«, murmelte er und schob sich ein Büschel Dörrgras in den Mund. Julia atmete hörbar aus.

»Leute, wir müssen los. Fox' Streitkräfte rücken vor, und die Kidj'Dan sind mächtig unter Druck. Irgendwas scheint mit der Superwaffe der Königin nicht zu funktionieren«, rief Anastacia in die riesige Höhle, die sofort von Gesprächsfetzen, Geraschel und metallischem Geklapper und Klirren erfüllt war.

»Wo ist Robert?«, fragte John noch einmal.

»Der ist im Dschungel bei den Kidj'Dan geblieben, um zu kämpfen«, sagte Anastacia.

»Und Ethan? Wieso ist er hier?«

»Ich habe Anastacia den Rücken gedeckt, als sie dich hierhergebracht hat. Einer musste ja schließlich auf euch aufpassen«, erklärte er kauend.

John zuckte kurz zusammen, als mehrere Einschläge die Höhle erschütterten. »Das war aber ziemlich nah«, flüsterte er in Julias Richtung.

»In der Tat. Wir müssen los. Alle bereit?«

John fand, dass Anastacia der zackige Tonfall gut stand. Ihre außergewöhnliche Gestalt passte eigenartig gut zu ihrem

selbstbewussten Auftreten. Ihre Schultern waren schon seit einer Weile deutlich breiter geworden und sie hatte offensichtlich auch kräftig an Muskelmasse zugelegt.

»Da vorne«, sie deutete auf einen der Pilzbäume, um dessen Stamm mehrere Gestelle und Regale mit einer beeindruckenden Waffensammlung aufgestellt worden waren, »kann sich jeder die ihm zugewiesenen Waffen und Helme nehmen. Beeilt euch, der Feind rück…«

Wieder donnerten Granateneinschläge durch die Höhle.

»Alles klar, die wollen's wirklich genau wissen. Abmarsch!«

John stand vor den Regalen und wusste nicht recht, welche Waffe er an sich nehmen sollte. Seine Dienstwaffe steckte noch in der Satteltasche seines Gollgos. Die verschiedenen fremdartigen Geräte der Kidj'Dan kannte er nicht, und menschliche Waffen fehlten. Er griff sich eine Art Knüppel, den spiralförmige und rot gefärbten Kerben durchzogen. Am Griff war er mit zwei Knöpfen ausgestattet.

»Nooh, Faalich!«, tönte es plötzlich, von Klackergeräuschen begleitet, hinter ihm. John drehte sich um und sah einen großgewachsenen Kidj'Dan vor sich stehen, der ihm ein Sturmgewehr vor die Nase hielt.

»Das soll ich nehmen?«, fragte John, ohne zu wissen, ob ihn sein Gegenüber verstand. Doch dann erinnerte er sich, das von Andrew geschaffene Übersetzungsprogramm zu aktivieren.

»Ich nehme das, und der Mensch nimmt das«, antwortete der Kidj'Dan. Erst jetzt bemerkte John, dass ihm drei Arme fehlten.

»Ist lange her, tut mir nicht weh«, beantwortete der Krieger Johns fragenden Blick und setzte ihm den passenden Helm auf den Kopf. Das innere Geflecht des Helms fühlte sich irgendwie feucht an, und als er den Riemen ums Kinn festziehen wollte, bemerkte er dunkelrote, klebrige Flecken darauf. Ein Blick auf seine Finger ließ ihm den Atem stocken.

»Ich habe diese Dinge von einem Menschenkrieger«, sagte der Einarmige und schob John bestimmt, aber nicht grob, mit sich in Richtung Höhlenausgang. Er blickte kurz zurück und sah, dass Ethan ebenfalls einen Helm und ein Sturmgewehr erhalten hatte. Er kam mit dem Gewehr über der einen und einer großen Tasche über der anderen Schulter auf sie zu.

John wandte sich wieder zum Ausgang und war irritiert, weil

der Einarmige plötzlich stehen blieb. Julia kam auf sie zugelaufen.

»John, Ethan wartet!« Julia trat zunächst zu Ethan, umarmte ihn und sagte: »Sei vorsichtig, ja?«

Er löste sich von ihr und blickte sie unsicher an. »Mach ich«, sagte er schließlich mit gesenktem Blick.

Julia drehte John an den Schultern in ihre Richtung und umarmte ihn ebenfalls.

»Sei vorsichtig und pass auf dich auf«, flüsterte sie leise.

Julia wandte sich an den Einarmigen: »Kannst du auf die Männer achtgeben?«

»Ich passe auf deine Menschen auf«, sagte er und reichte Julia seine narbige Hand.

John, Ethan und der Krieger waren bereits einige Zeit zum Ausgang der Höhle und somit zum Ort des Kampfgeschehens unterwegs. Je näher sie dem Ausgang des grob behauenen Korridors kamen, desto lauter drang nun auch der Kampflärm zu ihnen durch.

»Wartet hier«, sagte der Einarmige, als sie wenige Meter vor dem Ausgang des Korridors kurz innehielten. Ethan stellte seine Tasche ab.

»Was ist da drin?«, wollte John wissen.

»Jede Menge Munition«, antwortete er gepresst.

Auch Johns Herz klopfte schnell. Warum mussten heute Menschen und Kidj'Dan für nichts und wieder nichts sterben? Seine neuen Freunde wollten niemandem auch nur ein Haar krümmen oder irgendwelche Rohstoffe oder Gebiete streitig machen.

»Zurück!«, brüllte der Einarmige. Weder Ethan noch John konnten reagieren, da hatte der Kidj'Dan-Krieger schon seinen Arm um die beiden gelegt und war mit ihnen etwa zehn Meter weiter nach hinten in den Korridor gesprintet. Er beugte sich schützend über sie und schien regungslos auf etwas zu warten. Ein Kidj'Dan mit nur einem Arm sollte ihnen jetzt als Geleitschutz zu Diensten sein? Das konnte doch nicht wahr sein, dachte John. »Geh runter von mir Mann!«, stieß er hervor.

»Ich bin kein Mann, ich bin ein Kidj'Dan. Ich bin Amuret, Held der großen Radascha.«

»Ist mir völlig egal, was du bist, jetzt steh schon auf!«, schnauzte Ethan.

Endlich hatte der riesige Kerl verstanden und erhob sich wieder in die Senkrechte. »Kennt ihr das runde Ding?«

John verstand nicht.

»Was fürn Ding?«, fragte Ethan.

»Dort, genau im Ausgang, das Ding.«

Jetzt sah John, was Amuret meinte: »Das ist eine verdammte Granate! Zurück! Die Druckwelle wird brutal!« Sie liefen weiter zurück, aber nichts geschah. Warum detonierte sie nicht? John vergrößerte den Bildbereich, indem er die Einstellungen seiner Kontaktlinse änderte. »Was ist das denn? Die Granate hat kleine Spinnenbeine ausgefahren. So was habe ich noch nicht gesehen. Das muss eine Neuentwicklung sein«, sagte er.

Ethan starrte einen Moment in Richtung des runden Objekts. »Sieht aus wie eine Blendgranate, aber viel größer. Und mit Beinen.«

Eine weitere, augenscheinlich gleicher Bauart, fiel metallisch klimpernd durch den Ausgang des Korridors und rollte sogar noch etwas weiter in den Gang herein, bevor sie ebenfalls Spinnenbeine ausfuhr.

Amuret schleuderte seinen eigenartigen Knüppel auf die beiden Granaten, die nun angefangen hatten, sich weiter in den Gang auf sie zuzubewegen. »Kommt schnell!« sagte er und stemmte sich gegen eine Steinplatte, die, fast nicht zu erkennen, in der Wand des Korridors eingelassen war. Dabei ging er in die Knie. »Solche Schalter haben wir in allen unseren Tunneln«, bemerkte Amuret.

Auch Ethan und John gingen in die Hocke und bewegten sich rückwärts. Plötzlich schossen zwei durchsichtige Platten, eine von links und eine von rechts, aus den Wänden und versiegelten den Weg nach draußen.

»Sie kommen auf uns zu«, sagte Amuret. Seine Tentakel leuchteten, als seien es glühende Kohlen, während er gebannt auf die beiden metallischen Spinnengranaten blickte.

»Ja, ich sehe es. Wie sicher sind wir hier?«, fragte John.

»Hier kommt nichts durch«, sagte der Einarmige, »jedenfalls nichts, das ich kenne.«

»Dein Wort in Gottes Ohr«, murmelte Ethan und erntete dafür einen kurzen, aber intensiven Blick des Einarmigen.

John fühlte ein unangenehmes Brummen in seinem Kopf. Die Anspannung bereitete ihm Kopfschmerzen, aber das durfte ihn jetzt nicht ablenken. Er massierte seine Schläfen, was ihm aber keine Linderung verschaffte.

»Ich löse den Knüppel wohl besser aus«, sagte Amuret.

John beobachtete, wie ihr Gefährte die Tentakel stroboskopartig flackern ließ.

»Jetzt bin ich gespannt«, sagte Ethan.

Der Knüppel, den Amuret geworfen hatte, begann deutlich sichtbar zu zittern, so stark, dass die seltsame Waffe wie ein Wassertropfen auf einer heißen Herdplatte umhersprang. Ein schriller Pfiff hallte durch den Korridor, während der Knüppel etwa einen Meter über dem Boden kreuz und quer zu rotieren begann. Er leuchtete grellweiß auf, und es schien John, als entstünde eine leuchtende Klinge, die sich spiralförmig an dem Knüppel auf und ab bewegte. Ein überdimensionierter Korkenöffner, dachte John. Alles, was in seinen Radius geriet, konnte nur völlig zerfetzt werden.

»Was für ein krasses Teil!«, rief Ethan. Sein Gesicht glich dem eines Zehnjährigen, der staunend vor einem Weihnachtsbaum stand.

Amuret erhob sich und stützte sich mit der Hand gegen die durchsichtige Barriere. Die eine der beiden Granaten geriet in den vernichtenden Einzugsbereich des Korkenziehers und wurde in Stücke gehackt, ohne zu detonieren. Die andere versuchte unbeirrt, auf ihren metallisch glänzenden Spinnenbeinen die gläserne Barriere zwischen sich und John zu durchdringen.

»Es hat nur eine der Metallspinnen erwischt«, sagte der Krieger mit herabhängenden Tentakeln.

Nur einen Herzschlag später zersprang die andere Granate, und ihre Spinnenbeinchen schossen in alle Richtungen davon. Sie blieben an Wänden, Boden und der Decke des Korridors stecken, wo sie nach vielleicht drei Sekunden gleißend hell aufglühten und das sie umgebende Gestein, begleitet von einem Funkenregen, zum Schmelzen brachten.

»So einen Scheiß können sich doch echt nur wir Menschen ausdenken«, sagte Ethan. »Was für eine fiese Waffe!«

»Ich schaue mir das genauer an«, sagte Amuret. »Geht bitte ein paar Schritte zurück.«

John und Ethan gehorchten.

Der Kidj'Dan näherte sich vorsichtig der gläsernen Barriere. Seine Tentakel leuchteten rot, als er sich hinhockte, um besser zu erkennen, womit er es zu tun hatte. John legte sein Sturmgewehr an. »Komm schon, Ethan.« Nun legte auch er sein Gewehr an. Durch das Visier konnte John ebenfalls nicht viel ausmachen, denn die Verbrennung von Metall und Gestein hatte den Korridor jenseits der Schutzfenster in dichten Rauch gehüllt.

»Das war’s. Ich glaube, wir können raus«, sagte Ethan. »Was denkt ihr?«

»Sieht so aus«, bestätigte Amuret. Er richtete sich auf und hieb mit der Faust auf die Steinplatte, die vorhin die Versiegelung des Korridors ausgelöst hatte. Die Barriere zog sich zurück, und die Verbrennungsdämpfe flossen herein. Schnell fragte John die Toxizität der Luft ab.« Laut meines BID handelt es sich nicht um Giftgas«, erklärte er.

Ethan stellte seine Waffe an die Wand des Korridors, begann in seiner Tasche nach etwas zu suchen und wurde schnell fündig. »Stinkt aber trotzdem wie Sau«, sagte er, während er sich ein schwarzes-weißes Tuch umband, mit dem er sich vor den Dämpfen schützen wollte.

»Hoffentlich nützt es was«, meinte John.

Der einarmige Krieger tat einen großen Schritt über die noch immer glutrote Lache geschmolzenen Materials auf den Ausgang zu. Ein kurzes Piepen ertönte, ein lautes Zischen, und im Bruchteil einer Sekunde war Amuret von Schaum umhüllt.

»Was für eine Scheiße ist das denn? Amuret, alles klar?«, rief Ethan. Sie bekamen keine Antwort. Dort, wo sich Amurets Tentakel befinden mussten, flackerte blasses Rot durch den feucht glitzernden Schaum. John wusste nicht, was er tun sollte. Die Granate konnte ihm jetzt vermutlich nicht mehr schaden. Vielleicht war es möglich, Amuret von dem Schaum zu befreien?

»Ich glaube, ich kontaktiere Peter, vielleicht hat er eine Idee, was zu tun ist«, überlegte John laut.

Der BID brauchte heute wirklich ungewöhnlich viel Zeit, um Kontakt herzustellen. Ob Fox Störsender einsetzte?

Endlich hörte er Peter: »John, keine Zeit. Ich bin hier … verdammt … Andrew, komm schon … ich kann jetzt nicht, John, wir sind hier ein bisschen beschä …« Peter hatte die Verbindung getrennt.

Was jetzt? John blickte durch das Visier seiner Waffe. Der Schaum, der Amuret umschloss, war allmählich zu einer durchsichtigen Hülle geworden, die den Krieger wie eine etwas zu weit geratene zweite Haut umgab, die hier und da aber von winzigen Löchern übersät war.

»Kannst du atmen? Hast du Schmerzen?«, rief John. Gleichzeitig senkte er das Gewehr. Wieder erhielt er keine Antwort, die Tentakel zeigten unverändert das rote Flackern, das Angst und Panik

bedeutete. »Amuret?« Wieso sagte er nichts? John stemmte sein Gewehr gegen die Schulter und ging mit dem Finger am Abzug Schritt für Schritt auf den Kidj'Dan zu. Gewehrsalven und dumpfe Einschläge drangen von draußen herein und steigerten seine Nervosität zusätzlich.

»Rühr diese komische Hülle bloß nicht an«, rief Ethan.

»Guter Vorschlag«, murmelte John. Mit größter Sorgfalt zwängte sich John an Amuret vorbei und beeilte sich, seinem lumeranischen Kameraden zu erkennen zu geben, dass sie ihn befreien würden. Aber der Krieger hing starren Blickes in der eigenartigen Schale fest.

»Ich werde versuchen, das Ding aufzubrechen«, sagte John, umfasste das Gewehr mit beiden Händen und schlug den Gewehrschaft mit aller Kraft gegen die harte Umhüllung.

»Du bist vielleicht drauf«, sagte Ethan und schaute perplex drein.

Dort wo John getroffen hatte, leuchtete die seltsame Umhüllung in einem kleinen Radius kurz auf. John hörte leises Knacken, das ihn an die Geräusche erinnerte, die eine zugefrorene Wasserfläche machte, wenn man darauf umher sprang. Haarrisse breiteten sich in alle Richtungen aus, ganz so, wie ein Blitz am Nachthimmel.

Ethan brachte etwas mehr Abstand zwischen sich und John. »Das sieht gefährlich aus, John. Geh da weg!«

John schlug den Schaft des Gewehres noch einmal kräftig gegen dieselbe Stelle, worauf ein deutliches 'scht' erklang, das ihn unwillkürlich einen Schritt nach hinten treten ließ.

Plötzlich stand der Einarmige lichterloh in Flammen.

»O Gott!« stieß Ethan hervor.

John sprang zurück, um der großen Hitze zu entgehen. Fassungslos starrte er in die Flammen, die sich offenbar nur innerhalb der stumpf durchsichtigen Hülle ausbreiteten. War das Amurets Stimme, die da kreischte? Sein Gesicht jedenfalls wirkte noch immer starr.

Nach wenigen Augenblicken hatte sich die Kunststoffhülle völlig aufgelöst und Amuret erwachte aus seiner Regungslosigkeit, die sofort in schrille Schreie überging. Der Krieger rannte sofort los, auf den Ausgang des Korridors zu und hinaus ins Freie. Ethan und John folgten den dichten Rauchschwaden. John atmete nur durch den Mund, damit er den grauenvollen Geruch des brennenden Kidj'Dan nicht zu sehr einatmete. Aber es gelang ihm nicht, und er wusste,

dass ihm dieser beißende Gestank und der schreckliche Anblick auf ewig im Gedächtnis bleiben würden. Er rannte gemeinsam mit Ethan ebenfalls zum Ausgang. Amuret war bereits einige Meter außerhalb des Korridors und rannte brennend weiter auf den Dschungel zu.

Gerade als der große Kidj'Dan-Krieger in sich zusammenzubrechen drohte, stob sein fast völlig verbrannter Körper auseinander. Einen winzigen Augenblick später donnerte der Einschlag des Projektils, das den einarmigen Krieger endlich von seinem Leid erlöst hatte, in den Korridor. In einer gewaltigen Explosion wurde der Gang auseinandergerissen und stürzte auf einer Länge von gut 25 Metern in sich zusammen. John blickte auf eine riesige Furche, gefüllt von Felsgestein und Erde. Das war das Einzige, was von dem Korridor übrig geblieben war.

»Die setzen wirklich Railguns ein? Sind die noch ganz dicht?«, schrie Ethan entsetzt. Es war das erste Mal, dass John Panik in Ethans Augen sehen konnte. Es ging ihm selbst nicht anders. Er hatte das Gefühl, wie ferngesteuert durch das hohe Gras zu stolpern. John stand neben sich und wusste, dass er und Ethan in Sekunden ebenso zugerichtet sein dürften wie Amuret. Schüsse surrten um sie herum, und ein beißend ozoniger Geruch lag in der Luft. Knapp hinter ihrer Position schlug ein weiteres Projektil ein. Der Druck der Detonation warf sie von den Beinen. Erde regnete auf sie herab, trommelte trocken gegen ihre Helme. John war froh, dass ihm seiner wie angegossen passte.

Er war fassungslos und wütend zugleich. Was hatten die Kidj'Dan getan, das den Einsatz dieser Waffen rechtfertigte? Warum widersetzte sich niemand Fox' Befehlen? Wer solche Waffen benutzte, hatte seine Menschlichkeit abgelegt.

Von einem Augenblick zum nächsten fühlte er sich hellwach. Er spürte, wie das Adrenalin ihn durchflutete, und ihm war, als hätte er wieder im Fahrersitz seines Körpers Platz genommen. Er kroch in die Einschlagsmulde vor ihm und suchte die Umgebung durch das Visier seines Gewehres nach feindlichen Kämpfern ab. Da waren zwei, nein, drei Kampfandroiden zwischen den Bäumen, und sie hatten Ethan und ihn wohl noch nicht bemerkt.

»Ethan«, John deutete mit seinem Arm die ungefähre Richtung an, »du den rechten, ich die beiden linken.«

»So gut wie erledigt«, sagte Ethan.

John nahm eine stabile Haltung ein, linkes Knie am Boden,

rechtes Bein nach vorne, damit er auch sauber zielen konnte. Noch immer etwas benommen richtete er den Lauf seines Gewehres auf die gerade ausgemachten Ziele, entsicherte, legte den Hebel für Hochgeschwindigkeitsgeschosse um und feuerte, genauso wie Ethan neben ihm. Er dachte nichts, fühlte nichts, hörte alles ganz entfernt hinter einem undefinierbaren Nebel von Geräuschen. Er hatte die Androiden erwischt, alle hatten bekommen, was sie verdienten!

»Gut gem …« John fühlte einen harten Stoß gegen seinen Kopf, der ihn zurückwarf und sein Herz zum Stolpern brachte. Zeitgleich hörte er einen metallischen Knall und ein schneidendes Surren, das nicht einmal für einen Wimpernschlag andauerte. War er gerade getroffen worden?

»Glückspilz«, rief Ethan mit einem Seitenblick, während er weiterschoss. »Sei froh um deinen Helm. Alles gut bei dir?«

John antwortete nicht, sondern versuchte, die hämmernden Kopfschmerzen und das Piepen in seinen Ohren zu ignorieren. Da hatte er wirklich Glück gehabt. Er schloss die Augen und blieb kurz liegen, um wieder einen halbwegs klaren Kopf zu bekommen. Als er sie wieder öffnete, fielen ihm als Erstes die dicken Rauchschwaden auf, die den sonst so blauen Himmel verdeckten.

»Sollen wir weiter vorne eine neue Position suchen?«, fragte John, ohne den Kopf zu heben, aber Ethan gab keine Antwort. Erst als er sich umdrehte, bemerkte John, dass er gar nicht mehr bei ihm war. »Ethan, verdammt, wo steckst du?«, fragte er nun über seinen BID. Warum hatte er ihn nicht informiert, dass er andere Pläne hatte?

Endlich erhielt er eine Antwort: »Ich bin weiter vorne im Dschungel. Habe gerade einen K.O. geschlagen. Der Idiot hat sich ohne jede Deckung hingekniet und irgendwas am Boden untersucht. Den konnte ich mir nicht entgehen lassen.«

»Mann, was ist mit dir los?«, sagte John.

»Mit mir? Du fragst echt, was mit mir los ist? Ich sag dir jetzt mal was: Fox schickt Soldaten und Androiden mit den miesesten Waffen hier in den Dschungel, um uns abzuschlachten. Und was machen die? Gehorchen und ballern auf ein Volk, das sie nicht kennen. Und was ich noch viel krasser finde: Sie schießen auch auf uns. Auf uns – ihre eigene Spezies! Die können mich mal!«

John konnte Ethan sogar verstehen. Er war selbst schockiert darüber, was hier passierte und mit welcher Brutalität Fox vorging.

Dennoch – er war sich sicher, dass Ethans Dörrgraskonsum sein Verhalten mit beeinflusste. Das war nicht mehr der Ethan, der vor allem keinen Stress haben wollte. Dieser Ethan wollte sich wehren – und als Kampfsportlehrer war er dafür prädestiniert.

John griff nach seinem Sturmgewehr. Sein Magazin war leer, und er konnte sich nicht daran erinnern, wo er weitere mit sich trug. Er prüfte seine Taschen, seine Hose, Jacke, den Rucksack: nichts. Keine Munition. Ethan hatte doch eine ganze Tasche voll Munition dabeigehabt.

»Ethan, verdammt, ich brauche Munition. Kannst du mir helfen?«, fragte er über den BID, aber er bekam keine Antwort. Dieser Blödmann mit seinem beschissenen Dörrgras! Doch bevor John laut Ethan rufen konnte, spürte er den Lauf einer Schusswaffe an seinem Hinterkopf, und er realisierte, dass der Kampf für ihn zu Ende war. Er schloss die Augen, und alle Anspannung fiel von ihm ab.

24 – Fay

November 2191 | Erde

»Guten Morgen!«

Fay zuckte zusammen.

»Heute scheint die Sonne«, hörte sie wie durch Watte. Warum musste er sie dauernd stören? Gerrits Gesicht schwebte direkt vor ihrem.

»Ist mir egal«, murmelte Fay und drehte sich zur Wand. Es tat ihr leid, dass sie Gerrit gegenüber so abweisend auftrat. Aber was erwartete er denn von ihr?

»Du hast fast sechzehn Stunden geschlafen, Schatz. Ein bisschen draußen sitzen, wäre das nicht mal eine schöne Abwechslung?«, fragte er und hob die Decke von ihrer Schulter.

Sie befahl ihrem Körper, aufzuwachen, aber die Müdigkeit lag wie eine bleierne Decke auf ihr.

Wieder drehte sie sich, und endlich konnte sie sich überwinden, die Augen zu öffnen. Es war viel zu grell! Sie spürte, wie Gerrit ihre Hand ergriff.

»Hallo, mein Engel«, sagte er und setzte sich an die Bettkante. »Wie geht es dir?«

Seine Stimme klang heute so anders.

»So wie gestern. Ich bin müde.«

»Hmm, okay. Du musst trinken und etwas essen, Süße.«

»Lass mich. Ich kann nicht! Ich will nicht wieder den ganzen Tag über dem Klo hängen. Lass mich einfach schlafen.«

Die Tür öffnete sich, und Miranda trat herein.

»Guten Morgen, Mum. Wie geht es dir? Ist toll draußen, richtig warm. Hier ist Tee und Joghurt. Hab von einem Händler neulich ein Glas Honig bekommen. Hat mich eine gammelige Gasschutzmaske gekostet«, flötete sie und stellte das Tablett auf einem Hocker ab.

Gerrit hielt seine Tochter kurz zurück und flüsterte: »Komm schon, bleib noch ein paar Minuten! Mum braucht uns doch, gerade

jetzt müssen wir bei ihr sein!«

Fay wusste, dass Miranda nur so tat, als hätte sie gute Laune. Wen wunderte es? Für welches Kind war es leicht, die eigene Mutter sterben zu sehen? Fay hatte keine Angst vor dem Tod. Sollte er kommen und seinen Tribut einfordern. Es war okay. Sie hatte sich dem Tod eh viel zu lange entzogen. Aber Gerrit und Miranda zurückzulassen – das war etwas anderes. Sie hätte schon längst losgelassen, hätten die beiden nicht noch immer jeden Tag ihre Liebe eingefordert.

»Gerrit?«, fragte Fay und versuchte, sich auf die Seite zu drehen.

»Komm, halte dich an mir fest, ich stütz dich. Miranda, nimm Mum an der anderen Seite«, wies Gerrit an.

Verdammt. Fay wurde fast ohnmächtig. Sie hatte keine Tabletten mehr gegen ihre höllischen Schmerzen. Sie spürte, wie der Krebs sie von innen her auffraß. Ihre veralteten Körperzellen hatten ihm nichts mehr entgegenzusetzen. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sie nicht mehr durchhalten konnte. Das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Sie musste dem ein Ende setzen. Aber jetzt war die Zeit noch nicht reif; zunächst war es ihr Wunsch, noch einmal das Tageslicht zu genießen, die Wärme der Sonnenstrahlen aufzunehmen und das hübsche Gesicht ihrer Tochter zu betrachten. Sie musste es sich fest einprägen. Vielleicht konnte sie später, wo auch immer sie hingehen würde, von diesen Erinnerungen zehren?

»Hast du Mum, Miranda?«, fragte Gerrit.

»Passt schon, Dad. Ich setze sie jetzt vorsichtig ab.«

»Okay.«

Fay spürte, wie eine Welle der Übelkeit sie erfasste. Sie konnte nicht einmal mehr stöhnen, da erbrach sie sich bereits.

»Das … das ging daneben«, sagte Miranda, deren Gesicht von Sekunde zu Sekunde blasser wurde.

»’tschuldigung.« Fay war die Situation trotz ihrer Schmerzen, die alle anderen Gefühle verdrängten, unangenehm. Ihre Augen folgten Gerrits entsetztem Blick, und sie sah, was ihn so schockte: Sie hatte Unmengen von Blut erbrochen.

»Ist nicht so schlimm«, versuchte Fay, ihren Mann und ihre Tochter zu beruhigen – und vielleicht auch sich selbst.

»Was heißt da ›Nicht so schlimm‹, Mum?«, rief Miranda

aufgebracht. »Dad, wir müssen sie zu einem Arzt bringen!«

»Nein, Schatz, ich brauche keinen Arzt. Ich möchte mit euch in der Sonne sitzen, das ist viel wichtiger. Wir müssen das günstige Wetter nutzen.«

Wortlos zog ihr Gerrit das blutige Hemd aus und warf es in den Eimer neben ihrem Bett. Miranda hatte derweil den knallgelben Pulli mit kreuz und quer eingestickten Papageienmotiven aus dem Schrank geholt und aus der Vakuumverpackung genommen.

Miranda schniefte. »Das passt zu dem schönen Wetter, oder?«

»Du meine Güte«, sagte Fay, und ein Lächeln stolperte über ihr Gesicht. »Das gibt's noch?« Der etwas abgedrehte Fetzen weckte Erinnerungen an bessere Tage. Ihre Freundin Julia hatte ihr mal – wie lange war es her? Hundertsiebzig Jahre? – einen quietschbunten Sonnenhut und diese unmögliche Klamotte aus dem Urlaub mitgebracht.

Gerrit kam mit einer Schüssel Wasser ins Zimmer. »Lass mich mal kurz«, sagte er und wusch Fay die Reste von Blut weg. »Und ich dachte, wir nehmen nur das Nötigste mit.« Er trocknete sie ab und half ihr dabei, das frische Hemd anzuziehen.

Gerrit sagte kein Wort, während er Fay im Rollstuhl durch den Flur zur Haustür schob und ihr eine Sonnenbrille aufsetzte. Fays Rücken schmerzte, und ein unsanfter Rempler trieb ihr einen stechenden Schmerz in die Knochen. Dass Gerrit auch immer wieder schräg über die Türschwelle manövrieren musste!

»Oh, Tony«, sagte Miranda, als sie Mirandas Freund bereits draußen am Tisch sitzen sah.

»Hallo ihr drei. Wie geht es dir, Fay?«, fragte er.

»Es geht schon. Was sagt dein Kumpel denn? Wie hieß er noch? Teddy?«

»Freddy«, korrigierte Tony. »Also, Freddy ist ja immer auf dem neuesten Stand.«

»Und was sagt er? Was machen die Kuppeln in Europa?«, fragte Miranda, nun auch neugierig geworden.

»Miranda, ich denke …«, begann Gerrit.

»Lass sie doch, Gerrit. Mich interessiert das auch«, sagte Fay. Sie bemerkte Gerrits starren Gesichtsausdruck, als Tony etwas weniger enthusiastisch weitersprach.

»In Europa kommen sie wohl ganz gut voran. Viel krasser ist aber, dass sie nun auch in Amerika damit anfangen. Ich hätte das

nie gedacht, aber plötzlich heißt es, dass die USA wohl doch das Know-how und die Ressourcen für den Bau solcher Anlagen zur Verfügung hätten.«

»Das ist ja interessant, noch vor ein paar Wochen hieß es, dass die Europäer nicht wüssten, wovon sie sprechen. Aber ich bin noch immer nicht sicher, ob das wirklich notwendig ist«, warf Gerrit ein.

»Wenn man den Klimatologen glaubt, ist es das aber. Ich meine, man merkt ja jetzt schon, dass die Zyklone immer heftiger und häufiger werden. Findet ihr nicht?«

»Kann schon sein. Muss aber auch nichts heißen. Ist doch auch normal, dass es mal Schwankungen gibt. Und weißt du, Tony, ich gebe auf so etwas nicht mehr viel«, sagte Gerrit ein bisschen verlegen, als er Fays Blick streifte. »Ich … weiß auch nicht. Das Schicksal hat seinen eigenen Plan mit uns, und es spielt keine Rolle, was wir tun, wir können es eh nicht mehr aufhalten. Vor hundert oder zweihundert Jahren hätte die Menschheit noch die Chance gehabt, das Unheil abzuwenden, aber man wollte offensichtlich nicht. Das ist echt zum Kotzen!« Gerrit atmete zischend aus. »Es ist völlig egal, was noch auf uns zukommt – wir müssen uns dem stellen.«

»Mehr bleibt uns auch nicht übrig«, sagte Tony. Sein Blick hing starr auf seinen Händen. »Keine Ahnung, was letztendlich die Ursache dafür sein könnte, dass wir auf solche Rieseniglus angewiesen sind – ich hätte jedenfalls gerne einen Platz in so einem Ding, wenn uns die Erde um die Ohren fliegt.«

»Also das ist doch jetzt Quatsch, es ist unbestritten, dass die Stürme stärker werden und jede Woche hunderte oder tausende von Toten fordern. Die Ursache waren die Menschen, die sich blind gestellt haben«, sagte Miranda. Sie legte ihre Hand auf Tonys.

»Und ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass wir in so einem Ding unterkommen, Tony. Wir verfügen weder über die Mittel, uns Zutritt zu verschaffen, noch über die nötigen Beziehungen«, sagte Miranda mit sarkastischem Unterton.

»Okay, ich glaube, wir sollten jetzt wirklich mal das Thema wechseln. Dieses Zukunftsgewäsch nutzt niemandem«, sagte Gerrit und schlug verhalten auf die Tischplatte. Fay konnte ihm seine Verärgerung ansehen.

»Gut, gib mir doch mal den Tee rüber, Miranda«, sagte Tony. Fay konnte sehen, wie er seine Ideen in Gedanken weiterspann. Sie

lächelte trotz ihrer Schmerzen still in sich hinein. Sie wusste, dass Miranda bei Tony in guten Händen war.

Ob es Fay gefiel oder nicht: Es war an der Zeit loszulassen. Für sie alle, und heute war ein guter Tag dafür. Sie schloss für einen Moment die Augen und sog die warme Luft ein. Ja, das war ein guter Tag.

25 – Peter

Juli 2385 | Three Moon

Peter fragte die Uhrzeit ab. Inzwischen war es schon mehr als sechs Stunden her, seit sie den Skyrider bestiegen hatten, um auf einer Lichtung im Dschungel unweit von Three Moon zu landen. Da sie die bestehenden Kampfgebiete und die Reichweite der Sensoren weiträumig umfliegen mussten, um nicht entdeckt zu werden und unter Feuer zu geraten, waren sie ein wenig in Verzug. Aber noch lag die Verspätung im akzeptablen Rahmen. Da der Skyrider nur Platz für zwei Personen bot, hatten Ondras und Andrew beschlossen, den Weg fußläufig zurückzulegen. Dass sie noch nicht eingetroffen waren, machte Peter Sorgen, aber sie hatten ihren Plan in allen Details durchdacht. Zum Glück konnten sie hier vom Krieg, der viele Kilometer entfernt stattfand, nur gelegentliche Artillerieeinschläge hören, worüber Peter froh war, sonst hätte ihn der Gefechtslärm sicherlich zu sehr von seinem Vorhaben abgelenkt.

Nachdem James und er einige Minuten am vereinbarten Treffpunkt gewartet hatten, erhob sich James ruckartig und zog seine Waffe. »Da kommt was«, sagte er per BID.

Jetzt hörte Peter es auch. Da vorne raschelte es im Gebüsch. Also zog auch er seine Waffe und richtete sie auf die Stelle, an der sich die großen Blätter einer Pflanze auseinanderbogen.

»Halt, wer da?«

»Nicht schießen, wir sind's!« Ondras und Andrew brachen durch das Gestrüpp.

James rief: »Hey ihr zwei, da seid ihr ja endlich.«

»Wie gut, dass ihr endlich da seid«, sagte Peter erleichtert. Er spürte ein mulmiges Gefühl in sich emporstiegen. Nun kam es also auf ihn an.

»Peter, James, alles klar? Wir sind gut durch die Tunnel gekommen.«

»Sehr schön. Wir sollten keine Zeit verlieren. Peter, du musst nun allein weitergehen. Wir müssen sicherstellen, dass die Kameras und Sensoren uns nicht erfassen. Bis hierhin sind wir für die Basis in Three Moon noch unsichtbar«, erklärte Andrew.

Peter atmete tief durch. »Kein Problem. Es sind ja nur noch knapp zwei Kilometer durch den Dschungel. Ich passe jetzt meine Gestalt und meine ID an, und dann wird Fox sein blaues Wunder erleben.«

»Bitte denke an die Überwachungssensoren am Zaun, sonst schaffen wir es nicht ungesehen bis zur Basis.«

»Keine Sorge, Andrew, ich weiß, wie ich die Dinger austricksen kann«, sagte Peter und tippte sich an den Kopf. »Ist alles hier abgespeichert.«

»Hervorragend«, sagte Andrew emotionslos. »Und ich werde meine Drohne aussenden. Ich habe eine Tarnvorrichtung der Kidj'Dan in die Drohne eingebaut und so konfiguriert, dass sie für die Sensorik der Überwachungsanlagen von Three Moon nicht zu orten ist. So passen wir den perfekten Moment ab, um zu der Stelle des Zauns zu gelangen. Zusätzlich werden wir in ständigem Austausch stehen.«

»Peter, viel Erfolg«, sagte Ondras und beugte seinen Kopf mit angelegten Tentakeln.

James schüttelte Peters Hand. »Wenn es Probleme gibt, melde dich sofort!«

»Alles klar – ich krieg das hin.« Peter rief in Sekundenbruchteilen die nötigen Informationen für seine Transformation ab.

»Unglaublich«, sagte James. Es sah fast so aus, als wollte er in Peters Gesicht fassen.

»Darf ich vorstellen: Chad Doyle, Konstruktionsingenieur«, sagte Peter und lachte nervös. Ja, er war nervös, er hatte die Hosen voll, das konnte er nicht leugnen. Dieser Dschungel war gefährlich, ihr Plan, in die Basis zu gelangen und Fox unschädlich zu machen, sogar noch gefährlicher. Aber es war ihre einzige Chance, den Krieg zu stoppen, bevor Menschen und Kidj'Dan sich vollständig gegenseitig vernichteten.

Peter schulterte seinen Rucksack, der zur Standardausrüstung der Einwohner von Three Moon gehörte.

Noch war es früher Nachmittag. Wenn er sich beeilte, konnte er es vielleicht sogar in einer Dreiviertelstunde nach Three Moon

schaffen.

Er hob die Hand zum Abschied und marschierte los.

Es war heiß im Dschungel. Peter spürte, wie ihm der Schweiß über das Gesicht rann. Nicht mehr lange, und er wäre am Rande des Dschungels angelangt. Dann kam es darauf an, ungesehen über die freie Ebene bis nach Three Moon zu gelangen. Sollte ihm jemand über den Weg laufen, musste seine Tarnung sitzen.

Beinahe verlor er den Halt. Etwas hielt ihn fest, zerrte an seinem Bein. Peter wusste auch ohne hinzusehen, dass ihn eine dieser Schlingpflanzen im Visier hatte. Schnell zog er seine Machete aus der Scheide am Gürtel und hieb auf die langen Arme der Pflanze ein. Grünes Sekret spritzte dabei umher, und Peter musste aufpassen, nicht zu stark damit besudelt zu werden. Das könnte Fragen aufwerfen, wenn er auf dem Weg in die Stadt jemanden begegnete.

»Verdammt«, rief er laut aus, als das Mistding ihm ruckartig das Bein wegzog. Er landete auf dem Hintern. Weitere Ranken bewegten sich auf ihn zu. Panisch schlug Peter um sich. Das konnte jetzt doch nicht wahr sein! Wenigstens bis in die Basis sollte er es doch wohl schaffen.

Er schwang seine Machete mehrfach hin und her und hieb auf die bedrohlich nah gekommenen Dinger mit den blass leuchtenden Sehzellen an ihren Spitzen ein, bis alle abgetrennt am Boden verteilt lagen. Das war nochmal gut gegangen! Peter stand auf, klopfte seine Kleidung ab und wandte sich wieder seinem eigentlichen Ziel zu. Im nächsten Augenblick setzte sein Herz für ein paar Schläge aus. Direkt vor seinem Gesicht hing eine weitere Ranke und fixierte ihn. Er griff vorsichtig nach seiner Machete, die vor ihm im Boden steckte, aber noch bevor seine Finger den Griff erreicht hatten, schoss die Ranke auf seinen Hals zu und schlang sich mehrmals darum. Geistesgegenwärtig schob er die Finger seiner linken Hand zwischen seinen Hals und die Schlinge. Die Pflanze zog zu, aber durch seine Hand konnte er dem Druck standhalten.

Sollte er Andrew um Hilfe rufen? Der Android wäre sicher schnell zur Stelle, aber damit gefährdete er seine Deckung, die er keinesfalls aufs Spiel setzen durfte. Also war er auf sich allein gestellt.

Peter bekam kaum noch Luft. Mit der linken Hand hielt er die Schlingen um seinem Hals mühsam auf Abstand, doch die enorme

Kraft des Gewächses drückte seine Finger immer stärker an seinen Hals. Er versuchte, mit der anderen Hand den Griff der Ranke zu lockern, aber es war zwecklos. Er konnte spüren, dass auch die Blutzufuhr zum Gehirn abgedrückt wurde. Ihm wurde schwindelig. Das war's, dachte er, aber in einem letzten Aufbäumen seiner Kräfte bekam er seine Machete zu fassen. Er konnte noch einen einzigen Hieb erzwingen. Und traf. Augenblicklich erschlaffte der eiserne Griff um seinen Hals. Seine Finger waren wieder frei. Als er die Ranke endlich los war, konnte er die angenehm duftende Luft des Dschungels wieder ungehindert in seine Lungen saugen.

Schnell robbte Peter auf allen Vieren fort von diesem Ding. Als er genug Abstand gewonnen hatte, richtete er sich auf und begann zu laufen. Obwohl er immer noch nach Luft schnappte, musste er die verlorene Zeit aufholen.

Beim Laufen ließ er sich seinen Standort anzeigen. Er stellte fest, dass er sich bereits ziemlich dicht am Rand des Dschungels befand. Three Moon lag nur noch knapp zwei Kilometer entfernt.

Peter wischte sich Tränen aus den Augenwinkeln. Er war so zornig darüber, dass die Gefährlichkeit des Dschungels offenbar nicht Herausforderung genug war, nein, die Menschen mussten selbst die größte Bedrohung füreinander sein. So hatte sich sein Sohn Jason das neue Leben hier auf Lumera sicher nicht vorgestellt. Ging es ihm, Ramona und dem Baby gut? Musste das kleine Wesen, dessen Namen er noch nicht einmal kannte – sein Enkelkind – in so einer bedrohlichen neuen Welt groß werden? Peter zwang sich, sich auf die vor ihm liegende Mission zu konzentrieren.

Er konnte nun schon den Rand des Dschungels ausmachen und hielt einen Moment inne. Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, begann etwas anderes Besitz von ihm zu ergreifen. Ein nervöses Kribbeln breitete sich in seinem Körper aus.

»Verlasse gleich den Dschungel. So eine blöde Würgepflanze hatte mich beinahe drangekriegt, aber ich habe sie gerade noch abschütteln können«, verkündete Peter über seinen BID.

»Peter, wir brauchen dich noch«, sagte James.

»Keine Sorge. Ich habe nicht vor, mich von einer Schlingpflanze umbringen zu lassen«, entgegnete Peter, obwohl seine Mission beinahe daran gescheitert wäre. »Der Dschungel lichtet sich endlich. Und diese seltsamen dickstieligen Tiere, die aussehen wie Seegurken, besiedeln hier den Boden wie ein Teppich. Ich kämpfe mich da mal durch und melde mich, sobald ich in der Basis bin.«

»Viel Glück«, sagte James.

Peter antwortete nicht mehr. Er konzentrierte sich, um nicht auf die pulsierenden Stängel zu treten, welche an dieser Stelle die Ränder des Dschungels säumten. Kurz fragte er sich, woran eigentlich festgemacht wurde, dass es sich dabei um Tiere und nicht um Pflanzen handelte. Erschrocken von Peters Berührungen wechselten die faszinierenden Wesen ihre Farbe, indem sie ihre Blütenblätter mehrmals abwechselnd öffneten und schlossen. Dabei schüttelten sie für kurze Zeit ihre Samenstände, die leise rasselten. Peter lief mit halb offenem Mund vorsichtig mitten durch die Hybridwesen und beobachtete das Naturschauspiel, ohne innezuhalten.

Wie schön es hier sein konnte, dachte Peter. Der Dschungel war zwar wirklich nicht ungefährlich, doch er barg auch unzählige kleine Wunder; man musste nur die Augen offen halten. Im Vorbeigehen tippte Peter mit seiner Fußspitze auf einen der kugelrunden Samenstände. Der Stängel zuckte ein wenig zurück und schüttelte sich, während seine Blütenblätter auf und zu rollten. Erst jetzt sah er, dass die Pflanzen direkt daneben dasselbe taten. Dieser Vorgang wurde von Blüte zu Blüte wiederholt. Ganz so, wie Wellen sich ausbreiteten, wenn man einen Stein ins Wasser warf. Er war fasziniert von diesem Blütenspiel, doch er musste dieses Phänomen jetzt hinter sich lassen. Es gab Wichtigeres zu tun.

Endlich hatte Peter den Rand des Dschungels erreicht. Er aktivierte den Sonnenfilter seiner Kontaktlinse, so geblendet war er von der rötlich schimmernden Sonne Lumeras. Als sich seine Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, überprüfte er die Ebene. Er konnte niemanden sehen. Na, dann mal los, dachte er, straffte die Schultern und trat aus dem Wald.

»Befinde mich auf der Lichtung. Werde in wenigen Minuten das Tor erreichen. Melde mich, sobald die Überwachungssensoren der Südseite ausgeschaltet sind.« Peter beendete die Übertragung. Er musste sich konzentrieren. Ein Fehler, ein versehentlicher Gestaltwechsel – und der Plan wäre zunichte. Im schlimmsten Fall würden sie ihn sofort erschießen. Peter ärgerte sich über seine negativen Gedanken. Er bemühte sich, an die bevorstehende Mission zu denken. Scheitern war keine Option.

Aber im nächsten Augenblick sank sein Mut wieder. Ein Speed-V mit vier Männern an Bord hatte Three Moon durch eines der Tore

verlassen und rollte auf ihn zu. Das war nicht weiter ungewöhnlich, denn viele Arbeiten fanden außerhalb von Three Moon statt, und es herrschte ein reger Verkehr zur neu entstehenden zweiten Stadt der Menschen.

Peter versuchte, Ruhe zu bewahren und nicht nervös zu wirken. Er kannte die Männer nicht, die ihn mittlerweile erreicht hatten und seinen Weg kreuzten. Sie beachteten ihn aber nicht weiter und grüßten im Vorbeifahren. Peter fiel ein Stein vom Herzen. Das war schon mal gut gegangen. Er blickte zurück zum Dschungel, der ihn vorhin beinahe das Leben gekostet hatte.

Peter lief weiter zum Tor, vor dem zwei Wachmänner und zwei Androiden postiert waren.

»Guten Tag«, sagte Peter selbstbewusst und fuhr sich mit der Hand durch das struppige Haar.

»Guten Tag, Mr. … Doyle«, sagte einer der Wachmänner, nachdem er mit einem kleinem Gerät Peters gefälschte ID gescannt hatte.

»Geht es ihnen gut, Mr. Doyle?«, wollte einer der Androiden wissen. »Ihr Puls ist sehr hoch«.

Peter wartete darauf, dass die Diode neben dem Tor endlich grün aufleuchtete.

»Nicht besonders, ich bin nur erschöpft.«

»Zeigen Sie mir bitte Ihre ID-Karte«, sagte der Android, der ihn soeben angesprochen hatte. Was für eine verdammte Katastrophe! Wieso wollte der Blechhaufen jetzt die altmodische ID-Karte sehen?

»Na, hören Sie mal, Achtzehnfünfundzwanzig«, sagte der Wachmann auf dessen Namensschild Wiezbowsky geschrieben stand, »Sie sehen doch, dass es Mr. Doyle nicht gut geht.« Wiezbowsky schob Peter am Oberarm sanft in den Durchgang der Pforte. »Gib mal schnell frei«, rief Wiezbowsky seinem Kollegen im Kontrollhäuschen zu.

Es klackte laut, und die Farbe der Signalleuchte schaltete von rot zu grün. Erleichtert trat Peter durch das geöffnete Tor.

»Moment, Mr. Doyle. Ihre Schicht hat doch erst vor drei Stunden begonnen. Ist etwas passiert?«, fragte der andere Wachmann.

Peter hatte ja eigentlich mit Fragen gerechnet, aber dass die Prozedur in einem solchen Theater enden musste, war wirklich nicht vorauszusehen gewesen. »Ich möchte zu Dr. Silverman. Ich habe starke Magenschmerzen.«

»Und wie sind Sie hierhergekommen? Wohl nicht zu Fuß,

oder?«, fragte er weiter.

»Ich bitte Sie! Mein STV ist liegengeblieben. Ich musste die letzten Kilometer leider laufen.«

»Gut, geben Sie mir die ID des Fahrzeugs. Ich weise an, dass man es holt.«

»Ist schon geschehen«, log Peter. »Ich muss jetzt aber wirklich weiter. Mein Bauch …«, sagte er und legte sich die Hand auf den vorgeblich schmerzenden Unterleib.

»Ist okay. Dann gehen Sie. Gute Besserung.«

»Danke.«

Peter versuchte, nicht zu schnell zu gehen. Und er versuchte, nicht zu erstarren. Denn was er hier sah, hatte nichts mehr mit der mehr oder weniger provisorischen Siedlung zu tun, die er vor einem Dreivierteljahr fluchtartig mit den anderen verlassen hatte. Er lief über einen ebenen Platz. Die vielen Zelte, die hier damals gestanden hatten, waren modernen Gebäuden gewichen. Bei einem zählte er sogar neun Stockwerke. Zahlreiche Speed-Vs fuhren zwischen den Häusern umher. Wären am Himmel nicht zwei der drei Monde zu sehen gewesen, hätte er wahrscheinlich gedacht, er befände sich noch auf der Erde. Beeindruckend, was mithilfe der Androiden möglich war.

Aber nun war keine Zeit, die Gegend zu bewundern. Er musste die südlichen Sensoren und Kameras hacken, um die Kameraaufzeichnungen zu loopen. Anschließend konnten James, Ondras und Andrew unbemerkt zum Militärstützpunkt am Rande der Basis-Südseite gelangen. Peter aktivierte die Übersichtskarte seines BIDs und kontrollierte seine Position. Bis hierhin war er genau auf der geplanten Route unterwegs gewesen. Eilig lief er am Zaun entlang. Noch sechshundert Meter.

»Bin in Three Moon«, teilte er den anderen über den BID mit.

»Wir sehen dich, Peter. Meine Drohne befindet sich in etwa zwanzig Metern Höhe über dir«, sagte Andrew.

Peter blickte nach oben. »Ja, ich sehe die Drohne.«

»Chad! Chaaad!«, hörte er plötzlich eine Stimme. Peter schloss für einen Moment die Augen und rief Chads Erinnerungen ab. Er blickte die Frau an, die auf ihn zulief. Die Gesichtserkennung analysierte. ›Keine Übereinstimmung gefunden.‹

Peter war verunsichert. Diese Person hatte Chad also erst hier in Three Moon kennengelernt, und sie kam nicht von der Platon. Das war nicht gut. Und was machte sie hier so dicht am

Militärstützpunkt?

»Hey«, begrüßte Peter die brünette, sympathisch aussehende Frau. Sie gab ihm einen Kuss auf den Mund. Peter musste sich zusammenreißen, um sie nicht wegzustoßen.

»Was machst du denn hier? Ich dachte, du bist mit deinen Kollegen am neuen Bohrloch beschäftigt?«

»Ja, das war ich auch. Ich … ich habe Bauchschmerzen und brauche eine Pause.«

»Oh«, antwortete die Unbekannte.

»Ja, ich gehe mal weiter. Wir sehen uns später?«

»Aber wo gehst du denn hin? Du wohnst doch da hinten?« Sie zeigte in eine andere Richtung.

»Ja, ich will zu Dr. Silverman.«

»Ich dachte, du magst ihn nicht und willst nur noch zu Dr. Flemming?«

»Der hat keine Zeit«, sagte Peter und merkte, wie die Fremde anfing, ihm auf die Nerven zu gehen.

»Dann begleite ich dich. Komm …«

»Nein, bitte!«, fauchte er, fasste sich aber direkt wieder. »Lass mich doch bitte. Ich brauche Ruhe und möchte jetzt keine Gesellschaft.«

Peter spürte den irritierten Blick der ihm fremden Frau auf sich ruhen und ahnte, was passiert war.

»Deine Nase …«, sagte sie schockiert. »Und … dein Auge.«

Peter schloss kurz die Augen, schluckte seinen Ärger über sich selbst herunter und rief sich zur Ruhe. Chad Doyle. Er muss Chad Doyle bleiben. Er wusste, dass er sich nicht gänzlich verändert hatte. Aber für die Brünette war es sicher ein kleiner Schock, dass er auf einmal aussah wie eine andere Person.

»Ich ... habe da ’ne Pflanze berührt. Vielleicht kommt das davon. Ich geh zum Doc. Also bis später, Schatz«, sagte Peter und gab der völlig verdatterten Frau einen flüchtigen Kuss auf die Wange. Er wartete nicht auf eine weitere Reaktion. Hastig lief er weiter am Zaun entlang. Er spürte den Blick der Fremden noch für einige Zeit im Rücken, aber sie folgte ihm zum Glück nicht.

»Peter, was ist passiert?«, fragte James aufgebracht. »Die Bilder der Drohne … eine Frau.«

»Ich habe alles im Griff. Konzentriert euch lieber auf euren Aufbruch. Ich melde mich.«

Endlich sah Peter den Verteilerkasten, den er suchte. Andrew und er hatten genauestens geplant, wie vorzugehen war. Peter blickte sich um. Keine Wachen zu sehen.

Schnell öffnete er mit einem Dietrich den Kasten, der an dem Service-Häuschen neben dem Zaun zum Militärstützpunkt montiert war.

Okay, das sah weitgehend so aus, wie er es im Gedächtnis abgespeichert hatte. Wie gut, dass mehrere der hierfür verantwortlich zeichnenden Sicherheitsstechniker an Bord der Platon gewesen waren. So brauchte er die nötigen Informationen nur abzurufen. Und Andrew hatte ihm genau erklärt, wie er vorgehen musste, um die von ihm entwickelte Software zu installieren. Das Programm erzeugte eine Endlosschleife, die immer wieder die gleiche Szene zeigte und Andrew, Ondras und James unsichtbar machte. Ärgerlich, dass Andrew die Installation nicht selbst durchführen konnte, aber er war der einzige Android seiner Art und zur Fahndung ausgeschrieben. Er wäre sofort aufgefallen – ID hin oder her.

»Peter, ich muss dich warnen. Die Wachen sind nur noch dreihundert Meter entfernt«, ließ Andrew ihn wissen.

Ein kurzes Signal bestätigte ihm den Erfolg seines Eingriffs. Peter schloss den Kasten und sperrte ihn wieder ab.

»Die Software ist installiert, Andrew. Du kannst dich wieder entspannen.«

»Mit Verlaub, Peter. Im Gegensatz zu dir bin ich nicht angespannt, sondern habe mich völlig unter Kontrolle. Wie du weißt, verfüge ich nicht wie ihr Menschen über entsprechende Hormone, die …«

»Andrew, bitte! Kommt einfach her. Peter out!«

Peter holte ein Paar Gummihandschuhe aus seinem Rucksack, die er sich sogleich überstreifte und tastete einige Sekunden darin herum, doch er fand nicht, wonach er gesucht hatte. »Verdammt«, flüsterte er. Wo war das blöde Ding? Er öffnete die Seitentaschen, aber auch darin herrschte gähnende Leere. Plötzlich war ihm heiß. Er tastete seine Taschen ab, und endlich hatte er die Dose gefunden. Vorsichtig öffnete er sie und hielt dabei die Luft an. Jetzt musste er richtig schnell sein, sonst würde er in seine eigene Falle tappen. Er holte einen schleimigen Klumpen aus der Dose, der entfernt an einen Pilz erinnerte, und klebte ihn an die Hauswand. Ondras war auf die Idee gekommen, dieses … Ding zu verwenden. Peter streifte

die Handschuhe ab, stopfte sie in die Dose, die er in seinem Rucksack verschwinden ließ und lief los. Er brauchte nicht allzu weit laufen.

»Andrew, die Meldung kann raus«, übermittelte Peter unterwegs. Drei Gebäude weiter versteckte er sich. Der Plan sah vor, dass Andrew die beiden Wachmänner kontaktierte und sie darüber in Kenntnis setzte, dass an dem Service-Häuschen, unweit des Zugangs zum Militärstützpunkt, ein potenziell gefährliches Objekt gefunden worden sei.

Andrew übertrug Peter die Drohnenbilder, auf denen die beiden Wachmänner zu sehen waren. Sie steuerten direkt auf das schleimige Ding zu. Andrews Meldung hatte sie also erreicht.

Der Wachmann mit dem Dreitagebart zeigte auf die Wand des Service-Häuschens. Peter sah, wie der Klumpen sich kurz aufblähte und eine graugrüne Staubwolke freisetzte. Es dauerte nur wenige Sekunden, und die beiden Männer schwankten wie Betrunkene umher und lachten dabei albern.

»Verdammt Ondras, du Genie«, flüsterte Peter.

»Peter, wir sind jetzt auf dem Weg zur Basis. Wir treffen dich dann an der Schnittstelle für die Rohrleitungen«, erklärte Andrew.

Peter huschte weiter, von Deckung zu Deckung, immer auf der Hut, niemandem zu begegnen, oder anderweitig Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Über seinen BID hatte er Zugriff auf die Kamera der Drohne und konnte so immer die Geschehnisse in seiner Umgebung beobachten, was er hauptsächlich Andrew zu verdanken hatte, denn er war es, der die Drohne aus der Ferne zuverlässig an die geeignetsten Stellen steuerte, sodass Peter kaum mit Blindspots konfrontiert war. Als Peter die Stelle erreicht hatte, an der die Rohre mit den Zuleitungen den Zaun kreuzten, hielt er sich zwischen einigen Transportkisten und aufgerollten Kunststoffrohren versteckt, die in einem kleinen Hinterhof abgestellt worden waren.

»Dann lass mal sehen, was die Wachmänner treiben«, flüsterte Peter und ließ sich die Aufnahmen übertragen. Erschrocken blieb ihm die Luft weg.

»Um Gottes Willen! Andrew, was ist da los?«

»Es tut mir leid, Peter. Für den Erfolg unserer Mission waren diese Kollateralschäden leider nicht zu vermeiden. Ich musste dir verschweigen, dass die Substanz tödlich wirkt, da du sie sonst nicht zugelassen hättest.«

»Ja, verdammt, Andrew, damit hast du vollkommen Recht! Ich bin damit ganz und gar nicht einverstanden!«

»Peter, meine Missionsanweisung war klar formuliert: Wir müssen in die Basis und Elias Fox handlungsunfähig machen. Das hat Priorität. Und genauso habe ich gehandelt.«

Peter war wütend auf den Androiden, der ihn so leicht durchschaute. Andrew hatte recht; er hätte sich darauf nicht eingelassen. Aber er musste sich auch eingestehen, dass es hier nicht um ihn und seine Befindlichkeiten ging. Sein Blick hing an den beiden Männern. Sie hatten die Augen weit aufgerissen. Ihre Haut war glutrot, und blutiger Schaum quoll aus ihren Mündern. Peter wollte nicht, aber er musste hinsehen, musste verstehen, was da passierte. Zwei Unschuldige starben in diesem Moment. War das der Preis, den sie für ihre Aktion zu zahlen hatten? Dass sie zu Mördern geworden waren? Waren sie damit nicht ihrem Feind gleich geworden?

Die beiden Männer krümmten sich unter schweren Krämpfen. Peter war kurz versucht, zu ihnen zurückzulaufen, aber es wäre sinnlos gewesen. Den beiden Wachmännern konnte wahrscheinlich sowieso niemand mehr helfen. So beobachtete er weiter die zuckenden Körper während er gegen Tränen ankämpfte. Es dauerte nicht lange, und jegliche Bewegung erstarb.

»Hören Sie zu, ich weiß, das war ein unverzeihlicher Fehler, aber uns läuft langsam die Zeit davon. Die Wachen müssen alle dreißig Minuten Meldung machen, also bleiben uns nur noch achtzehn Minuten«, sagte James über seinen BID.

Peter lehnte sich mit dem Rücken an eine der Kisten, hinter denen er sich versteckt hatte und rutschte daran bis zum Boden hinunter. Ob die beiden von ihm getöteten Wachmänner Familie hatten? Vielleicht kleine Kinder? Er richtete seinen Blick auf ein winziges spinnenähnliches Insekt, das über den Betonboden krabbelte. Woher es wohl wusste, wohin es wollte? Unwillkürlich tauchte Jason in seinen Gedanken auf. Wie gerne er seinen Sohn jetzt in den Arm genommen hätte. Und Julia? Ging es ihr gut? Er wollte sie nicht kontaktieren. Jedenfalls nicht, bevor sie ihre Mission abgeschlossen hatten. Er rief die Uhrzeit ab und seufzte. Noch fünfzehn Minuten.

»Peter, wir klettern jetzt über den Zaun.«

»Wo ist James? Der kann ja wohl unmöglich so schnell gerannt

sein«, sagte Peter und schlich zum vereinbarten Treffpunkt.

»Ich möchte nicht darüber sprechen«, meldete sich James zu Wort.

»Peter sollte es aber erfahren …«, begann Andrew.

»Untersteh …«

»Ich habe ihn getragen«, erklärte Andrew.

Peter verkniff sich einen Kommentar. Er stand am Zaun, als die anderen drei mühelos über ein dickes Rohr auf die andere Seite gelangten. Was für ein Glück, dass noch keine weitere Absicherung über den Rohren angebracht worden war. Das war sicherlich in der ganzen Hektik beim Aufbau der Basis vergessen worden. Das erleichterte ihr Eindringen ungemein.

Nach dieser Kletteraktion klopfte James Peter anerkennend auf die Schulter. »Und jetzt holen wir uns Fox.«

26 – John

Juli 2385 | Three Moon

John versuchte Ethans Position auszumachen, während die Waffe des feindlichen Soldaten hart auf seinen Hinterkopf drückte. Aber er brauchte sich keine Hoffnung zu machen, dass sein Freund ihm noch helfen konnte. Er hatte sich aus irgendeinem Grund von ihm entfernt.

Es war vorbei. Eine Bewegung – und er wäre tot. Umgekonmen in einem vollkommen sinnlosen Krieg. Ungewollt liefen Bilder durch seinen Kopf. Sein Sohn lächelte ihn an, seine Frau war da und … Julia. So endete sein Leben heute also?

»Waffe fallen lassen!«

John ließ sein Sturmgewehr los, hob die Hände und wartete. »Mitkommen«, sagte der Kerl hinter ihm. »Wenn du Widerstand leistest, leg ich dich um.«

John überlegte fieberhaft, welche Handlungsoptionen er noch haben könnte, aber da war nichts. Jedenfalls nichts, das ihm von Vorteil sein konnte.

Plötzlich spürte John, dass der Lauf an seinem Hinterkopf wegrutschte. Das war seine Chance. Er drehte sich innerhalb von Sekundenbruchteilen um die eigene Achse, packte den Soldaten am Revers und verpasste ihm eine dermaßen starke Kopfnuss, dass er selbst das Gefühl hatte, gleich ohnmächtig zu werden. Aus der Nase blutend sank der Mann zu Boden. John holte mit seiner Machete aus und fokussierte seinen ganzen Zorn auf den Mann, der vor ihm lag.

»Bitte, Sir, bitte lassen Sie mich leben«, stammelte der Soldat angsterfüllt.

John betrachtete das blutüberströmte Gesicht des Mannes. »Verdammt!«, brüllte John. Er konnte nicht zuschlagen. Es war etwas anderes, den Feind aus der Ferne zu töten, doch von

Angesicht zu Angesicht kostete ihn allein der Gedanke daran ein Stück seiner Seele.

Er entriss dem Soldaten die Waffe. »Verpiss dich!«

Der Soldat erhob sich, fiel aber wieder zu Boden. Sein verlorener Blick und seine etwas eckigen Bewegungen verpassten John einen Stich in der Seele. »Komm schon, steh auf und verschwinde!«

Der Mann streckte ihm eine Hand entgegen und weil John gegen den Mann nichts hatte, woher auch, er kannte ihn nicht im Mindesten, nahm er die Hand und half ihm auf die Beine.

»Danke«, sagte der Soldat und fiel ihm mit Tränen in den Augen um den Hals. Dann sagte er: »Und jetzt fahr zur Hölle!« Gleichzeitig spürte John einen spitzen Gegenstand an seinem Bauch.

Er reagierte wie ferngesteuert, rammte dem hinterlistigen Bastard sein Knie in die Weichteile, packte sein Handgelenk und drehte es ruckartig nach oben, während er sich um neunzig Grad nach links drehte. John ließ sich auf seine Knie fallen und vernahm ein Knacken. Der Soldat, das Messer weiterhin in seiner Hand, schrie laut auf, doch John zog noch fester an der völlig verdrehten Hand, sodass er es ihm nun mühelos abnehmen konnte.

»Bitte nicht«, schrie der Gegner, »es tut mir …« Er konnte keinen weiteren Laut von sich geben. John rammte ihm die Klinge von vorne in den Hals und schnitt ihm damit buchstäblich die Luftzufuhr ab. Er sah in das vor Entsetzen verzerrte Gesicht des Mannes und ließ den Dolch los.

»Du verdammter Idiot!«, flüsterte John und ließ den Mann zu Boden gleiten, während er ihm in die Augen sah und seine Hand hielt, bis sich das Leben aus dem Gesicht des Soldaten stahl.

Wie konnte dieser Kerl so hinterhältig sein? Johns Zorn wollte direkt wieder hochkochen, aber er konnte sich noch unter Kontrolle halten. Nachdem er ungefähr eine Minute lang wie erstarrt neben dem Toten in der Mulde gelegen hatte, blickte er dem Mann noch einmal ins Gesicht und legte seine Hand um den Griff des Dolches, um ihn herauszuziehen. Seine Finger fühlten sich betäubt an. Er zog an dem Dolch, aber er steckte zu fest im Körper des Soldaten, also erhob er sich und zog erneut, verlor aber das Gleichgewicht und fiel hin. Tränen stiegen ihm in die Augen. Er ließ sich die Uhrzeit anzeigen. Es war höchste Zeit. Er griff in die Tasche am Gürtel des Toten und fand tatsächlich zwei volle Magazine. Scheiße! Sie passten natürlich nicht zu seinem Sturmgewehr. John blickte sich um und sah die Waffe des Soldaten im Dreck liegen.

Er nahm sie an sich und stöhnte. Das Teil musste an die zwanzig Kilo wiegen. Es war eine Konstruktion, die er noch nie gesehen hatte. Sie wirkte provisorisch zusammengebastelt. Es gab ein Rundrohr mit angeklebtem Visier, das an ein Kanonenrohr erinnerte. Der Abzug in Form eines Pistolengriffs war auf der Unterseite angebracht worden. An der Seite des Rohres prangte ein zerkratzter Schriftzug: ›Derailor‹. Vielleicht konnte ihm die Waffe noch von Nutzen sein. Er hängte sich das Ding über die Schulter, wo auch schon sein leergeschossenes Sturmgewehr hing. Er steckte sich die beiden Magazine in den Gürtel und stapfte los.

Der Explosionslärm einer unweit einschlagenden Granate riss ihn schließlich zurück in die Realität. Er war sofort hellwach.

Er hörte das Gebrüll von Fox’ Soldaten. Ihm blieb wahrscheinlich keine Minute, um seinen Standort zu wechseln und eine bessere Position einzunehmen.

Er aktivierte seinen BID, um mit Ethan Kontakt aufzunehmen und den anderen seinen Standort mitzuteilen.

»Ethan, du Idiot! Du hast mich zurückgelassen. Ich wäre fast draufgegangen. Wo steckst du?«, fuhr John ihn an, als die Verbindung stand.

»Ich dachte, du wärst hinter mir. Als ich gemerkt habe, dass du nicht da bist, habe ich deinen Standort gecheckt. Du hast dich nicht bewegt. Ich dachte, du wärst … .«

»Bin ich aber nicht, Ethan. Ich lag neben einem Toten in der Grube, um zu überleben. Wer ist bei dir?«

»Ganuba und seine Krieger.«

»Gut. Ich komme zu euch. Und diesmal wartest du!«

John schlug sich durch das Dickicht, um zu den kämpfenden Kidj’Dan aufzuschließen. Plötzlich hieb ihm jemand mit der Faust so hart ins Gesicht, dass er mit Wucht an einen Baum krachte. Winzige Lichtpünktchen schwebten durch sein Sichtfeld, aber es gelang ihm, bei Bewusstsein zu bleiben. Ein riesiger Kerl stand über ihm und grinste ihn hämisch an.

»Jetzt bist du fällig, Freundchen!«, brummte er und zog seine Machete. Er holte aus und erstarrte mit einem erstickten »Schei ...« auf den Lippen. Dann sank er nach hinten weg. Vor ihm stand Robert. Gott sei Dank!

»Na, Johnny, hast du was abbekommen?«

»Danke, Robert. Auch schön, dich zu sehen«, japste John. »Fox’

Leute haben uns ein ganz schönes Stück zurückgedrängt, aber … Vorsicht!«

John hieb mit dem Kolben seiner Waffe auf einen Soldaten ein, der sie aus dem Dickicht überraschte und Robert gerade von hinten an das Genick wollte. Seine Waffe und die Machete hatte der Soldat wohl verloren, genau wie seinen Verstand. Der Mann starrte auf das Taschenmesser in seiner Hand und sank stöhnend zu Boden.

»John, Fox will uns auf die baumlose Schneise drängen. Dort können sie uns auch noch aus der Luft angreifen. Dann sind wir geliefert. Die Kidj'Dan haben vorhin von irgendeiner Geheimwaffe gesprochen, die zum Einsatz kommen soll. Wo ist die bitte?«

»Das frag ich mich auch die ganze Zeit.«

John hörte den markerschütternden Schrei als Erster. Eines der Gollgos der berittenen Kidj'Dan-Krieger stürmte herrenlos auf einen von Fox Männern zu. Das stark blutende Tier raste vor Wut und riss ihn binnen Sekunden in Stücke.

John war hart im Nehmen, aber das war selbst für ihn zu viel. Schnell blickte er weg und versuchte, sich auf seine direkte Umgebung zu konzentrieren.

Sie mussten zu Ethan und den anderen. Fast wäre er dabei über einen im dichten Unterholz liegenden Androiden gefallen.

»Verdammt!«

»Mensch«, vernahm John die Stimme eines Kidj'Dan-Kriegers, der von hinten an sie herangetreten war. »Fox' Androiden treiben uns auf die freie Fläche«, sagte er.

»Wir müssen versuchen gegenzuhalten«, brüllte John. Das Artilleriefeuer übertönte die Worte. Es war ihr Glück, dass der Dschungel so dicht war, denn die dicken Bäume boten einen guten Schutz. Aber gleiches galt auch für Fox' Leute. Sie hatten dadurch also keinen wirklichen Vorteil. John sah, wie rechts von ihm ein Kidj'Dan unter Feuer geriet. Mehrere Salven durchdrangen ihn, als bestünde er aus Papier. Unmengen blauen Blutes spritzten aus seinen Wunden, doch zu Johns Verwunderung richtete sich der Krieger noch einmal brüllend auf und rannte mit erhobenem Speer in Richtung seiner Widersacher. Die Speerspitze seiner von Hand geformten Waffe begann zu glühen, und ein heller Strahl schoss daraus hervor, der die Soldaten in ihre Atome zerstäubte. Die getroffenen Androiden verloren höchstens die eine oder andere Panzerplatte auf ihrem Körper.

Im letzten Moment hielt Robert ihn fest, sonst wäre John direkt in die Schussbahn geraten, so sehr war er auf den mutigen Krieger fixiert, der nun vor ihnen tot zusammensackte.

Endlich bekam John wieder Zugriff auf seinen BID, der seit dem Beginn des Kampfes nicht mehr zuverlässig funktioniert hatte.

»Mann, Ethan wo steckst du denn?«, fragte John. Schnell huschte er mit Robert hinter den nächsten dicken Baum.

»Wir mussten weiter zurückweichen. Ich schicke dir meinen Standort.«

»Wir kommen zu dir. Fox' Leute drängen uns zurück. Sie sind in der Überzahl.«

»John, runter!«, brüllte Robert und riss ihn zu Boden. Im selben Augenblick peitschte ein Kugelhagel über sie hinweg. Hätte Robert ihn nicht zu Boden gerissen, wäre er jetzt vermutlich nicht mehr am Leben.

»Scheiße, das war knapp! Danke Robert! Hast mich schon wieder gerettet«, stieß John hervor, während er sich vorsichtig aufrappelte und in die Richtung schaute, aus der die Schüsse gekommen waren. Er konnte keine Feinde im dichten Dschungel vor ihnen ausmachen. »Okay, scheint, als könnten wir weiter. Ich habe Ethans Standort. Lass uns zu ihm …«

Scharfes Zischen ließ ihn stocken. Rechts und links von ihnen schlugen Geschosse in die Bäume, die einen Splitterhagel um sie schwirren ließen. John packte Robert am Arm und versuchte, ihn zu sich zu reißen, aber Robert reagierte nicht.

»Robert? Scheiße, Robert! Was ist mit dir?«

John bekam keine Antwort. Er starrte auf die Einschusslöcher in Roberts Brust. Als er den Kopf seines Freundes zu sich herumdrehte, sah er, dass Robert auch dort getroffen worden war. Er hatte keine Chance gehabt. Sein Freund war tot.

Ein eisiges Gefühl breitete sich in ihm aus. Wieder hatte er einen Menschen, der ihm ans Herz gewachsen war, verloren. Hätte er Roberts Tod verhindern können? Starben die ihm teuren Menschen wegen seiner Unachtsamkeit? Wenn er besser auf die Büsche vor sich geachtet hätte, kann es sein, dass Robert ihn dann nicht hätte retten müssen, bloß um dafür mit dem eigenen Leben zu bezahlen?

»Anastacia! Ich brauche hier …«, begann John mit zittriger Stimme, brach dann aber ab. Es war sinnlos. Robert war tot. Seine Lunge und sein Herz waren perforiert. Niemand konnte mehr etwas für ihn tun. Um Johns Kopf splitterte Holz. Er drückte seinen Kopf

tief in den lehmigen Boden. Mit zittrigen Händen schloss er dabei Roberts Augen.

»Godspeed, Robert! Es war mir eine Ehre, dein Freund zu sein.« Er drückte Robert an sich.

»John, du hast mich gerufen. Ist alles okay? Geht es euch gut?«, fragte Anastacia.

»Nein, nichts ist okay. Robert ist tot. Ich muss ihn zurücklassen. Wir sind zu dicht an der Frontlinie. Ich … wir alle müssen uns zurückziehen. Wir werden gleich auf der Lichtung stehen – und dann können sie uns einfach abknallen. Wir brauchen ein Wunder, Anastacia, sonst gehen wir alle drauf. Ich …«

»Rückzug, John, hörst du?«, sagte Anastacia erstaunlich ruhig.

»Okay.« John beendete die Verbindung. Peters mutierte Freundin konnte ihm hier auch nicht weiterhelfen.

Von links hörte er verzweifelt klingendes Geschrei. Er wandte sich in die Richtung und sah einen von Fox' Soldaten in den Fängen einer Schlingpflanze. Das Gesicht des Soldaten hatte schon eine blassblaue Färbung angenommen, aber noch kämpfte er. Mit beiden Händen versuchte er, die Schlingen um seinen Hals zu lockern, aber es war zwecklos. Er suchte mit den Füßen nach Halt, doch auch das war nicht von Erfolg gekrönt; die Ranke hatte ihn gerade so weit hochgehoben, dass er den Boden nicht mehr berühren konnte. John sah das schmerzverzerrte Gesicht des Mannes, verzweifelt schreiend, die Augen weit aufgerissen.

Er blickte durch das Visier seines Sturmgewehres. Vielleicht konnte John ihn mit einem präzisen Schuss aus seiner tödlichen Lage befreien? Könnte er vielleicht, aber John war so wütend – auf Fox, auf die Soldaten, die diesen sinnlosen Krieg kämpften und die seinen Freund getötet hatten und auch James, ihren ehemaligen Anführer, tot sehen wollten. Er blickte wieder durch das Zielfernrohr. Er sah, wie aus der Ranke plötzlich spitze Stacheln wuchsen, die sich in den Körper des Soldaten bohrten. Augenblicklich erstarb jede Bewegung des Mannes, Arme und Beine hingen merkwürdig schlapp herab. Es dauerte nicht einmal eine Minute, und es hatte den Anschein, als sei der arme Kerl innerlich verflüssigt worden. Ein weiterer Soldat eilte seinem Kameraden zu Hilfe, aber er kam zu spät. Er konnte nur noch mit ansehen, wie die Ranke den Mann – eine leere Hülle, einen faltigen Lappen aus Haut und Haaren – zu Boden fallen ließ.

John wurde übel, aber er riss sich zusammen und ließ die Waffe

sinken. Er war davon überzeugt, dass Fox' Leute keine Sekunde für Überlegungen ethischer Natur vergeudeten, sollte er ihnen in die Hände fallen. Die Massen von Androiden, die Fox ihnen entgegenjagte, waren in dieser Hinsicht fein raus. Ihre Moral konnte beliebig definiert, oder, je nach Bedarf, zu- oder abgeschaltet werden. John blickte noch einmal durch das Visier und sah, dass auch der zweite Soldat in die Fänge der Ranke geraten war.

Weitere Soldaten waren aufgetaucht und begannen, die Ranken mit Flammenwerfern abzufackeln. Als sie ihr Werk vollendet hatten, stürmte die ganze Einheit weiter, vermutlich in Richtung der Schneise, die wohl zum Schauplatz der Entscheidungsschlacht werden sollte. Rechts neben John platzte Rinde von einem Baum, und Erde spritzte keinen Meter vor seinen Füßen auf. Verdammt, sie hatten ihn entdeckt!

Er rannte los, änderte seine Richtung nach links, nach rechts, sprang im Sprint über Wurzeln und Steinbrocken, immer darauf bedacht, seinen Gegnern keine Zeit zum Zielen zu geben. Wieder und wieder schlugen Geschosse in die umstehenden Bäume ein. Splitter schwirrten um seine Ohren.

»Ich komme«, rief er über seinen BID und rannte weiter in Richtung des Standorts von Ethan. Plötzlich streifte eine Kugel ihn am Arm und hinterließ in seiner Funktionsjacke einen schmalen, rotgetränkten Riss.

»Ahhh, verdammt!«, knurrte er und lief weiter rückwärts, prallte aber gegen ein Hindernis. Er drehte sich um und blickte in violette Augen. Es war ein Kidj'Dan. Und nicht nur irgendeiner. Es war Godj'aan, ihr Oberbefehlshaber. Er wollte scheinbar gemeinsam mit seinen Kriegern, zur Lichtung, auf der über Sieg oder Niederlage entschieden werden sollte. »Menschenkrieger«, begrüßte ihn der Anführer der Kämpfer, der mindestens drei Meter von Fußsohle bis Scheitel, nein, von Fußsohle bis Tentakel maß.

»Ich kämpfe auf eurer Seite«, sagte John, der nicht sicher war, ob Godj'aan ihn erkannt hatte.

»Ich weiß, wer du bist. Komm mit!«

Der Krieger kommunizierte mit jemandem in Gedanken, das sah John sofort, aber dass sie hier ungeschützt herumstanden, machte ihn nervös. Und plötzlich, ehe er sich's versah, hatte der Kidj'Dan ihn mit zwei Händen gepackt und trug ihn mit riesigen Schritten mit sich und der Gruppe vorwärts.

»Die Krieger des Anführers Fox sind stark«, sagte der Kidj'Dan,

während sie durch den Dschungel rannten.

Einige Meter hinter ihnen schlug eine Sprenggranate ein, aber sie waren so schnell unterwegs, dass sie nur einen schwachen Luftstoß von hinten spürten.

John gefiel die entschlossene Ausstrahlung der Krieger, die, den bunt flackernden Tentakeln nach zu urteilen, in regem Austausch miteinander standen und vor nichts Angst zu haben schienen. Es betrübte ihn allerdings, dass die Wahrscheinlichkeit, den Sieg davonzutragen, verschwindend gering war, wenn man bedachte, dass Fox über mehrere Bataillone schlagkräftiger Kampfandroiden verfügte.

»Ich glaube, hier sind wir außerhalb der Gefahrenzone«, rief John. »Kannst du mich bitte absetzen?«

Der Anführer und seine Truppe blieben stehen. »Willst du nicht mitkommen?«, fragte er.

»Nein, ich muss zuerst zu meinen Leuten und mich mit ihnen besprechen. Dann folgen wir euch. Ich danke dir«, rief John und ließ die Kidj'Dan hinter sich.

Hier, am Rand des Dschungels, fühlte er sich am Wohlsten. Die Blumen strahlten in den verschiedensten Farben und sandten einen angenehmen Duft in die Welt hinaus.

Endlich erblickte er Ethan.

»Alter, wie siehst du denn aus? Geht's dir gut? Wo hast du den alten Bob gelassen?«, fragte dieser.

John bemerkte Ethans geweiteten Pupillen. Es konnte doch nicht wahr sein, dass dieser Idiot sich auch noch auf dem Schlachtfeld zudröhnte? Er fühlte sich eigentlich weder in der Lage noch in der Stimmung, Ethan von Roberts Tod zu erzählen. Dennoch hatte natürlich auch Ethan ein Recht darauf, es zu erfahren.

»Er ist tot. Robert ist gestorben, um mich zu retten.«

»Verdammt – das kann doch nicht wahr sein. So eine Scheiße!«

»Ja, allerdings.«

»Menschen«, sagte Ganuba, der sich vor ihnen aufbaute, »wir müssen etwas tun. Die feindlichen Kämpfer sind in der Überzahl.«

»Ganuba, wie kann es sein, dass ein so hochentwickeltes Volk wie das eure nicht ebenfalls über Kampfdrohnen verfügt?«, sprach John aus, was ihn schon die ganze Zeit beschäftigte,

»Gute Frage«, warf Ethan ein. »Immerhin besitzt ihr ein ziemlich cooles Raumschiff.«

John verdrehte die Augen. Der Junge musste dringend

ausnüchtern, wenn er die nächsten Stunden überleben wollte.

»Ganuba?«, wiederholte John.

»Du hast recht, Mensch. Einst besaßen wir die Technologie, von der du sprichst. Hätten wir sie nicht vernichtet, wäre uns dieser Krieg gegen Fox' Männer erspart geblieben, denn wir hätten jegliche Truppenbewegung von Anbeginn unterbinden können. Aber nachdem wir das hier lebende Volk ausgelöscht hatten, was sich leider nicht verhindern ließ, hatten wir uns geschworen, nie mehr einen Angriffskrieg gegen andere Spezies zu führen. In einer großen Abstimmung wurde dann auch die Zerstörung unserer bestehenden Arsenale beschlossen. Nur Waffen mit begrenzter Reichweite, die von einem Kidj'Dan transportiert werden konnten, blieben erlaubt. Sie müssen aber von unserer Königin freigegeben werden.«

Ethan hatte endlich seine Dose mit Dörrgras gefunden und schmatzte kurz darauf laut auf einem frischen Büschel herum.

»Langsam habe ich genug von deiner Scheiße!«, knurrte John. Er schüttelte Ethan, der an einem Baum lehnte. »Jetzt reiß dich doch endlich mal zusammen. Hier sterben Menschen!«

»Ach ja? Meinst du, das ist mir nicht aufgefallen?«

»Menschen, wir haben keine Zeit für Streitigkeiten«, sagte Ganuba.

»Verzeihung«, knurrte John und beruhigte sich ein bisschen. Er ließ Ethans Schultern los.

»Bitte, sprich weiter, Ganuba.«

»Nun, obwohl die Wahrscheinlichkeit für einen solchen Vorfall verschwindend gering war, haben wir immer befürchtet, dass irgendwann eine andere Spezies diesen Planeten für sich entdecken könnte, aber wir haben diesen Gedanken von uns geschoben. Und jetzt ist es doch geschehen. Wir konnten mit unserem Roahd'jin nur diese verhältnismäßig einfachen Waffen herstellen.«

»Cool, Roahd-irgendwas, das ist der Replikator, richtig?«, fragte Ethan, der das Dörrgras ausgespuckt hatte und sich stattdessen einen Proteinriegel aus getrockneten Würmern einverleibte.

»Was redest du da, Mensch?«, fragte Ganuba und ließ seine Tentakel rot pulsieren. Wie immer war er nicht in Plauderstimmung.

»Danke, Ganuba, meine Frage ist beantwortet. Was ist jetzt …« John duckte sich. Eine Granate surrte über ihre Köpfe hinweg und detonierte unweit von ihnen. John hörte die Schreie der verletzten

Kidj’Dan.

»Was ist mit eurer Geheimwaffe, von der ihr vorhin in der Höhle gesprochen habt? Wann wollt ihr sie einsetzen? Wenn wir alle tot sind?«, brüllte John.

John bemerkte, dass der Kidj’Dan immer wieder die Tentakel aufstellte. Er schien permanent zu kommunizieren.

»Genau weiß ich das leider nicht, aber es kann nicht mehr lange dauern.«

»Das ist ja toll, das ist absolut toll, und was machen wir inzwischen? Uns abschlachten lassen, ist das dein Plan?« Ethan warf seinen Rucksack hart auf den Boden.

Wieder zischten Geschosse an ihren Köpfen vorbei.

»Nicht hier, Ethan, wir brauchen Deckung!«

»Rückzug, Ganuba. Wir müssen zurück«, rief John, obwohl er wusste, dass ›zurück‹ bedeutete, die Lichtung zu betreten und sich der Air Force auszuliefern, also mit größter Wahrscheinlichkeit draufzugehen.

»Gut, ich weise meine Leute an. Die Midas werden auch gleich da sein«, versuchte Ganuba, den Gefechtslärm zu übertönen.

»Soll das ein Scherz sein?«, brüllte Ethan. »Ein paar Vögel sollen etwas gegen die Kampfdrohnen ausrichten können? Wir sind tot, Mann. Wir alle.«

»Ethan, verdammt! Reiß dich zusammen!«, kommandierte John und rüttelte noch einmal an seinen Schultern. »Werde nüchtern, zum Henker. Wir brauchen dich bei klarem Verstand!«

Ganuba kommunizierte noch immer. Als der Kidj’Dan Johns Blick registrierte, sagte er: »Die Midas-Krieger sind bereit und werden in Formationen angreifen.«

»Hoffentlich nützen die Midas etwas«, sagte John mutlos.

Ganubas Tentakel pulsierten und richteten sich nach vorne.

John fragte sich, ob es so etwas wie eine Geheimwaffe überhaupt gab.

»Jetzt zurück, Menschen. Wir müssen uns zurückziehen«, tönte Ganubas Stimme so laut neben John, dass er ihn trotz des Gefechtslärms noch verstehen konnte.

Ethan war wieder an seinem Rucksack zugange, diesmal aber, um Munition herauszufischen. John zerrte ihn dennoch am Arm mit sich. Fox’ Leute rückten unaufhaltsam näher, was unschwer am Lärm der einschlagenden Geschosse und den Schreien der

getroffenen Kidj'Dan zu erkennen war.

John wäre fast gestolpert, als er die Lichtung erreichte. Die Bodenbeschaffenheit hatte sich abrupt gewandelt. Hatte er im Dschungel ständig darauf achten müssen, wohin er trat, störte ihn hier nichts in seinen Bewegungen. Die mindestens zwei Kilometer breite Schneise erstreckte sich über nahezu zweihundert Kilometer quer durch den Dschungel.

John blickte mit dem Zoom seiner Kontaktlinsen zum Horizont. »O Gott, das sind Unmengen«, rief er.

Mehrere Truppentransporter zogen träge über den wolkenverhangenen Himmel.

»Wir dürfen nicht zögern, lasst uns keine Zeit verlieren«, rief Ganuba, während er weiterhin mit seinen Kämpfern kommunizierte. In der Ferne sah John die dunkle Gestalt von Godj'aan.

»John! Wir laufen in unser Verderben. Guck mal nach oben. Die ganze verdammte Air Force wartet auf uns.«

»Ich bin ja nicht blind«, rief John genervt. Überall strömten Kidj'Dan-Krieger aus dem Dschungel.

Plötzlich formierten sich die Drohnen neu, richteten sich auf die Kidj'Dan aus, die auf die Lichtung strömten, und eröffneten das Feuer. Einige Krieger stürzten getroffen zu Boden, die anderen stoben unter lauten Schreien auseinander und suchten verzweifelt Deckung vor dem unbarmherzigen Beschuss aus der Luft. John war froh, dass es überall auf der Lichtung felsiges Gestein und kleine Hügel gab, hinter denen man zumindest vor Fox' nachrückenden Soldaten Schutz suchen konnte. Aber lange würde sie das Kreuzfeuer nicht überstehen.

Sie sprinteten zu einem größeren Felsen und warfen sich dahinter.

»Ethan, die Midas sind bestimmt gleich da.«

»Was sollen die schon ausrichten?«, brüllte Ethan verzweifelt. Er schien langsam wieder nüchtern zu werden. Wurde auch mal Zeit.

»Was ist das?«, fragte er und zeigte auf John.

»Was meinst du?«

»Das Teil über deiner Schulter«, sagte Ethan und griff danach. »Darf ich?«

»Von mir aus. Ich weiß eh nicht, was ich damit machen soll. Es funktioniert nicht«, sagte John.

»Wo hast du denn den Derailor her? Der war damals auf der Erde der letzte Schrei in Sachen Sturmgewehren. Die einzige

tragbare Railgun, die es durch die Tests geschafft hatte. Davon wurden gerade mal fünfhundert gebaut, und jetzt haben wir auch eine. Das ist großartig, John, die macht alles platt! Kann ich sie ausprobieren?«

»Wenn du willst«, sagte John und stellte die Waffe neben Ethan ab. »Magazine habe ich auch zwei gefunden.«

Er hielt sie Ethan hin, der sie wortlos an sich nahm. Dann betrachtete Ethan die Waffe und versuchte herauszufinden, wie sie zu benutzen war. Zu Johns Überraschung hatte er es nach Sekunden geschafft, eines der Magazine einzusetzen, die Waffe zu aktivieren und korrekt zu schultern. Ein echter Waffennarr, dachte John.

Wieder wurden sie in geringer Höhe von Transportern überflogen. »Macht Platz, alle mal zwei Meter zurück!«, rief Ethan. Er betätigte einen kleinen Hebel am Derailor, dieser billig wirkenden Waffe, worauf sie laut zu summen begann. »Geht zurück … und hey, ihr da hinter mir, weg da!«

John fürchtete das Schlimmste. »Weißt du, was du tust?«

»Na sicher, das ist ’ne Railgun, deren DNA-Kontrolle entfernt worden ist, was weiß ich warum. Nur deshalb kann ich sie überhaupt benutzen«, antwortete Ethan und grinste ihn schief an, was durch den Batzen Dörrgras in seiner Backentasche fast ein wenig debil auf John wirkte.

Rund um die summende Apparatur flimmerte die Luft. An der Seite der Waffe konnte John einen breiten Streifen sehen, der zuerst schwach, dann immer greller zu glühen begann. Einen Augenblick später hörte das Summen auf, der Streifen an der Seite des Laufs flackerte auf und erlosch. Der Abzug klickte leise. Beinahe gleichzeitig explodierten die beiden hintereinander fliegenden Truppentransporter, die Ethan anvisiert hatte.

»Heilige Scheiße, ist das krass«, jubelte Ethan, verstummte aber augenblicklich. John konnte seine Blicke nicht von den beiden großen Fluggeräten wenden, deren brennende Trümmer weiter hinten auf die Schneise krachten. Er dachte an die Männer, die nun sterbend in den Trümmern lagen. Was für einen sinnlosen Tod sie sterben mussten.

Ethan schien ebenfalls wieder etwas zu sich gekommen zu sein. Er schwieg noch immer und sah inzwischen mehr geschockt, als begeistert drein. Was für eine todbringende Waffe – und John hatte sie die ganze Zeit auf seinem Rücken gehabt.

Allerdings hatten sie mit ihrem Schuss auch die Aufmerksamkeit

der Drohnen auf sich gezogen. Sie schwenkten ihre Waffen und nahmen den Felsen unter Beschuss, hinter dem sie kauerten. Gleichzeitig begannen sie, ihn zu umkreisen. Ihnen blieben nur noch Sekunden, dann säßen sie ungeschützt und zum Abschuss freigegeben auf dem Präsentierteller.

Aber die Kidj'Dan, die plötzlich nicht mehr unter verstärktem Beschuss standen, nutzten diese Möglichkeit und nahmen nun ihrerseits mit ihren Stabwaffen die Drohnen unter Beschuss. Und tatsächlich waren sie sehr präzise Schützen. Die ersten Drohnen wurden getroffen und stürzten zu Boden. Womit sie aber nicht gerechnet hatten, zeigte sich mit jeder einzelnen zu Boden krachenden Drohne: Sie explodierten beim Aufschlag wie Handgranaten. Die Gruppe von Kriegern, zu der wohl oder übel auch Ethan und John gehörten, stob in alle Richtungen davon.

Wie viele Kidj'Dan durch die abgeschossenen Drohnen zu Schaden gekommen waren, konnte John jedoch nicht ausmachen, denn schon wieder stürmten er und Ethan weiter, in eine neue Deckung.

»Hum'Da! Hum'Da!«, brüllte Ganuba plötzlich neben ihnen in Richtung Godj'aan, der sich gute dreißig Meter westlich von ihnen befand. Obwohl die übrigen Drohnen über ihren Köpfen wild umhermanövrierten und weiterhin mehr oder weniger gezielt feuerten, hatte John das Gefühl, als läge Erleichterung in der Luft.

»Was gibt es zu jubeln?«, rief John empört, doch Ganuba antwortete ihm nicht.

»Hum'Da! Hum'Da!«, rief plötzlich auch Ethan.

»Schau mal da rüber«, brüllte John und drehte Ethans Kopf mit beiden Händen in Richtung der anrückenden Feindestruppen, die bereits schon am Rand der Lichtung zu sehen waren und die Kidj'Dan vom Boden aus unter Beschuss nahmen. »Wir gehen drauf!«

Die Kidj'Dan, eingekesselt zwischen den Drohnen über der Lichtung und den Soldaten, die ihnen den Fluchtweg in den schützenden Dschungel abschnitten, kämpften um ihr Leben, hatten aber keine Chance und wurden gnadenlos überrannt. Und trotzdem war die Luft von den Siegesrufen der Kidj'Dan erfüllt.

John und Ethan versteckten sich in einem Erdloch unter einem schmalen Felsvorsprung. Aus der Deckung heraus beobachtete John den Kampf, während Ethan die Railgun noch einmal anlegte, um weitere Transporter abzuschießen.

»Die fliegen schön hintereinander, die erwische ich mit einem einzigen Schuss!«, sagte Ethan, während er durch das Zielfernrohr der Railgun blickte. »Hörst du das?«

Ja, jetzt fiel es John auch auf: Weit entfernt vernahm er ein zuerst kaum hörbares, schrilles Fiepen, das langsam in einen fremdartig melodischen und lauten Singsang überging.

Das Geräusch brach plötzlich ab. Ein ohrenbetäubender Donnerschlag erschütterte die Umgebung. John zoomte weit in das Schlachtfeld hinein. Sein Blickfeld war ausgefüllt von Funkenregen, Explosionen und weitgreifenden statischen Entladungen. Er zoomte wieder heraus. Überall herrschte das gleiche Bild.

»Aaah, verdammt!«, schrie Ethan, der im gleichen Moment seine Waffe fallen ließ. »Das Biest ist auf einmal heiß geworden«, sagte er aufgebracht.

John war plötzlich, als krabbelte eine Horde Ameisen durch seinen Körper. Rund um seinen BID fühlte er ein scharfes Brennen, seine Kontaktlinse flackerte und zeigte Bildfehler.

»Was zum Henker?«, rief er Ethan zu, doch der war damit beschäftigt, seine Handflächen auf den kühlen Erdboden zu pressen.

»Ja, ich habe es auch gespürt«, motzte Ethan dann, und zeigte John trotzig seine sichtbar angekokelte Hand. »Vielleicht kam dieses Geräusch von der Geheimwaffe der Kidj'Dan?«

John aktivierte wieder den Zoom seiner Kontaktlinsen. Was er sah, machte ihn sprachlos. Reihenweise stürzten Transporter, Drohnen und Skyrider vom Himmel auf die Bodentruppen herab. Das ganze Schlachtfeld erbebte in gewaltigen Explosionen. Die Androiden hatten allesamt den Betrieb eingestellt und sackten in sich zusammen. Um sich herum hörte John tausende Kidj'Dan jubeln. »Hum'Da!«

John blickte zu Ganuba. Er hatte sich von ihnen weggedreht und kommunizierte noch immer über die Tentakel. »Der Nächste wird in einer Stunde möglich sein.«

»John – ich fasse es nicht. Ein verdammter elektromagnetischer Impuls, ein EMP.«

»Ich stehe direkt neben dir, schrei nicht so herum!«

»Wir haben Glück, dass unsere BIDs über eine Abschirmung gegen elektromagnetische Störungen verfügen. Ich verstehe die Verschwiegenheit der Kidj'Dan einfach nicht. Das hätten sie uns doch verraten können.«

»Das wäre in der Tat hilfreich gewesen, hätte aber auch nichts geändert.«

John hörte die Schreie von Fox’ Soldaten, deren Kampfeswille nun, teils ohne funktionierende Waffen und ohne ihre Androiden, spürbar kippte. Das Blatt hatte sich gewendet, die Kidj’Dan gingen nun hochmotiviert zum Sturmangriff über, während die Soldaten auf klassische ballistische Waffen angewiesen waren. Aber noch gaben die Soldaten nicht auf, das Verhältnis von Fox’ Soldaten zu den Kidj’Dan wirkte jetzt jedoch nahezu ausgeglichen.

Er wandte sich an den Kidj’Dan, der wieder ansprechbar schien: »Ganuba, warum habt ihr eure Geheimwaffe erst jetzt gestartet?«

»Durch die vielen Detonationen rund um die Höhle kam es zu einigen Störungen. Deshalb konnten wir nicht eher zünden. Aber wie ihr beobachten konntet, haben wir so beinahe alle Maschinen unseres gemeinsamen Feindes mit einem Schlag vernichten können. Wir müssen nun kämpfen. Vorwärts, Menschen.« Ganuba wartete nicht weiter ab, sondern lief brüllend, mit erhobener Waffe zu den feindlichen Soldaten.

»Scheiße, der Derailor macht keinen Mucks mehr. Der ist wohl auch wegen des EMPs abgeraucht.« Ethan blickte wehmütig auf die am Boden liegende Waffe. Er griff in die Munitionstasche, die er auf den Boden abgelegt hatte und steckte sich einige Magazine in die Taschen seiner Treckinghose. »Nimm du den Rest, John«, sagte er. Dann folgte er Ganuba.

Die Euphorie der unzähligen Kidj’Dan-Krieger, die sich aus ihren Verstecken erhoben und auf die Lichtung stürmten, konnte John nicht mitreißen. Zu oft hatte er gesehen, wohin das führen konnte. Er zuckte zusammen, als der ohrenbetäubende Lärm zweier, durch den EMP ebenfalls lahmgelegter, abstürzender Truppentransporter über sie hinwegdröhnte. Er sah sie im Dschungel einschlagen.

Aus dem gegenüberliegenden Dschungel strömten weitere Kidj’Dan auf die Lichtung, doch auch der Nachschub von Fox’ Truppen schien nicht abreißen zu wollen.

John überwand sich endlich dazu, nachzusetzen, da erkannte er in der Ferne etwa zwanzig Midas am Himmel. Kidj’Dan-Krieger saßen auf dem Rücken der Fledertiere. Sie kamen schnell näher und flogen im Tiefflug über Fox‘ Soldaten. Dabei hielten sie irgendetwas in den Händen, aber John konnte nicht erkennen, was es war. Schnell blickte er durch das Zielfernrohr seiner Waffe. Ein

schwarzer Klumpen baumelte an einem dünnen Seil. Was war das? Eine Waffe? Nach etwas technologischem sah das zumindest nicht aus. Es wirkte eher organisch.

Ein Kidj'Dan, der auf einem Midas ritt, ließ das Ding an einer Stelle los, die maximalen Effekt für eine Granate versprach, und es fiel zwischen Fox Soldaten, die am Rand des Dschungels versuchten, die Stellung zu halten.

»John, was sind das für komische Teile?«, fragte Ethan über seinen BID und wäre um ein Haar von einem Querschläger getroffen worden.

»Ethan, verdammt! Willst du draufgehen? Achte auf deine Deckung!« rief John, während er Ganuba suchte, ihn aber nicht sehen konnte.

»Ich weiß nicht, was das ist, aber ich schätze, wir werden es gleich sehen«, sagte John und suchte durch sein Zielfernrohr die Stelle, an der das schwarze Ding in etwa gelandet sein musste

»Mist«, rief Ethan über seinen BID. John schwenkte sein Fernrohr und sah, dass Ethan von einem feindlichen Soldaten überrascht worden war. Der Kämpfer musste sich von hinten angepirscht haben. Hätte der feindliche Soldat gewusst, dass Ethan jahrelang eine Kampfkunstschule betrieben hatte, er wäre dieser Konfrontation weiträumig ausgewichen. Es war einfach unglaublich, wie schnell Ethans sich bewegte. Sein Gegner war ihm hoffnungslos unterlegen. Es dauerte nur wenige Sekunden, und er war außer Gefecht gesetzt. Ethan blickte zu John und nickte ihm zu.

John wandte sich wieder dem Zielfernrohr zu und suchte das schwarze Ding. Dabei entdeckte er zwei Soldaten, die sich mit einem Kidj'Dan in einem Messerkampf befanden. John wartete kurz, zielte, atmete aus, feuerte. Einen Augenblick später fiel einer der beiden Angreifer. Er wischte mit seiner Hand über das Auge. Dann zielte er von Neuem und staunte ein wenig darüber, dass er die Messerkämpfer sofort wiedergefunden hatte.

Er erwischte zwar den Soldaten, streifte aber auch den Arm des Kidj'Dan. John biss sich verärgert auf die Zähne. Konzentrier dich, befahl er seinen Gedanken. Er zoomte seine Kontaktlinsen zu den Midas am Himmel. Eine der schwarzen Kugeln war zwischen Fox' Leuten gelandet. Dort wuchs sie mindestens auf das zehnfache ihrer ursprünglichen Größe an und war nun so groß wie ein Gymnastikball. Die Schleimkugel begann zu pulsieren und bildete

Ausbuchtungen, die an einen Kugelfisch erinnerten. Ein paar von Fox Männern blieben fasziniert davor stehen, andere ergriffen in weiser Voraussicht die Flucht. Aus den Ausbuchtungen schoben sich Stacheln hervor. Gleichzeitig pulsierte die Kugel immer stärker. Das war jetzt aber auch zu viel für die verbliebenen Soldaten, die nun ebenfalls das Weite suchten. Allerdings kamen sie nicht weit. Die Kugel platzte auseinander, die Stacheln schossen in alle Richtungen und durchbohrten die Flüchtenden.

John war für einen Moment wie versteinert. Als er den Blick von den sterbenden Männern abwenden konnte, bot sich ihm, wohin er auch blickte, das gleiche Bild zerplatzter Kugeln. Einige Soldaten legten ihre Gewehre an und zielten nun auf die Midas, die am Himmel kreisten und von denen die Kidj’Dan immer wieder neue Kugeln in die Menge der feindlichen Soldaten abwarfen.

Moment – war das da oben nicht Anastacia? John sah wallendes, violettes Haar und eine Frauengestalt.

»Anastacia, bist das du da oben?«, fragte er über den BID.

Ihre Antwort kam prompt: »John, bist du da? Wo bist du?«

»Ja, ich bin südlich von dir. Wie …«

John spürte einen Stoß gegen seine Schulter. Er schnellte herum, erblickte einen Soldaten aus Fox’ Armee, der ihm seine Glock ins Gesicht hielt. Mit einer blitzschnellen Bewegung drehte ihm John die Waffe aus der Hand und richtete sie nun auf ihn. Fast hätte er abgedrückt, aber im letzten Moment besann er sich. Gab es noch einen anderen Weg?

»Das war Pech«, sagte John zu dem Mann, doch in dem Moment wiederholte der Soldat Johns Trick und schaffte es somit, die Waffe wieder an sich zu nehmen. John schlug mit seinem Unterarm den ausgestreckten Arm seines Gegners zur Seite. Ein Schuss löste sich, und hinter ihm splitterten Stücke eines Felsbrockens ab. In seinem Ohr klingelte es und seine Wut auf den Mann wuchs. Hätte er ihn doch einfach erschießen sollen? Der Soldat kämpfte mit aller Kraft dagegen an, dass John ihm den Arm anwinkeln konnte, aber er richtete nur wenig aus. Bald hatte ihm John die Glock unter das Kinn gezwungen. »Jetzt ist Schluss damit«, sagte er leise und bog dem Mann die Hand um. Es gelang ihm so, die Glock wieder an sich zu nehmen. Sollte er jetzt abdrücken? Irgendetwas in John wehrte sich dagegen. Er zielte auf den rechten Oberarm des Mannes und drückte ab. Der Soldat schrie und hielt sich den Arm. Ungläubig sah

er John an, während er langsam zurückwich. John drehte sich um und lief weiter. Er wusste, dass der Soldat mit hoher Wahrscheinlich überleben würde, aber er war nun kampfunfähig.

»Anastacia, bin wieder da.«

»Ich bin in der Luft. Es ist unglaublich, aber … Ich erkläre es später. Es ist … schwierig, dem Beschuss hier oben auszuweichen. Ich denke, ich werde mich kurz zurückziehen, um zu verhindern, dass die Tiere …« Anastacia verstummte.

»Hey, was ist da oben los?«, rief John.

»Mein Midas. Es ist getroffen. Es … es ist außer Kontrolle. Ich melde mich, wenn wir irgendwo halbwegs lebendig runtergekommen sind.«

»Okay. Viel Glück, Anastacia. Schick mir deinen Standort. Irgendeiner von uns wird dich dann holen.«

Anastacia brach die Verbindung ab. John sah dem Midas nach, das sich leicht schlingernd durch die Luft entfernte. Hoffentlich ging das gut.

Er widmete seine Aufmerksamkeit wieder den Männern von Fox, die nun Mann gegen Mann gegen die Kidj'Dan kämpften. Die übrigen Midas-Krieger waren noch immer wild entschlossen dabei, ihre Bomben abzuwerfen, während sie von den Soldaten beschossen wurden. John sah, wie ein weiteres Midas tödlich getroffen wurde. Sein Pilot wäre beinahe vom Sattel gefallen, doch es hätte keinen Unterschied gemacht, ob er allein oder auf dem Rücken des Midas abgestürzt wäre. John zoomte näher. Der Pilot blickte sich hektisch um, vielleicht suchte er nach einem Ausweg, um seinem Tod doch noch zu entgehen? Seine Tentakel waren glühend rot, doch plötzlich erloschen sie. Er holte mehrere Schleimbälle aus einer Art Korb, der hinter ihm am Sattel befestigt war und schien sie zu kneten. Noch in seinen Armen veränderten sie ihre Form, aber der Kidj'Dan ließ sie nicht fallen. Als sie schließlich mit großer Wucht am Boden aufschlugen, vereinigten sich die gewachsenen Kugeln zu einer Großen, die in einer Fontäne schwarzen Sekrets zerplatzte. Unzählige Stachel schossen über das Schlachtfeld.

»John«, vernahm er plötzlich die aufgeregte Stimme von Peter. »Endlich kann ich mich bei dir melden. Wie läuft's bei euch?«

»Katastrophal, es ist kaum in Worte zu fassen. Wie ist eure Mission gelaufen ist. Habt ihr Fox geschnappt?«

»Tja, genau deswegen melde ich mich.«

27 – Peter

Juli 2385 | Dumras

»Ist Fox noch immer bei der Drohnensteuerung?«, fragte James, während er gemeinsam mit Ondras, Andrew und Peter über das Gelände des Militärstützpunktes lief.

»Exakt«, antwortete Andrew, nachdem er die Bilder seiner Drohne geprüft hatte.

»Wartet!«, rief er plötzlich. Die kleine Gruppe verharrte hinter einem Schuppen, bis die drei Wachhabenden, die laut diskutierend an ihnen vorbeigingen, außer Sichtweite waren.

»Gut, damit habe ich gerechnet. Ich habe ihn auch so eingeschätzt, dass er alle Operationen selbst überwachen will.«

Peter blickte besorgt um die Ecke des Schuppens. »Es wird nicht einfach, in das Gebäude zu kommen.«

»Das übernehme ich«, sagte Andrew. »Ich werde die zwei Wachen unter falscher ID vom Zugang des Hauptquartiers weglocken. Aber ich werde nicht verhindern können, dass einige Männer an Fox' Seite sind, wenn wir bei ihm eintreffen.«

»Das ist schon klar«, flüsterte Peter. »Ich hoffe, dass wir Fox vielleicht noch zur Vernunft bringen können.«

»Peter, das kannst du vergessen. Ich kenne Fox. Er ist völlig größenwahnsinnig und paranoid«, sagte James angespannt. »Er lässt sich nicht mit Argumenten überzeugen. Falls wir versuchen sollten, mit ihm zu reden, gefährden wir nur die Mission. Wir nehmen ihn in Gewahrsam und übernehmen die Kontrolle.«

Vorsichtig huschten die vier am Zaun entlang in Richtung des mehrstöckigen Gebäudes, das sich noch etwa dreihundert Meter vor ihnen befand. Andrews Drohne bewegte sich hoch über ihnen und verschaffte ihnen einen Überblick über die Umgebung.

Schließlich blieben sie hinter einer Baracke stehen, die sich dem Hauptgebäude schräg gegenüber befand. Andrew drehte sich mit dem Rücken zur Wand. Seine Augen flackerten für wenige

Sekunden.

Peter lehnte sich ein kleines Stück vor, um die beiden Wachmänner zu beobachten. Sie schienen über ihre BIDs zu kommunizieren, dann warfen sie einander fragende Blicke zu und zuckten mit den Schultern. Der größere der beiden Männer betrat das Gebäude, in das auch Peter und die anderen wollten. Wenige Sekunden später folgte der andere Wachmann seinem Kameraden, drehte sich aber noch einmal um und prüfte mit weitläufigen Blicken, dass auch alles seine Ordnung hatte. Endlich waren beide im Gebäude verschwunden.

»Warum sind sie hineingegangen? Wieso hast du sie nicht weggelockt?«, flüsterte Ondras.

»Nun. Ich habe natürlich zuvor eruiert, wie wir auf dem schnellsten Weg in das Gebäude gelangen können. Hätte ich sie weggelockt, wären die beiden Wachen quer über das Gelände gegangen und wir hätten zu lange warten müssen. So aber ist der Weg zur Drohnensteuerung nun frei. Ihr Vorgesetzter, Lieutenant Stern, hat ihnen eine kleine Sonderaufgabe in Raum Y 702 erteilt. Diese Erklärung muss genügen. Und nun lauft!«, befahl Andrew und schob Peter vorwärts, hinter James und Ondras her.

Peter hörte ein leises Surren, als sie am Eingang angelangt waren. Er hätte vor Schreck fast aufgeschrien, als Andrews Drohne angeschossen kam. Der Android fing sie behände ein und ließ sie in seinem Brustpanzer verschwinden.

»Peter, du musst durch den Scanner treten. Ich werde zeitgleich meine Schadsoftware einschleusen.«

Peter nickte und trat mit der ID eines Militärangehörigen, den er in seiner Datenbank gefunden hatte, unter den Scanner. Wie erwartet wurde Peters ID, die ihn einwandfrei als Josh Munster identifizierte, akzeptiert. Erleichtert trat Peter in das Gebäude. Er blickte zurück zu Andrew, der ihm zunickte. »Los, los, los!«

Schnell gingen die drei durch den Scanner, der brav ihre IDs bestätigte, als gehörten sie hierher.

In dem Gang zwischen Haupteingang und Empfangshalle hielt Andrew an. Er zeigte auf die Türvorsprünge: »Versteckt euch dort, die Türen führen in unbenutzte Räume, da wird euch niemand überraschen. Ich kümmere mich jetzt um die beiden Personen am Empfang.«

Dann ging er zum Tresen.

»Guten Tag, kann ich Ihnen helfen?«, fragte die Frau vor ihm,

ohne zu lächeln.

»Oh, ich denke, das können Sie.«

Ehe die Frau etwas erwidern konnte, sank sie zu Boden. Ihr Kollege, der daraufhin aufspringen wollte, sackte ebenfalls augenblicklich in sich zusammen. Andrew hatte im Vorfeld erklärt, dass er über einige Betäubungspfeile verfügte, die er aus Luftdruckläufen in seinen Handgelenken verschießen konnte. Das Mittel wirkte in Sekundenbruchteilen, sodass Getroffenen keinerlei Zeit zum Handeln blieb.

»Ihr könnt kommen«, sagte Andrew.

»Hättest du das nicht auch bei den Wachen machen können?«, fragte Peter mit Blick auf die bewusstlosen Körper, die von Andrew so hinter den Tresen gezogen wurden, dass man sie nicht mehr sehen konnte.

»Nein, meine Munition ist begrenzt, und außerdem hätten wir die bewusstlosen Körper vor dem Eingang, der zudem Videoüberwacht wird, entfernen müssen. Jedes Problem bedarf einer angemessenen Lösung.«

»Jaja, verstanden, Superhirn«, grinste Peter.

Die vier setzten sich in Bewegung. Peter blickte sich dabei in dem modernen Empfangsbereich um. Unglaublich, wie schnell hier wieder ein Stück Vergangenheit, gemischt mit modernster Architektur, aufgebaut worden war. Einige Dinge, wie die Sitzgruppen linkerhand, erinnerten ihn schmerzlich an sein Leben auf der Erde. Die indirekten Leuchtelemente in Decke und Wänden, die spiegelnden Fußböden und der glänzende Empfangstresen wirkten dagegen fast skurril modern.

»Sehr unpassend«, übermittelte Andrew. »Ondras und James, versteckt euch hinter den Sesseln und den Zimmerpflanzen, die zwei Wachmänner sind unterwegs zu uns!«

Sofort verschwanden alle wie angewiesen.

»Peter, geh zurück und setz dich an den Empfangstresen! Nimm die Gestalt eines der beiden Bewusstlosen an.«

Andrew verschwand hinter der Sitzgruppe.

Hinten im Gang waren sich nähernde Stiefelschritte, vermischt mit sporadischem Gelächter, zu hören. Peter eilte durch die Tür in das Empfangsbüro, zog dem Pförtner die Jacke aus und streifte sie sich über. Doherty stand auf dem Namensschild. Die Wachmänner kamen hörbar näher, während Peter fieberhaft in der Datenbank seines BIDs nach der Akte des Pförtners suchte. Doherty, verdammt,

wo steckte sein Datensatz nur? Oder war er von einem der anderen Schiffe?

»… und dann meinte er zu Arnie, er wäre wahrscheinlich besser fürs Kloputzen auf der Platon geeignet!«, worauf beide in brüllendes Gelächter ausbrachen.

In diesem Augenblick wurde Peter fündig. Doherty, Arnold, Passagier auf der Platon. Was für ein Glück! Er aktivierte die Gestaltanpassung.

Einer der Wachmänner ging achtlos am Tresen vorbei. Der Andere stützte sich mit dem Ellbogen auf den Tresen und machte auf Peter den Eindruck, als wolle er seinen Kopf im nächsten Moment durch das ovale Sprechfenster in der Panzerglasscheibe stecken.

»Na, Arnie? Alter Haudegen! Wie isses?«

»Wie soll's schon sein?«, fragte Peter ins Blaue.

»Bist du echt noch beleidigt?«

Peter griff nach dem Verschlussdeckel des Sprechfensters.

»Alter, wir haben dich doch nur ein bisschen hochgenommen, jetzt mach dir mal nicht ins Hemd!« Sergeant Weißenrunder grinste ihn spöttisch an. Dann kniff er die Augen zusammen. »Sag mal, dein rechtes Auge sieht aber kacke aus. Lass das mal vom Doc checken!«

»Ja, mache ich«, sagte Peter so gelangweilt er konnte und schloss das Fenster energisch. Zum Glück war ihm seine Umwandlung nicht gänzlich entglitten. Das hätte buchstäblich ins Auge gehen können.

Weißenrunder klopfte zweimal auf den Tresen. »Nichts für ungut Arnie, mach's gut!«

Peter sagte nichts mehr.

»Peter, du kannst die Gesichtstransformation wieder revidieren und zum Soldaten werden. Leg die Jacke ab.« Andrew zeigte zu dem Durchgang ins Treppenhaus. »Wir müssen in das dritte Untergeschoss, dort finden wir Dr. Elias Fox.«

Peter nickte. Nun wurde es ernst. Sie hatten alles ausführlich besprochen, und wenn jeder seine Aufgaben plangemäß erledigte, sollten sie es schaffen. Aber es durfte nichts schiefgehen. Hier ging es um ihre Freunde, ihre Familien, die Kidj'Dan, aber vor allem um eine gemeinsame Zukunft hier auf Lumera.

»James«, sagte Peter im Gehen und legte dem ehemaligen General die Hand auf die Schulter.

»Ja?«

»Ich habe zwar diverse Kampftechniken und auch Erinnerungen an gefährliche Situationen in meinem Gedächtnis abgespeichert. Aber die meisten sind eben nicht meine, und … nun ja …«

»Hast du Angst?«, fragte James ihn direkt und wurde einen Schritt langsamer.

»Ehrlich gesagt, ja. Es geht einfach um alles, und wir dürfen nicht scheitern.«

»Peter, halte dich einfach im Hintergrund. Ondras ist ein erfahrener Kämpfer, Andrew sowieso, und auch ich habe meine Stärken«, grinste James ihm beruhigend zu, während sie am Treppenhaus angelangt waren.

»Menschen reden zu viel. Lasst uns schweigen und uns auf das Ziel konzentrieren«, sagte Ondras.

»Da muss ich ihm Recht geben. Es wäre besser, wenn ihr die letzten Minuten nutzt, um euch zu fokussieren«, bestätige Andrew.

Schweigend im dritten Untergeschoss angekommen, befand sich eine Stahltür, die aus dem Treppenhaus heraus in den Flur der Etage führte.

»Wartet«, sagte Andrew per BID. »Hier herrscht reger Verkehr. Ein Trupp, der bald ausrücken soll, hat sich im Vorflur zum Treppenhaus versammelt. Sie werden die Treppen nutzen und uns unweigerlich begegnen. Damit habe ich nicht gerechnet.«

»Verflucht – und jetzt?«, fragte Peter.

»Das bedeutet, dass wir ein verdammtes Problem haben«, sagte James. »Immerhin haben wir einen Kidj'Dan dabei. Das ist nun alles andere als unauffällig. Ich würde sagen …«

»Zurück! Die Treppe hoch in das zweite Untergeschoss!«, kam Andrew James zuvor.

Sie hasteten die Treppe ein Stockwerk hoch und traten durch die dort ebenfalls vorhandene Tür, die das Treppenhaus vom Rest der Etage abtrennte.

»Was nun?«, fragte Peter, nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatten. Er blickte sich um.

»Wir müssen zu den Aufzügen«

»Und was ist mit den Kameras dort?«, fragte James.

»Die Kameras überlistet Peter. Er verfügt wieder über die passende ID«, erklärte Andrew und sicherte den Gang, der zu den Aufzügen führte. Peter war froh, dass ihnen niemand hier entgegenkam. Um sieben Uhr abends hatten die hier tätigen

Büroangestellten vermutlich bereits Feierabend, oder sie hatten aufgrund der Kriegssituation andere Aufgaben zu erfüllen.

Die Gruppe blieb schließlich vor drei großen Aufzügen stehen.

Peter ließ seine ID scannen und beorderte so einen der Aufzüge zu ihrem Standort.

»Und was soll ich da drin tun? Nett lächeln und Fox allein überwältigen?«, flüsterte er verunsichert.

»Du nimmst dieses lumeranische Gewächs.« Andrew drückte Peter ein winziges Döschen in die Hand. »Lege den Inhalt des Döschens in der für die Kamera unsichtbaren Ecke ab und warte.«

»Also einfach dämlich gucken, meinst du? Das sollte mir in der Tat nicht schwerfallen«, stöhnte Peter.

»Es freut mich, wenn du das so siehst«, sagte Andrew, der die Ironie dieser Worte offensichtlich nicht verstanden hatte. Peter zuckte mit den Schultern. Sei's drum.

»Und dann?«

»Dann können wir anderen den Aufzug betreten.«

»Muss ich das jetzt verstehen?«, fragte James.

Ondras ergriff das Wort: »Das ist eine Moa'haa. Diese Pflanze erzeugt einen undurchdringlichen Nebel.«

»Ich frag jetzt nicht, wie das klappt. Eine Pflanze, die Nebel erzeugt? Und ihr seid sicher, dass das funktioniert?«, fragte James.

»Die Wahrscheinlichkeit liegt bei 98 Prozent«, antwortete Andrew. »Ich habe es mehrfach getestet. Die Pflanze erzeugt so dichten Nebel, dass für die Kameras nichts mehr zu erkennen ist. Und der Nebel ist so zäh, dass er sich auch nach mehreren Minuten nicht lichten wird. Zusätzlich verändert er nicht den Sauerstoffgehalt, sodass keine der sensiblen Sensoren anschlagen werden. Wärmesensoren besitzen diese Aufzüge übrigens nicht.«

»Okay Andrew, danke für die Erläuterungen. Aber ich verstehe nicht, warum uns das einen Vorteil verschaffen sollte? Sie werden so oder so jemanden schicken«, sagte James.

Andrew nickte. »Genau. Aber sie werden keinen Alarm schlagen, denn die Kameras zeigen lediglich ein milchiges Grau, und die Sensoren werden anzeigen, dass Sauerstoffgehalt und Temperatur im Normbereich liegen und alle anderen Luftwerte ebenfalls in Ordnung sind. Sie werden also schlimmstenfalls einen Techniker schicken, der sich das ansieht. Nicht mehr und nicht weniger. Bis der da ist, sind wir längst bei Fox. Der Techniker findet nichts, weil die Nebelbildung das Gewächs vollständig aufzehrt, und gibt

entsprechende Entwarnung. Beim Verlassen des Lifts wird Peter als Militärbediensteter erkannt werden. Das wars schon. Peter, ich bitte dich, nun in den Aufzug zu steigen.«

»Das brauchst du mir nicht zweimal sagen. Bin schon dabei.«

»Ich beabsichtigte auch nicht, dir mehrfach …«

»Andrew, ist gut, lass ihn«, sagte James.

Peter bekam das allerdings nur noch am Rande mit. Er war auf die vor ihm liegende Aufgabe fokussiert. Mit einem misstrauischen Blick auf die Überwachungskamera betrat er den Aufzug, holte das Döschen aus dem Rucksack und öffnete es. Fast übervorsichtig legte er das zum Vorschein gekommene Schwämmchen, oder was immer dieses schrumpelige Ding sein mochte, in die Ecke auf den Boden. Er betrachtete sein Werk für ein paar Sekunden. Der Schweiß floss förmlich aus seinen Poren. Für derlei Aufgaben war er wirklich nicht geschaffen. Eine Firma mit über tausend Mitarbeitern zu leiten – kein Problem. Aber dieser Stress hier – das war wirklich nichts für ihn. Aber es ging jetzt nicht um ihn. Er musste sich zusammenreißen. Ihr aller Überleben hing von ihrem Erfolg ab.

Okay, das merkwürdige Gewächs war plangemäß platziert. Nun musste er warten und hoffen, dass niemand den Aufzug von einer anderen Etage aus rief. Er blickte zu der Pflanze und bemerkte, dass sie zu zittern begann. Sie wechselte ihre Farbe und leuchtete nun in einem blassen Orange. Das Zittern verstärkte sich, und aus ihren unzähligen feinen Poren drang endlich der erwartete Nebel. Er stieg mehr und mehr im Lift empor und hatte Peter innerhalb kurzer Zeit vollständig eingehüllt. Reflexhaft wollte er fliehen, zwang sich aber zur Ruhe. Was hatte Andrew gesagt? Der Nebel war harmlos? Also immer mit der Ruhe, atmen, runterkommen. Er rechnete jede Sekunde damit, dass ein Alarm losheulte. Als der Nebel schließlich dicht genug war – es dauerte nur zwei Minuten – öffnete er die Türen des Lifts. Schweigend betraten auch die Anderen den Aufzug. Sie stiegen ein Stockwerk darunter wieder aus.

Starr stand Peter vor dem Aufzug und sah dabei zu, wie die Türen sich wieder schlossen. Es schien tatsächlich gut gegangen zu sein. Unfassbar.

»Nun komm schon«, flüsterte James und zog an seinem Arm.

Sie gingen durch den langen Flur.

James kannte sich zu Peters Beruhigung sehr gut in diesem Gebäude aus. Sicherlich war er in seiner Amtszeit öfter hier unten gewesen. Vor einer schwarzen Tür, über der die holografischen

Ziffern *962 – Drohnen* stand, blieb James stehen und atmete einmal tief durch. Andrew wollte vorangehen, aber James hielt ihn zurück.

»Das ist etwas zwischen Fox und mir, Andrew.«

»Ich verstehe, James. Ich möchte dennoch darauf hinweisen, dass es eine 41-prozentige Wahrscheinlichkeit gibt, dass Sie in wenigen Augenblicken getötet werden.«

»Vielen Dank auch für den Hinweis, du Schlaumeier«, knurrte James, ließ sich aber dadurch von seinem Vorhaben nicht abbringen. »Peter, kannst du bitte die Tür öffnen?«, sagte er stattdessen.

Peter trat zum Scanner. Er machte sich kampfbereit, sollte es notwendig werden. Zwischendurch kamen immer wieder Gedanken an die stattfindende Schlacht in ihm hoch. Ging es den anderen gut? Er wusste es nicht, aber er hatte seinen BID schon vor einiger Zeit für eingehende Meldungen deaktiviert. Er wollte nicht abgelenkt werden.

Der Scanner piepte kurz, und die Diode über der Tür leuchtete grün auf. Endlich war es so weit. So lange hatten sie darauf hingearbeitet, Fox von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen. Es war abgemacht, dass nur James und Peter den Raum betreten sollten. Sollte Ondras zu früh auf den Plan treten, könnte das die gesamte Situation unnötig aufheizen und unüberlegte Handlungen provozieren. Eine Schießerei war das Letzte, was sie brauchen konnten. Andrews Aufgabe war es, den Gang zu sichern und erst zu erscheinen, wenn die Situation sein Eingreifen erforderte.

Die Schiebetür öffnete sich, und Peter sah über James Schulter hinweg, dass sich dahinter ein großer Raum mit vielen Pulten befand. Von hier aus wurden also die Drohnen koordiniert. Vor jedem der Pulte saß ein Mann oder ein Android und kontrollierte die Flugrouten und Angriffe der Drohnen.

»Hallo Elias«, rief James laut in den Raum hinein.

Dr. Fox stand etwas weiter rechts an einem großen Tisch, über dem ein großes Hologramm des Schlachtfeldes schwebte. Der Präsident fuhr herum, schien aber nicht sonderlich überrascht zu sein.

»Oh James, wie nett, Sie hier zu sehen.«

Mehrere Wachmänner hoben ihre Waffen und zielten auf Peter und James. Die zwei bewegten sich langsam von beiden Seiten auf James zu. Fox grinste stoisch und wirkte, als fühle er sich absolut

sicher.

»Dr. Elias Fox, aufgrund Ihrer Gefährdung der Sicherheit dieser Nation – die anderen Punkte erspare ich Ihnen bis zum Verfahren, das wir gegen Sie erwirken werden – enthebe ich Sie Ihres Amtes als Präsident dieser Kolonie«, erklärte James.

Peters Hände zitterten. Ein flüchtiger Blick auf den Wachmann rechts neben der Tür zeigte ihm, dass auch dieser unter enormer Anspannung stand. Es schien ihm eindeutig, dass der Wachmann nicht so recht wusste, ob er dem General oder dem Präsidenten gewogen sein sollte. Zumindest zielte er nur halbherzig auf James.

Fox stand noch immer neben dem Hologramm. Mit einer ungeduldigen Handbewegung ließ er es verschwinden.

»Niedliche Ansprache. Und das soll mich jetzt beeindrucken? Obwohl … ich muss zugeben, Ihr Mut beeindruckt mich tatsächlich ein wenig.«

»Elias …«

»Für Sie bin ich noch immer Mr. President, verflucht nochmal! Haben Sie denn gar keinen Anstand?«

James lächelte eisern. »Sie sind kein Präsident mehr. Ich habe Sie soeben Ihres Amtes enthoben. Und ich fordere Sie auf, uns freiwillig zu begleiten. Dies ist Ihre letzte Chance, die Sache auf friedlichem Wege zu Ende zu bringen.«

Peter stand wie angewurzelt hinter James und wartete.

»Andrew, vielleicht solltet ihr jetzt zu uns kommen?«, fragte Peter über seinen BID.

»Nein, Peter. Noch nicht. Vertraue mir.«

Währenddessen sprach Fox weiter: »Sie sind wirklich ganz reizend, James. Aber ich sehe das etwas anders. Wir sind hier mit …«, Fox blickte sich um, »… gut fünfundzwanzig Mann bestens gegen Verräter wie Sie gewappnet. Okay, Sie haben es geschafft, unbemerkt bis hierher vorzudringen. Das verdient meinen Respekt. Was ich aber weder respektiere noch anerkenne, ist jedwede Form von Autorität Ihrerseits. Sie haben mit dem Feind gemeinsame Sache gemacht und die Menschheit verraten. Und nun glauben Sie, hier einfach reinspazieren und mein Amt übernehmen zu können? Glauben Sie ernsthaft, dass ich freiwillig mit einem Verräter durch diese Tür spazieren werde, obwohl ich mich um das Schicksal der Menschheit kümmern muss und meine Männer Sie in wenigen Sekunden töten könnten? Für so naiv habe ich Sie nicht gehalten.«

Peter beobachtete, wie James seinen Rücken straffte und tief

einatmete.

Es waren etwa acht Pistolen auf sie gerichtet. Sollten die Männer feuern, wären sie in Sekundenbruchteilen tot.

»Elias, Ihre Entscheidung?«, fragte James, obwohl er, wie auch Peter, die Antwort bereits kannte.

»Gut, James, hier ist meine Antwort«, sagte Fox und wandte sich seinen Soldaten zu, »Soldaten: diese Eindringlinge sind Verräter des menschlichen Volkes. Erschießt sie! Das ist ein Befehl!«, brüllte Fox, der sein falsches Lächeln nun abgelegt hatte.

»Runter!«, befahl Andrew per BID im selben Augenblick.

Peter reagierte sofort und warf sich zu Boden. James machte einen Schritt nach links und rammte dem Wachmann seine Faust in den Magen. Mit einem Satz sprang er über einen Schreibtisch, der seitwärts zur Tür stand.

Ein Surren schoss an Peters Kopf vorbei, das ihn zusammenzucken ließ. Er öffnete die Augen und blickte in die verdutzten Gesichter von Fox' Soldaten. Fünf von ihnen waren von einem metallenen Diskus getroffen worden, den Andrew ausgesandt hatte. Die glänzende Scheibe hatte wie ein Bumerang einen Bogen gezogen und ihnen die Leiber aufgeschnitten. Andrew schoss zeitgleich auf die drei anderen Soldaten, bevor diese überhaupt die Chance dazu hatten, selbst zu feuern. Das lief so unnatürlich schnell ab, dass man die schemenhaften Bewegungen des Androiden nur erahnen konnte.

Jetzt hielt Andrew, der nun mitten im Raum stand, den Diskus wieder in seiner rechten Hand, faltete ihn wie einen Fächer zusammen und ließ ihn in seinem Brustpanzer verschwinden. Sofort eröffneten die anderen Soldaten das Feuer. Andrew packte Peter und riss ihn mit sich hinter eine Konsole.

»Gut, James, der Punkt geht an Sie und Ihren Androiden. Aber wie Sie sehen, sind wir Ihnen trotzdem haushoch überlegen. Ob Sie es glauben oder nicht, im Zweikampf hätten Sie keine Chance gegen mich. Geben Sie auf«, brüllte Fox über den Lärm der Schüsse hinweg.

»Ach was?! Eine Kampfmaschine sollen Sie sein? Selbstüberschätzung ist Ihr größtes Talent, Fox!«, rief James hinter seiner Deckung.

»Unterschätzen Sie mich nicht, James.«

»Und Sie mich auch nicht, Elias«, sagte James und erhob sich hinter seiner Deckung. »Feuer einstellen!« rief James den Soldaten

zu, die zu Peters Erstaunen gehorchten. Groß schien der Respekt zu sein, den er ehemalige General immer noch genoss.

Auf einmal weiteten sich die Augen der Soldaten, und ihre Waffen schwenkten herum. Peter ahnte, dass Ondras den Raum betreten haben musste. Ein Blick zur Tür bestätigte seine Vermutung. Die Soldaten waren nun sichtbar nervös und zielten auf den Kidj'Dan.

»Sie können Ihre Waffen runternehmen. Das ist Ondras vom Volk der Kidj'Dan. Er ist unbewaffnet und, so wie wir, in friedlicher Mission hier. Die Kidj'Dan hatten nie vor, Three Moon anzugreifen« sprach James. »Wir wollen nur Fox. Lassen Sie uns ihn mitnehmen und diesen unnützen Krieg beenden.«

»Machen Sie sich nicht lächerlich! Ich komme nicht mit, und meine Leute sind auf meiner Seite.«

James atmete hörbar aus.

»Gomez, Malek, Fink!«

Die Angesprochenen nickten.

»Ihr kennt mich, und ihr wisst, wo ich stehe. Wir müssen dieses Blutvergießen beenden. Niemand wollte diesen Krieg. Wir sind gerade dabei, unser eigenes Volk dem Untergang zu weihen. Dafür haben wir die Erde nicht verlassen. Soll sich auf Lumera alles wiederholen? Wir müssen …«

»Jetzt halten Sie aber die Schnauze, James. Sie machen sich ja komplett lächerlich.«

Einer der Soldaten senkte seine Waffe. »Ich finde, Sie sollten ihn ausreden lassen.«

»Wie können Sie es wagen, Malek?«, raunzte Fox.

»Ich möchte ebenfalls hören, was General Lenoir zu sagen hat«, erwiderte einer der anderen Männer. Peter beobachtete, wie Fox dunkelrot anlief, dann wieder blass wurde und sich anschließend rote Flecken in seinem Gesicht ausbreiteten. Was war mit ihm los? War er krank?

»Malek, Waffe hoch! Sie unterstehen meinem Befehl! Lenoir steht auf der Seite des Feindes. Er gefährdet den Fortbestand der restlichen Menschheit.«

»Für mich ist er immer noch unser General!«, widersprach Malek mutig.

Peter sah, wie es in Fox' Gesicht arbeitete. Er hob sein Kinn, als er schließlich weitersprach: »Gut, Lenoir. Ich komme mit Ihnen. Es würde mich ja brennend interessieren, was Sie gegen mich

vorbringen wollen. Immerhin haben Sie mich selbst vereidigt.«

Peter war überrascht. Entweder war Fox nun durchgeknallt, oder er plante etwas, denn seine Worte passten nicht zu seinem Gesichtsausdruck.

James schien diese Aussage aber zu genügen. Fox trat auf ihn zu, und die Soldaten senkten allesamt ihre Waffen.

Peter konnte gar nicht so schnell gucken, wie Fox eine kleine Handfeuerwaffe zutage förderte und ohne erkennbaren Anlass auf Ondras schoss. Er traf den Kidj'Dan in die Herzgegend. Ondras taumelte zur Seite und stolperte über einen Bürostuhl. Er schlug hart auf den Boden, wo er regungslos liegen blieb. Blaues Blut strömte aus seiner Schusswunde.

Fox richtete derweil seine Waffe auf James. »Jetzt sind Sie dran, Sie mieses …«

Weiter kam er nicht. Peter sprang zu Fox und schlug ihm mit einem gezielten Tritt die Pistole aus der Hand. Der verdutzte Blick des Präsidenten haftete auf Peter, der einen kräftigen Handkantenschlag gegen Fox' Hals ausführte, der jeden normalen Menschen hätte ohnmächtig werden lassen. Der Präsident aber schien völlig unbeeindruckt. Er stand noch immer vor ihm. Hatte er einen Fehler gemacht? Den richtigen Punkt an der vorderen Halsregion verpasst? Fox hatte nicht einmal mit den Wimpern gezuckt.

»Keiner greift ein«, rief Fox stattdessen, »das ist ein Befehl!«

Peter spürte einen dumpfen Schmerz im Gesicht und sein Kopf schnellte seitwärts. Als er sich wieder gefangen hatte, trat ihm jemand in die Kniekehle, sodass er zu Boden ging. Er blickte sich um, doch da war niemand. Sein Arm wurde blitzartig nach oben gerissen und er wurde wieder auf seine Füße gestellt. Plötzlich stand Fox vor ihm und grinste ihm dreckig ins Gesicht. »War das alles?«

Peter schlug seine Faust ruckartig in Fox' Gesicht, doch noch bevor er es auch nur berührt hatte, stand der Mistkerl plötzlich gerade so weit entfernt, dass sein Arm zu kurz für einen Treffer geworden war. Wie konnte das sein? Wie konnte er sich nur so schnell bewegen? Plötzlich erhielt Peter drei Treffer ins Gesicht, links, rechts und einen direkt auf die Nase. Ein Schwall Blut ergoss sich über seine Kleidung.

»Uuuh, was für eine Sauerei! Ach, Peter, nun sehen Sie sich mal

den Boden an.« Fox stand vor ihm. Überheblich wippte er auf seinen Fußballen auf und ab. »Wissen Sie, Peter, das soll unser feiner Lieutenant Malek machen, das wäre ein fairer Deal! Sie werden mein kleiner Schoßhund, und er darf den Boden auflecken. Er ist nämlich vom selben Schlag wie Sie, aber er ist obendrein ein Verräter. Er hat seinen Eid gebrochen, den Präsidenten zu beschützten.«

Blitzschnell lief Fox zu Malek. »Bitte, Mr. … President, meine Fam…« Bevor Malek den Satz beenden konnte, hatte Fox die Waffe des Soldaten nach oben gerissen, griff an den Abzug und ein Schuss krachte durch Maleks Kinn, der die Decke blutrot einfärbte.

Peter war fassungslos. Wie konnte Fox so schnell und so stark sein? Plötzlich stand Fox erneut vor ihm. Peter reagierte instinktiv. Mit einer Kopfnuss schaffte er es, Fox zu Boden zu werfen, aber der stand sofort wieder auf, tauchte unter Peters Schlägen durch und rammte ihm seine Faust mit einer Wucht in die Magengrube, dass Peter die Luft wegblieb. Gerade wollte Fox erneut zuschlagen, da rief James mit dröhnender Stimme: »Elias!«

Er hatte eine Pistole auf Fox Kopf gerichtet. »Ich denke, es reicht.«

Fox zögerte für den Bruchteil einer Sekunde. Peter nahm seine letzten Kräfte zusammen, rief die Erinnerungen von Kevin Chau ab, und warf Fox mit einem Griff aus seinem Baguazhang-Repertoire über seine Schulter auf eine der Konsolen, die durch die Wucht des Aufpralls krachend nach hinten kippte. Fox rappelte sich benommen auf, stand aber im nächsten Moment wieder vor Peter.

»Bald haben Sie es hinter sich«, zischte er, wirbelte an Peter vorbei und legte seinen Arm von hinten um seinen Hals. Mit einer unmenschlichen Kraft drückte er zu. In der Hand blitzte plötzlich ein Messer auf. Peter spürte die Klinge an seinem Hals. Warum war Fox nur so unglaublich schnell?

»Mr. President ...«, versuchte es einer der anwesenden Soldaten.

»Klappe! Lasst mich durch!«

»Aber Sie können doch nicht einfach …«

»Ich habe gesagt, du sollst die Klappe halten, sonst bist du als nächster dran!« schrie Fox wie von Sinnen.

Peter merkte, wie die Schneide sich in seine Haut drückte. Sein BID meldete ihm einen harmlosen Schnitt am Hals, aber dabei würde Fox es sicher nicht belassen. Fieberhaft suchte Peter nach einem Ausweg.

Andrew hob die Arme und trat beschwichtigend einen Schritt vor.

»Dr. Fox. Seien Sie vernünftig. Lassen Sie den Mann gehen, und kommen Sie mit uns. Sie erhalten einen fairen Prozess«, appellierte er.

»Nix da. Lasst mich durch, oder dieser … Kerl ist der nächste, der dran glauben wird.«

»James«, sagte Peter über seinen BID, »ich schaffe es nicht allein.« Er stemmte sich mit aller Kraft gegen Fox, der bestimmt über hundert Kilo wog, was dieser mit einem festeren Druck seines Messers beantwortete. Peter spürte zunächst nur das Blut, dass aus seinem Hals strömte. Sein BID meldete ihm einen Schnitt von gut drei Zentimetern Länge. Größere Gefäße waren zum Glück noch nicht beschädigt.

»Ich werde ihn erschießen«, beschloss James mit aktivierter BID-Übertragung. »Auf dein Kommando, Peter.«

»Sie werden jetzt schön mitkommen. Eine verdächtige Bewegung, und ich mache sie kalt!«, wies Fox Peter an.

Langsam zog Fox Peter mit sich in Richtung Ausgang. Plötzlich durchzuckte ihn ein schneidender Schmerz. Jetzt hatte Fox ihn auf dem Gewissen, dieses verdammte Dreckschwein!

»Ups, das war wohl ein bisschen zu viel«, witzelte Fox kalt.

Peter schloss die Augen. Seine Schulter fühlte sich warm an von der Blutfontäne, die rhythmisch aus der Wunde in seinem Hals spritzte. »Jetzt!«, übermittelte Peter seinem Kameraden.

Zwei laute Schüsse, die aus unmittelbarer Nähe abgegeben wurden, dröhnten in Peters Ohren. Er spürte, wie Fox' Körperspannung hinter ihm plötzlich erstarb.

Beide sanken zu Boden. »Sani!«, brüllte einer der Soldaten.

Peter drehte sich herum, um zu sehen, was passiert war. James stand noch immer mit gehobener Waffe da. Er hatte Fox zweimal von der Seite in den Torso geschossen.

Fox blickte fassungslos auf James' Pistole.

»Das verstehe ich nicht …«, hörte Peter ein leises Flüstern aus Fox' Mund. Ein Schwall dunklen Blutes quoll aus seinem Mund, und er sackte mit aufgerissenen Augen in sich zusammen. Peter beobachtete, wie das Leben aus Fox wich. Das war es also? Das war das Ende ihrer Mission?

Zwei Sanitäter eilten durch die Tür und begannen, Fox wiederzubeleben. Peter sah die ernsten Gesichter der Sanitäter,

dann ihr Kopfschütteln. Fox war tot.

In Peters Ohren klingelte es, und er konnte seine Augen kaum offen halten. Der Blutverlust und die Erschöpfung forderten ihren Tribut.

»Und nun rufen wir die Männer vom Schlachtfeld zurück, Major«, hörte Peter die vertraute Stimme von James. Dann war endlich Ruhe.

28 – Julia

Juli 2385 | Dumras

»Dad, fass nicht immer an den Verband. Der Arzt hatte gesagt, du sollst ihn in Ruhe lassen!«, ermahnte Julia ihren Vater, nachdem sie es geschafft hatte, sich aus seiner Umarmung zu lösen. Ihre Erleichterung darüber, dass er lebte, war unbeschreiblich.

»Aber es juckt nun mal«, sagte Peter und fühlte sich ertappt wie ein kleines Kind.

Sie rollte mit den Augen. »Das nennt man Heilungsprozess. Wo ist eigentlich James?«

»Er räumt hier auf, wie er es formuliert hat. Er will morgen Vormittag zur Bevölkerung Three Moons sprechen. Brauchst du noch Sachen aus Dumras?«

»Ja, ein paar Dinge hole ich später noch. Sofern sie noch existieren«, sagte Julia zweifelnd.

»Du, sag mal, wo ist Anastacia eigentlich? War sie nicht mit Ryan und dir in der Höhle?«, fragte Peter. »Sind sie noch dort?«

Julia merkte, wie die Angst in ihr emporkroch. Sie musste ihrem Vater die Wahrheit über seine Liebste sagen. Es war unausweichlich.

»Dad, wegen Anastacia … sie war nicht die ganze Zeit bei mir. Sie wollte John und den anderen beistehen.«

Peters Augen weiteten sich. »Anastacia war im Kampfgeschehen? Wie konntest Du …«

»Ich hab's versucht, du hast ja gesehen, dass sie sich sehr verändert hat. Sie konnte … kann mit den Midas kommunizieren, sieht, was die Midas sehen. Sie wollte nicht tatenlos herumsitzen, als John und Ethan Hilfe auf dem Schlachtfeld brauchten. Also hat sie sich den Midas-Kriegern angeschlossen. Ich konnte sie nicht aufhalten, es tut mir leid.«

Peter sah sich panisch um. »Das darf doch nicht wahr sein! Und wo ist sie jetzt?«

»Wir wissen es nicht, Dad«, sagte Julia verzweifelt. »Ihr Midas hatte mehrere Treffer abbekommen und ist in Panik geraten. Sie ist irgendwo im Dschungel abgestürzt. Ihr BID ist offline. Kein Signal. Aber wir glauben nicht, dass sie tot ist. Andrew hat Drohnen ausgesandt, die mit Wärmebildkameras nach ihr suchen. Und James hat diese kleinen X-Drohnen in den Dschungel geschickt, vielleicht finden die ihre Spur.«

»O Gott, Julia. Das ist ja schrecklich. Ich musste mich voll auf meine Mission konzentrieren, darum habe ich meinen BID auf inaktiv gesetzt. Wir mussten doch Fox ausschalten. Ich … hätte ich gewusst … ich hätte …«

Julia nahm ihren völlig erschöpften Vater abermals in den Arm. Sie spürte seinen Schmerz, seine innere Unruhe, all die vielen Sorgen, die von den brüllend lauten Ereignissen der letzten Tage zum Schweigen gebracht worden waren. Die Situation erinnerte Julia an den Tod ihrer Mutter. Auf der Platon war es Jason gewesen, der ihrem Vater vom Tod seiner Frau zu berichten hatte. Diesmal war sie diejenige mit dieser Hiobsbotschaft. Aber es gab noch Hoffnung, sagte sich Julia. Noch wussten sie nicht, ob Anastacia wirklich tot war. Sie war intelligent, und sie kannte sich mit den Gegebenheiten des Dschungels aus. Und sie war seit ihrer Verwandlung ganz schön tough. Man hätte fast meinen können, dass sie zu einem Teil von Lumera geworden war. Ja, Anastacia konnte dort überleben. Davon war Julia überzeugt.

»Dad, ich muss dir etwas anderes sagen. Robert ... er ... ist gefallen.« »Ich habe es schon von John gehört«, sagte Peter mit feucht Augen, während er sich von ihr löste.

»Er hat John das Leben gerettet und seins dabei gelassen. Er ist als Held von uns gegangen.«

»Was redest du denn für einen Blödsinn! Diese Schlacht war sinnlos wie jede Schlacht. Im Krieg zu sterben ist ein sinnloser Tod. Das ist eine verfluchte Tragödie, nichts weiter! Wir hätten Fox einfach viel früher stoppen sollen! Dann wäre es vielleicht nicht dazu gekommen«, sagte Peter verbittert und wischte sich eine Träne aus dem Auge.

Julia drückte ihren Vater noch einmal fest an sich.

»Robert wird mir fehlen. Und ich will wissen, wo Anastacia ist«, sagte Peter leise.

Nun hatte auch Julia mit den Tränen zu kämpfen. Sie empfand eine unglaubliche Wut auf Fox, der durch seinen Tod einem Prozess

und damit auch seiner verdienten Strafe entgangen war. Aber immerhin war er tot und konnte keinen Schaden mehr anrichten. Aber Robert … ja, Robert war ein unendlicher Verlust. Julia klammerte sich mit verzweifelter Hoffnung daran, dass wenigstens Anastacia noch lebte.

»Dad, ich möchte nach Ethan sehen. Ich habe bislang nur über den BID mit ihm gesprochen«, sagte Julia.

Peter nickte verständnisvoll. »Geh, meine Liebe«, sagte er und legte seine Finger auf den Verband an seinem Hals. »Oh, eine Frage noch: Wie geht es Ondras?«

»Ondras geht es wieder viel besser. Fox hat wohl versucht, sein Herz zu treffen, aber da lag er bei Ondras völlig daneben. Der hat zwar viel Blut verloren, ist aber inzwischen wieder wohlauf.« Sie umarmte ihren Vater und drückte ihn fest an sich.

»Bis gleich, Dad. Und denk daran«, sagte sie leise, während sie sich mit ihrem Zeigefinger über ihren Hals strich. »Finger weg vom Verband!«

Julia spürte den Blick ihres Vaters im Rücken. Noch immer sah sie seine traurigen Augen vor sich, doch jetzt konnte sich alles nur noch zum Besseren wenden. Sie waren von James rehabilitiert worden, was ihnen wieder den Zugang nach Three Moon ermöglichte, das war doch zumindest ein Lichtblick.

Julia betrat das Krankenzimmer nebenan, in dem Ethan sich befinden sollte. Vorsichtig zog sie den Vorhang zurück. Ehtan lag auf einer schmalen Liege. Ryan saß auf einem Hocker daneben.

»Hi Julia«, sagte Ryan, der sie als Erster bemerkte.

»Hi Ryan.«

»Julia, wie geht es dir?«, rief Ethan freudig und setzte sich auf.

»Na ja, mir geht es soweit gut. Die Frage ist doch eher, wie es dir geht.«

»Ich war todmüde, aber meine Kräfte kehren langsam zurück.«

Peinliche Stille lag für einen Moment in der Luft.

»Ich lass euch mal einen Moment allein. Muss noch ein paar Sachen organisieren«, erklärte Ryan und verschwand hinter dem Vorhang.

Julia beobachtete Ethan dabei, wie er mal wieder in seinem Rucksack wühlte, der neben der Liege stand. Erwartungsgemäß zog er die zerbeulte Metalldose – sein Dörrgrasvorrat – heraus. Julia wurde ärgerlich. Sollte sie ihm jetzt dabei zusehen, wie er sich die

nächste Dosis verpasste?

Ethan öffnete die Dose und hielt sie Julia unter die Nase.

»Gut, sie ist leer. Und was willst du mir damit sagen? Dass ich loslaufen soll und dir neues sammeln soll?«, fragte sie schnippisch.

»Ach, was redest du denn da? Ich wollte damit sagen, dass ich nüchtern bin. Ich habe seit vierzehn Stunden keinen Halm mehr gekaut.«

Julia war sich nicht sicher, ob das ausreichte, um von dem Zeug loszukommen, aber immerhin war es ein Schritt in die richtige Richtung.

»Ethan, das freut mich. Und ich werde dich dabei unterstützen, so gut ich kann.« Julia drückte seine Hand. »Wahrscheinlich ist es ganz nützlich, dass wir in Three Moon alle Hände voll zu tun haben werden. Dann ist für Gedanken an Dörrgras sowieso kein Platz in deinem Kopf.«

»Meinst du, es wird gut gehen?«, fragte Ethan.

»Ja, das schaffst du!«

»Nee, ich meine unsere Rückkehr in die Stadt. Immerhin waren wir Ausgestoßene. Nicht jeder wird sich darüber freuen, dass wir nun hierbleiben.«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Aber wir sollten es zumindest versuchen. Wenn alle Stricke reißen, was ich wirklich nicht hoffe, haben wir bei den Kidj'Dan immer ein zweites Zuhause. Wenn es uns hier zu ungemütlich wird, gehen wir eben wieder zurück nach Dumras.«

»Na, das sind aber nicht so super Aussichten, finde ich.«

»Ach Ethan, lass uns positiv an die Sache rangehen. Wir schauen, was passiert. Die Kidj'Dan bauen Dumras wieder auf, und wenn uns in Three Moon die Decke auf den Kopf fällt …«, versuchte Julia ihren Freund zu beruhigen.

»Ich weiß nicht so recht … was anderes bleibt uns ja kaum übrig, oder?« Ethan gähnte ausgiebig.

»Ruh dich noch ein bisschen aus. Ich freue mich, dass es dir gut geht.«

»Das hört sich gut an.« Ethan legte sich wieder auf der Liege zurück und schloss die Augen. Julia drückte ihm kurz die Hand und hauchte ihm einen Kuss auf die Wange. Er sah so friedlich aus, wie er dalag. Es versetzte ihr einen Stich ins Herz, als ein Schatten ihrer innigen Gefühle von damals wiederauflebte.

Julia zog den Vorhang wieder hinter sich zu. Sie wollte noch nach John schauen., der ein paar Räume weiter liegen musste. Sie spähte vorsichtig durch den Schlitz im Vorhang, aber dahinter lag ein schlafender Soldat. Beim nächsten Vorhang, durch den sie spähte, hatte sie Glück.

John sah wesentlich lädierter aus als Ethan. Im ersten Moment hätte man ihn für tot halten können, wie er da, bedeckt mit Verbänden und bläulichen Flecken im Gesicht, vor ihr lag. Einzig sein regelmäßiges Atmen zeugte davon, dass er noch unter den Lebenden weilte. Lautlos schlüpfte Julia durch den Vorhang. Sie blieb vor der Liege stehen und beobachtete den ehemaligen FBI-Agenten. Sie kniete sich neben ihn auf den Boden und betrachtete sein kantiges Gesicht. Plötzlich öffnete er die Augen. Julia wäre fast gestolpert, so schnell sprang sie auf die Füße. Johns blutunterlaufene Augen hätten sie beinahe aus dem Krankenzimmer gejagt, doch im letzten Moment fasste sie sich wieder.

»Hey«, sagte John, dessen Stimme sich anhörte, als müsste sie sich durch eine enge Felsspalte zwängen.

»Hey, wie geht es dir?«

»Bescheiden. Nee, ging mir nie besser. Der Arm ist halb ab, ich habe ’ne dreifache Gehirnerschütterung und meine Organe haben ordentlich Pingpong gespielt. Aber ansonsten ist alles gut.«

Julia konnte nicht umhin, die Augen zu verdrehen.

»Okay, im Ernst, es geht wirklich schon viel besser. Meine Healthbots flicken mich gerade Zelle für Zelle wieder zusammen. Was will ich mehr?«

»Geht es dir denn auch sonst gut? Ich meine … Robert …«

»Ich … mir fehlen die Worte. Ich war bei ihm, als er starb. Er hat mich gerettet. Warum nur konnte ich nicht dasselbe für ihn tun?« John drehte seinen Kopf zur Seite. Julia war unschlüssig, was sie jetzt tun sollte. Einfach rausgehen?

Sie trat zu John ans Bett und nahm seine Hand. Es fühlte sich so gut an, die Wärme seiner Haut zu spüren! John drehte reflexartig den Kopf zu ihr. Sie sah Tränen in seinen Augen schimmern, aber auch die Überraschung über ihre Geste. Er zog seine Hand nicht weg, worüber Julia froh war. Stattdessen drückte er ihre Hand und strich dann mit den Fingern darüber. Schmetterlinge jagten durch Julias Bauch, und fast hätte sie ihm vor Schreck die Hand entzogen. Herrgott, das war doch nicht normal!

Julia wusste nicht, was sie sagen sollte, deshalb genoss sie

diesen intimen Augenblick schweigend. Gleichzeitig aber verfluchte sie diesen Moment. Gerade hatte sie noch Ethan einen Kuss gegeben – und jetzt das. Konnte es sein, dass sie eine Entscheidung zu treffen hatte?

»Wann findet die Rede von James statt?«, unterbrach John das Schweigen und ließ Julia unwillkürlich zusammenzucken. Schnell zog sie ihre Hand nun doch fort.

»Ich … also … morgen Vormittag«, stotterte sie. Gleichzeitig rief sie sich zur Ruhe. Ihr BID meldete: Puls 163, Blutdruck 156 zu 82.

»Okay. Ich glaube, ich werde mich mal langsam in die Senkrechte begeben«, sagte er und setzte sich umständlich auf.

»Langsam, John, ruh dich noch ein wenig aus!« Sie blickte ihm prüfend in die Augen. »Geht es dir wirklich gut?«

»Jaja, es geht. Du solltest zu Peter gehen. Dein Vater wird dich jetzt brauchen.«

Julia nickte. Er hatte vermutlich recht. Solange Anastacia nicht auftauchte, brauchte er ihre ungeteilte Aufmerksamkeit.

29 – Miranda

Oktober 2222 | 31 Jahre später | Erde

»Miranda, es wird Zeit! Was suchst du denn noch?«, rief Tony.

»Ich komme!« Miranda schaute nach oben. Die Wetterprognose für diesen Tag hatte Recht behalten. Leicht bewölkt und etwas windig. Der beste Zeitpunkt also für ihre Abreise. Heute, am 23. Mai 2222, begann die Reise in eine neue Zukunft. Dies war der Tag, an dem sie, gemeinsam mit ihrem Freund Tony – ihrer großen Liebe – und ihrem Vater in ein neues Leben aufbrach. Sie verschloss die Haustür sorgsam hinter sich, als könnte sie damit verhindern, dass sich jemand später Zutritt zum Haus verschaffte.

»Einen kleinen Moment noch. Ich bin sofort bei euch«, rief Miranda den beiden Männern zu, die gemeinsam die letzten Sachen in Tonys Auto quetschten.

Miranda lief um das kleine Haus herum. Einen Steinwurf weit hinter dem Haus blieb sie vor einem hüfthohen Stein stehen. Er stand ein wenig schief in der sumpfigen Wiese. Die letzten Wochen hatte es geregnet, als gäbe es kein Morgen mehr. Sie schoss ein Foto des Steins und speicherte es auf ihrem BID. Dann hockte sie sich hin und strich liebevoll über die Inschrift. Sie entfernte mit dem Fingernagel eine Flechte, die sich langsam darüber ausbreitete und las, wie sie es schon so viele tausendmal getan hatte:

»Was tief in deinem Herzen weilt, verlierst du auch im Tode nicht – Fay Oliver *2009 †2191«

Die Inschrift auf dem Grabstein ihrer Mutter war Miranda so vertraut geworden, doch nie war das, was da geschrieben stand, zu ihrer wirklichen Überzeugung geworden.

»Mum«, Miranda räusperte sich, »wir brechen nun auf. Ich weiß nicht, was uns erwartet und ob wir es überhaupt bis zu den Kuppeln schaffen. Aber wenn wir leben wollen, müssen wir hier weg und dich zurücklassen.« Den letzten Satz hatte sie geflüstert. »Du weißt,

dass ich in Gedanken immer bei dir bin. Wir werden uns irgendwann wiedersehen. Daran glaube ich ganz fest. Ich liebe dich, Mum!« Miranda strich liebevoll über den Grabstein und spürte, wie eine Träne auf ihren Arm tropfte.

Ihre Mutter war nun schon einunddreißig Jahre tot, aber es schmerzte noch immer, wenn Miranda an sie dachte. Und sie wusste, dass dieser Schmerz erst mit ihrem eigenen Tod vergehen würde.

Miranda erhob sich und musste an gestern Abend denken. Fast eine Stunde lang hatte ihr Vater mit dem verbogenen Regenschirm am Grab gestanden und sich verabschiedet. Sie hatte ihn durch das Badezimmerfenster beobachtet und es brach ihr das Herz, wie er dort im strömenden Regen stand, so klein und so verloren.

Als sie es endlich schaffte, sich vom Grab ihrer Mutter loszureißen und um die Hausecke lief, wäre sie um ein Haar mit Tony zusammengestoßen.

»Hab ich mir doch gedacht, dass du dich noch verabschieden wolltest.« Sie spürte Tonys warme Umarmung. Es tat unheimlich gut. Tief sog Miranda seinen angenehmen Duft ein.

»Bist du okay?«, fragte er und sah ihr in die Augen.

»Ja, es ist in Ordnung. Wir sollten fahren.«

Ihr Vater hatte bereits im Wagen Platz genommen und war in eine Straßenkarte vertieft. Zum bestimmt hundertsten Mal stellte Miranda sich die Frage, ob dieser Weg, den sie nun auf sich nehmen wollten, wirklich in ein besseres Leben und somit in eine bessere Zukunft führen konnte. Oder war es unausweichlich, dass die Erde ihren Tribut forderte und damit auch die Frage, ob sie vermeintlichen Schutz in einer Kuppelanlage fanden, völlig unerheblich war? Sie wusste es nicht und ein ungutes Gefühl begleitete sie, als sie vom Haus wegrollten – auf dem Weg in eine ungewisse Zukunft.

29 – James

Juli 2385 | Three Moon

»Ehrenwerte Bewohner Three Moons und Kidj'Dan; an alle Lumeraner!« James Lenoir stand kerzengerade in seiner Feststagsuniform auf einer provisorisch errichteten Bühne auf dem Prozessionsplatz von Three Moon und ließ seinen Blick über die Menge schweifen. Alle Menschen, die den Kampf überlebt hatten und deren Gesundheitszustand es zuließ, standen vor ihm. Es war noch immer eine beeindruckende Zahl – und noch immer waren sie nicht vollzählig, denn weitere Raumschiffe waren noch unterwegs nach Lumera.

Am Rand der Menge sah er Julia, Ethan und Ryan. John hielt sich etwas abseits. Und ganz vorne, direkt vor der Bühne stand Steve. James lächelte ihm zu. Er war so froh, seinen Mitarbeiter und gleichzeitig besten Freund wohlauf zu sehen, nachdem Fox ihn wochenlang ohne Kontakt zur Außenwelt weggesperrt hatte.

»Heute ist der wichtigste Tag unserer noch kurzen Zeit auf Lumera. Denn heute legen wir einen Streit bei, den es überhaupt nicht hätte geben dürfen. Einen Streit, den viele unserer Freunde mit ihrer Gesundheit oder gar mit dem Leben bezahlt haben. Und mit Freunden meine ich sowohl uns Menschen als auch unsere neuen Freunde – die Kidj'Dan.«

Ein Raunen ging durch die Menge, als Königin Radascha und einige Vertreter des Hohen Rates neben ihn auf die Bühne traten. Mit über den gesamten Körper wabernden blassblauen Tentakeln begrüßte die Königin die Menge. Die anderen Kidj'Dan standen respektvoll, aber durch ihre Größe dennoch beeindruckend, etwas hinter ihrer Königin im Halbkreis.

»Ich freue mich sehr, dass Königin Radascha uns an diesem Tage mit ihrer Anwesenheit beehrt«, sagte James und wandte sich mit einer angedeuteten Verneigung der Königin zu, wohl wissend, dass außer den Soldaten, die am Kampf beteiligt waren, die meisten

anderen Bewohner Three Moons zuvor noch keinen lebenden Kidj'Dan aus der Nähe gesehen hatten.

Ryan applaudierte begeistert. Er setzte das Klatschen hartnäckig einige Sekunden lang fort, bis endlich ein verhaltener Applaus aus dem Publikum erwuchs, der aber binnen Sekunden wieder erstarb.

»Beide Seiten haben in den letzten Tagen Väter und Söhne, Mütter und Töchter verloren. Es waren die schrecklichsten Tage in unserer noch so jungen Geschichte. Der Krieg wird für immer eine Narbe in unserer Erinnerung hinterlassen. Und sie wird uns immer daran erinnern, dass es eine Zeit gegeben hat, in der wir Menschen einen schrecklichen Fehler begangen haben, den wir nur schwerlich wiedergutmachen können. Denn wir waren es, die Lumera als unsere neue Heimat gewählt haben. Wir waren es, die hier unsere Häuser gebaut haben. Und wir waren es, die grundlos einen Krieg mit den Bewohnern dieses wundervollen Planeten begonnen haben.

Elias Fox hatte die völlig unbegründete Sorge gehabt, dass wir von den Kidj'Dan wieder vertrieben werden könnten. Und obwohl uns Königin Radascha bereits zu diesem Zeitpunkt eine friedliche Koexistenz zugesichert hatte, ließ sich Fox nicht mehr von seiner Wahnvorstellung abbringen.«

Er machte eine Pause, um seine Worte wirken zu lassen. Die meisten Bewohner Three Moons hatten bislang nicht erfahren, dass es vor dem Krieg ausgedehnte Gespräche mit den Kidj'Dan gegeben hatte. Sie waren schonungslos Fox' Kriegsrhetorik ausgesetzt gewesen. Man konnte ihnen keinen Vorwurf machen, da ihnen wesentliche Informationen vorenthalten worden waren.

Nach einigen Sekunden erhob er wieder seine Stimme.

»Und als wir dann angriffen – und ich sage bewusst wir, obwohl ich bei diesem Angriff nicht mehr Teil der Armee war – haben die Kidj'Dan um den Erhalt ihrer Spezies gekämpft. Sie wollten ihr Leben, ihre Heimat, ihre Zukunft verteidigen. Und wer könnte ihnen dies verübeln?« Er blickte in zweifelnde, aber auch zustimmende Gesichter.

»Zum Glück für uns alle«, sprach er weiter und machte mit seinen Armen eine ausladende Geste, die alle Menschen und auch die Kidj'Dan einschloss, »konnten wir den Krieg beenden, bevor er einem unserer Völker nachhaltigen Schaden zufügen konnte. Nur durch den couragierten und selbstlosen Einsatz einiger Helden unter uns gelang es, der Schlange den Kopf abzutrennen und Elias Fox zu entmachten. Das Ziel, Fox einem ordentlichen Prozess zuzuführen,

konnte zu meinem großen Bedauern nicht verwirklicht werden. Elias Fox hat sich der Verhaftung widersetzt und ist dabei zu Tode gekommen.«

Die Zuhörerschaft geriet kurzzeitig in Unruhe.

»Aber wir haben nun die Möglichkeit für einen Neuanfang. Und der Ruhm dafür gebührt Peter Jennings, Ondras und dem Androiden Andrew. Bitte kommen Sie zu uns auf die Bühne!«

Peter, der bislang hinter der Bühne gewartet hatte, trat unter großem Applaus der Menge auf das Podest. Als Ondras ebenfalls auf die Bühne stieg, spürte James einen Rückgang der Begeisterung. Als dann aber Andrew die Stufen der Bühne erklomm, schwoll der Applaus wieder an. Alle drei winkten den jubelnden Menschen zu. Ondras' Tentakel pulsierten in einem friedvollen Gelb.

James wandte sich den dreien zu: »Im Namen aller Lebewesen Lumeras danke ich Ihnen für Ihren Mut und für Ihre Tapferkeit. Ihr schnelles und beherztes Handeln hat das Blutvergießen beendet. Wir alle stehen tief in Ihrer Schuld. Bitte erlauben Sie mir, Ihnen als kleines Zeichen unserer Dankbarkeit diese Auszeichnung zu überreichen.«

Ein Soldat betrat die Bühne mit einem geöffneten Kästchen, in dem drei Orden lagen. James nahm sie und überreichte sie feierlich. Ondras schien mit der Situation völlig überfordert. Er stand wie festgefroren auf der Stelle. James legte ihm beruhigend die Hand auf einen der Arme. »Ich danke dir von Herzen, mein Freund!«, sagte er leise und drückte eine der Hände. Peter wirkte abwesend. James legte seine Hand auf Peters Oberarm. »Wir werden Anastacia finden, darauf gebe ich dir mein Wort.« Peter blickte James kurz in die Augen und nickte.

Andrew zeigte brav seine Zähne, wie er es für diese Situation für angemessen hielt.

Nach der Ehrung wartete James das Ende des Applauses ab, bevor er weitersprach.

»Wir werden nun eine Woche der Trauer halten, die uns auch in Zukunft jedes Jahr von Neuem an das Ende dieses Krieges erinnern soll.«

Der Beifall bestätigte James, dass er damit dem Wunsch vieler Anwesenden entsprach.

»Aber es liegt auch eine Zeit der Hoffnung vor uns. Die Hoffnung auf eine glorreiche Zukunft hier auf Lumera – gemeinsam mit unseren neuen Freunden.« Er lächelte der Königin zu, die

wohlwollend in seine Richtung nickte.

»Denn gemeinsam werden wir mehr erreichen. Wir werden einander helfen, wann immer es nötig ist. Und wir können noch so viel voneinander lernen. Das alles wird seine Zeit brauchen, aber wenn wir alle uns mit Ehrfurcht, Respekt und Optimismus auf diese gemeinsame Reise begeben, können wir sicher sein, dass uns friedvolle und glückliche Zeiten bevorstehen.«

Dieses Mal erklang deutlich stärkerer Applaus. Er zeigte James, dass die Menschen bereit waren, die von Fox geschürten Vorurteile zu vergessen.

»In meiner Rolle als General und in Ermangelung eines rechtmäßig gewählten Präsidenten werde ich schnellstmöglich die demokratische Wahl einer neuen, fähigen und souveränen Regierung organisieren. Aber dies wird einige Wochen dauern und zuvor wird die Perseus hier eintreffen. Wir werden die Ankunft des Raumschiffs noch vorbereiten müssen. Daher erlaube ich mir, heute als Vertreter aller Menschen auf Three Moon, einen ersten Friedenspakt mit den Kidj'Dan zu schließen.«

Er wandte sich direkt der Königin zu: »Majestät, ich bedauere die Vorkommnisse der letzten Wochen zutiefst. Wie Sie wissen, habe ich bis zur letzten Minute versucht, den Krieg zu verhindern, der so viel Leid über Ihr Volk gebracht hat. Umso mehr danke ich Ihnen dafür, dass Sie heute bei uns zu Gast sind. Ich spreche im Namen aller Menschen, wenn ich sage, dass sich so etwas niemals wiederholen darf. Und wir werden alles dafür tun. Nie wieder soll ein Mensch einem Kidj'Dan Leid zufügen. Daher reiche ich Ihnen die Hand zum Frieden. Auf dass unsere Völker in Harmonie zusammenleben werden.«

Er streckte seine Hand aus. Die Königin, der diese Geste unbekannt zu sein schien, zögerte, bevor sie ebenfalls einen Arm ausstreckte und kurz vor James' Hand verharrte. Vorsichtig ergriff er die Hand der Königin. Ihre Tentakel, die bis dahin purpurn geschimmert hatten, leuchten blaugelb auf und ließen ihren ganzen Körper erstrahlen.

Eine Woge der Begeisterung brach aus dem Publikum hervor. Die Menschen klatschten, jubelten und lagen sich in den Armen. Die Aussicht auf Frieden und auf eine glückliche Zukunft machte die schmerzlichen Verluste der Vergangenheit kurzzeitig vergessen. James wusste, dass dieses Gefühl nicht von Dauer sein konnte. Dies war nur der Anfang. Er genoss diesen Moment der euphorischen

Aufbruchsstimmung in vollen Zügen. Es gab eine Perspektive. Es gab Hoffnung. Und es gab eine neue Heimat. Sie alle waren endlich zu Hause.

James saß an seinem Schreibtisch. Vorsichtig strich er über die blanke Tischplatte, als wäre sie aus Gold.

Er stöberte durch die Ordnerstrukturen seines BIDs. Er war nicht auf der Suche nach etwas Bestimmten. Aber durch seine Autorisierung als Interimspräsident von Lumera hatte er nun Zugang zu Informationen, die der strengsten Geheimhaltung unterlagen. Und er war schon immer jemand, der sehr sorgfältig arbeitete. Er wollte nachsehen, ob Fox vielleicht etwas Relevantes hinterlassen hatte.

Er musste nicht lang suchen, da stieß er auf einen Ordner, dessen Bezeichnung sich interessant anhörte. Er war erst vor drei Wochen angelegt worden und trug den Titel ›Erde‹. Na, das konnte doch spannend werden! James öffnete den Ordner. Er war nicht passwortgeschützt. Wozu hätte Fox sich auch die Mühe machen sollen? Es hatte ja sonst niemand Zugriff auf diesen Bereich.

Der Ordner enthielt nur eine einzige Datei, eine Video-Nachricht. James öffnete sie etwas verwundert. Worum ging es da? Die Datei wurde abgespielt, aber zunächst hörte er nur ein Knistern und Rauschen und sah ein Flackern. Dann vernahm er eine Stimme. Zunächst noch undeutlich, wurde sie schließlich so klar, dass er das Gesagte verstehen konnte. Ein klares Bild hatte er nicht. Es waren nur Schemenhafte Umrisse erkennbar, während die Nachricht lief.

»…Notnotnotruf, ausgesendet von Kekekendraaoookkk Alonso, Planet Eeeeaarrrrrrde. chschzzztoteles, Kennung Acchchch Null Eins, Funkkennung unbekannt. äääaeees.O.S. Die Kuppeeeooääanlagen haben weltweit mit Piliiiiikzkzzbefall zu kämpfen. Wir sind Kuppel 81 auf Puepupupueeeerto Rico. Die Vorrätgtgtgtzze … schöpftöpftöpft unnnnnsssriiiii … stattfindende Errrrrnte …chtet haben wird. Ich wieder chrrrr… er Standort lautet Arecibcibciblooo, Puerto Rico, Erde. Koordinatnatnatnaten: Eins acht Stuuuuuooonden komma zwei nuuminmintenenen komma drei neun Seksekunden Nord zu doopdopdoppelseoäääunden komma vier fünf Minuten komma eins nuuuu Sekunden Weeeiiissdsdsd!«

James war geschockt. Er hörte sich die Nachricht noch einige Male an. Der Anfang der Nachricht fehlte. Er klickte sich durch mehrere Ordner, ohne einen weiteren Funkspruch zu finden. War es

der einzige? Er musste mindestens zehn Jahre unterwegs gewesen sein.

James überlegte, was er mit dieser Information anfangen sollte. Er musste Steve davon berichten. Auf keinen Fall durfte davon etwas an die Bewohner durchsickern, ohne dass er einen Plan hatte, wie er mit der Nachricht umzugehen hatte.

Er schickte Steve eine Nachricht, umgehend in sein Büro zu kommen. Verkrampft und verschwitzt lehnte er sich in seinem Schreibtischstuhl zurück und trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Mit steifen Gliedern stand er schließlich auf. Er brauchte dringend einen Kaffee. Als er gerade die ersten Schritte zur Kommode zurückgelegt hatte, signalisierte ihm die Diode über der Tür, dass jemand sein Büro betreten wollte. James wunderte sich. Steve hatte aber schnell den Weg zu ihm zurückgelegt.

Noch bevor James einen Blick auf die Kamera werfen konnte, um sich zu vergewissern, dass es wirklich Steve war, schob etwas oder jemand die Schiebetüren zu seinem Büro energisch auseinander, sodass diese ein lautes Surren von sich gaben.

James zuckte zurück.

Eine von unbändiger Wut und Mordlust verzerrte Fratze blickte ihm entgegen und verzog sich zu einem spöttischen Grinsen. Trotz der erstaunlich vielen roten Flecken darauf war das eindeutig das Gesicht von Dr. Elias Fox.

Das von Erde befleckte Totenhemd war seitwärts aufgerissen, sodass der Großteil des Oberkörpers zu sehen war. James schluckte fassungslos. Fox sah aus wie ein Bodybuilder in seiner Hochphase. Er musste unbändige Kraft aufgebaut haben. Fox – oder was auch immer aus ihm geworden war – ballte beide Fäuste. Die Handknöchel knackten leise und wurden von einem tiefen Lachen begleitet.

»Und nun sprechen wir über deine Präsidentschaft!«, sagte er.

Fortsetzung folgt mit

Lumera Expedition: Return

Nachwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

ich möchte mich ganz herzlich bei Ihnen für das Lesen meines Buches bedanken. Ich hoffe, es hat Ihnen gefallen und Ihre Lust auf mehr geweckt. „Lumera Expedition – Return“ folgt in Kürze.

Eine herzliche persönliche Bitte: **Ich freue mich riesig, wenn Sie meinem Werk auf Amazon eine Rezension schenken würden.** Sie helfen mir, meine Arbeit fortzusetzen und Sie weiterhin mit spannendem Science Fiction-Lesefutter zu versorgen.

Wie Sie dieses Buch rezensieren können:

1. entweder blättern Sie bis zum Ende des Buches
2. oder Sie öffnen mein Buch bei Amazon und verfassen dort eine kurze Rezension.

Dank Ihrer Unterstützung kommt bald Band drei der Trilogie um Julia, Peter und John in den Handel. Damit Sie den Start nicht verpassen und in den Genuss des Einführungspreises kommen, tragen Sie sich am besten jetzt gleich in meinen Newsletter ein:

www.lumera-expedition.com/newsletter

Zum Start des dritten Bands der Trilogie verlose ich unter allen Newsletter-Empfängern drei signierte Taschenbücher der „Lumera Expedition: Return“ mit persönlicher Widmung.

Fantastische Grüße,

Ihre Jona Sheffield

Dramatis Personae

AMURET Hochdekorierter Krieger der Kidj'Dan.
ANDRAS Kidj'Dan. Mitglied des Hohen Rates.
ANDREW Android. RAP Generation IV.
BARNES, STEVE First Lieutnant. Vertrauter von General James Lenoir.
BONNEVILLE, ALLEN Sergeant Major, später General.
CHAU, KEVIN Großmeister im Baguazhang.
COOPER Soldat. Flügelmann von General Bonneville.
JOHNSTEN Soldat. Flügelmann von General Bonneville.
DOHERTY, ARNOLD Pförtner in der Militärbasis von Three Moon.
DOYLE, CHAD Bohrspezialist.
FOX, DR. ELIAS Ehemaliges Mitglied des Repräsentantenhauses der US-Regierung.
ENUMIS Kidj'Dan.
ERUBA Kidj'Dan.
FAIVRE Soldat.
FENDER, RYAN Widerstandskämpfer.
FLEMMING, DR. Arzt in Three Moon.
FREDDY Bekannter Tonys.
GABAN Kidj'Dan. Mitglied des Hohen Rates.
GANUBA Kidj'Dan. Mitglied des Hohen Rates.
GODJ'AAN Kidj'Dan, Oberbefehlshaber der Krieger.
GODWIN, RUPPERT Biomedic-Spezialist auf der Erde.
GOLDWIN Soldat.
GONDUL Kidj'Dan. Mitglied des Hohen Rates.
GORJAN Kidj'Dan. Mitglied des Hohen Rates.
JAMES, ETHAN Widerstandskämpfer.
JENNINGS, JASON Unternehmer, Sohn von Peter und Martha Jennings.
JENNINGS, JULIA Widerstandskämpferin, Tochter von Peter und Martha Jennings.
JENNINGS, PETER Unternehmer, Vater von Julia und Jason. 2017

an Krebs gestorben. Wurde kryokonserviert. 2384 wiederbelebt und mittels Nanotechnologie geheilt.
JENNINGS, RAMONA Frau von Jason Jennings.
JOSIE Kleines Mädchen, das Julia Jennings im Flüchtlingslager auf der Erde betreut hat.
LENOIR, JAMES General und Oberbefehlshaber der Kolonie Lumera Eins.
MUDJ'GIN Heiler der Kidj'Dan.
MUNSTER, JOSH Bediensteter der Millitärbasis von Three Moon.
NA'RAM Kidj'Dan-Wächter.
JONES, MARK Leiter Sicherheitsabteilung.
O'HARA Kommunikationsoffizierin. Gespielin des Präsidenten.
OLIVER, FAY Widerstandskämpferin. Lebensgefährtin von Gerrit Pierson.
PATTERSON, TED Exobiologe.
PIERSON, GERRIT Widerstandskämpfer. Lebensgefährte von Fay Oliver.
PREUSS, ANASTACIA Geobotanikerin, liiert mit Peter Jennings.
RADASCHA Königin der Kidj'Dan.
SILVERMAN, DR. Arzt an Bord der Platon.
SILVESTRE Soldat.
STANHOPE, JOHN Ehemaliger FBI-Agent.
STERN, LT. Lieutenant in der Militärbasis von Three Moon.
SULLIVAN, ROBERT Leiter der Flottencrew und der Monteure.
TANAKA, AKITO Abgeordneter.
THISTLEWEED, LUISE Sektretärin von James Lenoir.
TIPPER Colonel
TONY Mirandas Freund.
TUCKER Soldat.
WEISSENRUNDER, SGT. Sergeant in der Militärbasis von Three Moon.

Glossar

ARISTOTELES Weltraumarche.
BENUS Von den menschlichen Siedlern verwendete Bezeichnung riesenhafter Flugwesen, die irdischen Fledertieren entfernt ähneln.
BID Abkürzung für »Brain Interaction Device«. Implantate, die hinter dem Ohr eines Menschen implantiert werden. Ermöglichen einen direkten Informationsaustausch mit Brainbots, die sich im Gehirn eines BID-Nutzers befinden. Hierdurch können Nutzer Wissen, Empfindungen und Erinnerungen in digitaler Form selbst über große Entfernungen an andere Nutzer übertragen. BID-gestützte Geräte wie Türen, Shuttles oder Drohnen können damit kraft Gedanken gesteuert werden. Ursprünglich waren BIDs bloße Weiterentwicklung von Smartphone. Die BID-Technologie hat sich jedoch rasant weiterentwickelt und schließt seit 2040 die Möglichkeit ein, den Gesundheitszustand eines Nutzers zu überwachen. Die Möglichkeiten des Missbrauchs dieser Technologie waren stets umstritten.
BRAINBOTS Nanobots, die sich im Gehirn in die DNA eingliedern
CUBE Würfelförmiges kleines Gerät, um Hologramme darzustellen.
DUARRAS Längenmaß der Kidj'Dan.
DUMRAS Dorf der Kidj'Dan, das Three Moon am nächsten liegt.
EMP Elektromagnetischer Puls.
EPSILON ERIDANI Drittnächster Stern zum irdischen Sonnensystem, etwa 10,5 Lichtjahre von der Erde entfernt. Lumera ist der zweite Planet Epsilon Eridanis.
GANUL Ein Kunststoff der Kidj'Dan.
GAMR'HA Peitsche.
GARR-HÖHLE Erntehöhle der Kidj'Dan.
GHOMA Bäume, in deren Baumkronen die Sphaa leben.
GODJ'AAN KidjDan. Oberbefehlshaber der Kidj'Dan Krieger.
GOLLGOS Reptilienartige Wesen, die von den Kidj'Dan als Reittiere genutzt werden.

GT8 Aufklärungsdrohne.
Hapt’Arian Heimatplanet der Kidj’Dan.
Hapt’Urugan Name Lumeras in der Sprache der Kidj’Dan.
Hamt’Darr Stadt der Kidj’Dan.
Humril Stadt der Kidj’Dan.
Holonet Drahtloses Hochgeschwindigkeitsnetzwerk zur Übertragung jeglicher Daten in annähernder Echtzeit. In Ansätzen vergleichbar mit dem Internet der 2020er Jahre.
ISA Weltraumorganisation, zu der einige der Weltraumarchen u.a. die Platon gehören.
Keycard Schlüsselkarte, die zur Authentifizierung dient.
KI Künstliche Intelligenz.
Kidj’Dan Bewohner Lumeras.
Kud’Schan Stadt der Kidj’Dan.
Lavumos Bakterienart, die die Kidj’Dan zum Terraforming nutzen.
Lumera Erdähnlicher Planet im Sonnensystem Epsilon Eridani.
Midas Siehe »Benus«. Kidj’Dan Bezeichnung für »Benus«.
Mineostat Zeitrechnung der Kidj’Dan.
Moa’haa Gewächs das dichten Nebel erzeugen kann.
Nalans Winzige käferartige Insekten, die von den Kidj’Dan für medizinische Zwecke eingesetzt werden. Beim Menschen wirken sie stark mutagen.
Namala Nutztiere. Ausgesprochen nervös und schnell reizbar.
Nano-Cloud Externes Speichermedium für Inhalte der BIDs.
PEP Kurzform von Pulsed Energy Projectile. Eine nicht-tödliche Energiewaffe, um Angreifer mittels eines erzeugten Plasmas abzuwehren.
Platon Weltraumarche.
Rad’Mil Stadt der Kidj’Dan.
Railgun Eine Waffe, die mithilfe von Elektromagneten Projektile mit Mündungsgeschwindigkeiten von etwa acht Kilometern pro Sekunde verschießen kann. Im Zuge der Entwicklung der Archen waren diesbezüglich enorme Fortschritte hinsichtlich Größe und Stromverbrauch gemacht worden. Diese Waffen erzeugen schon allein aufgrund ihrer hohen kinetischen Energie erhebliche Schäden.
RAP IV Android der neuesten Generation.
Real Mankind Im Grenzgebiet zwischen den USA und Kanada operierende Miliz.
Replikator Scherzname einer hochentwickelten Kidj’Dan-

Technologie, die verschiedenste Gegenstände aus nahezu allen Elementen des Periodensystems herstellen kann.
ROAHD'JIN Siehe Replikator.
RFID-TRANSPONDER Sender-Empfänger-System zur automatischen und berührungslosen Identifikation und Lokalisierung von Objekten und Lebewesen mittels Radiowellen.
SCHWARZE SCHLEIMKUGEL Spinnenartige Tiere, die hochaggressiv auf Bedrohungen von außen reagieren. Vergrößern sich unter Stress innerhalb kurzer Zeit um ihre bis zu hundertfünfzigfache Größe. Ultimativ verschießen sie toxische Stachel. Hautkontakt führt unmittelbar zum Tod.
SKYRIDER Ultraleichtflugzeug mit schwenkbaren Düsen.
SMARTWATCH Uhr, die Hologramme darzustellen vermag.
SPHAA Insektenähnliche Tiere, die die ersten beiden Tage nach dem Schlüpfen für den Menschen bei Berührung tödlich sind.
SPEED-V Kleine, vier- bis sechssitzige Fahrzeuge mit bis zu 200 km/h Höchstgeschwindigkeit.
SPIDER-GRANATE Handgranate. Kann selbständig Ziele ansteuern, festsetzen und im Falle einer Manipulation von außen, verbrennen.
STV Small Transport Vehicle.
THREE MOON Name der aus Basis Eins auf Lumera entstanden Stadt.
UMEA SPACEflIGHT Flugorganisation, zu der Archen wie die Aristoteles gehören.
VR Virtuelle Realität.

Danksagung

Es ist mir ein wichtiges Anliegen, an dieser Stelle den Menschen zu danken, ohne deren Unterstützung dieser zweite Band niemals hätte entstehen können. So ein Buch zu schreiben und hinterher zu veröffentlichen ist wie eine Berg- und Talfahrt. Immer wieder gerät man als Autorin an die eigenen Grenzen und fordert nicht nur sich selbst, sondern auch seiner Umgebung eine Menge ab.

Mein größter Dank gilt natürlich meiner Familie: meinem Ehemann, ohne dessen Hilfe und Unterstützung dieses Werk nicht entstanden wäre. Meinen drei wundervollen Kindern, die oft genug beobachten mussten, wie Mama “kurz mal” am Laptop saß oder gedankenverloren ins Nichts blickte, während die Kleinste die Wände anmalte.

Ich danke meiner Mutter und meiner Schwester und auch dem Rest der Familie, die mich immer darin bestärkt hat, das zu tun, was ich liebe.

Und ich danke meinem stillen Helfer, meinem Mentor, meinem Freund, Georg, der sich so unglaublich für mein Werk eingesetzt hat und mir so eine große Stütze war. Ich darf natürlich auch seine Frau Nici nicht vergessen, die vermutlich öfter mal auf ihren Ehemann verzichten musste, weil er an meinen Formulierungen geschraubt hat.

Ich danke auch meinem Lektor, der, und das weiß ich sicher, mit viel Herzblut an meinem Projekt mitgewirkt hat und immer wieder seine selbst gesteckten Grenzen überschritten hat, um meinem Buch den nötigen Feinschliff zu verpassen.

Ich danke meinem Chef und Freund Roland dafür, dass er mir die Möglichkeit gibt, meinen Traum zu leben.

Nicht zu vergessen sind meine Testleser – Dirk, Axel, Lena und Marc – die mir stets mit sehr konstruktivem Feedback zur Seite gestanden und mir geholfen haben, spannende Geschichten zu schreiben, die viele Menschen begeistern.

Und last but not least danke ich natürlich Ihnen: dafür, dass Sie

mein Buch gekauft haben. Dafür, dass Sie mich mit Ihrem Feedback bestätigt haben, diesen zweiten Teil zu schreiben. Ohne Sie wäre das alles gar nicht möglich.

DANKE!

Über die Autorin

Jona Sheffield, geboren 1978 in Kiel, studierte BWL, bevor sie bei einem Düsseldorfer Medienunternehmen andockte. Ihre Schreiblust lebt die Senior Managerin nicht nur im Beruf aus, mit der Veröffentlichung der Lumera Expedition erfüllt sie sich einen großen Kindheitstraum. An einem anderen Traum, nämlich die unermesslichen Weiten des Weltalls selbst zu bereisen, hält sie fest.

Sheffield lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern bei Köln.

Mehr Informationen über Jona Sheffield und die Lumera-Reihe finden sich auf ihrer Website, auf Facebook und Instagram:

www.lumera-expedition.com

